Der Krieg

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges

1917/18

Elfter Band

(Vierter Jahrgang, Band II)



Stuttgart 1918

Franckh'sche Verlagshandlung

Inhalt des elften Bandes.

Seite

Chronik des Krieges 237, 261, 281, 301, 325, 345, 365, 385, 409, 429, 447.

Illustrierte Kriegsberichte

Die Zwangsoffensive der russischen Revolutionsarmee. Von Dr. Kurt Floericke 238, 262
Die Abwehrschlacht. Von Hans Schoenfeld . 244
Die Gegenoffensive der Verbündeten im Sommer 1917 in Galizien. Von Dr. Kurt Floericke 282, 302
Der Zusammenbruch der Weichselfront. Von Dr. Kurt Floericke 327, 346
Der Einbruch in Livland. Von Dr. Kurt Floericke 366, 386
Die Wikingfahrt nach Ösel. Von Dr. Kurt Floericke 390, 410
Die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika. Von C. Hophan-Näsels 431

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges

Präsident Wilson 247
Großadmiral Anton Haus 269
Erzherzog Joseph 289
Zwei deutsche Botschafter am Wiener Hof . 311
General Otto von Below 334
General Ferdinand von Quast 352
Feldmarschall Kronprinz Rupprecht 396
Georges Clémenceau 419
Rittmeister Frhr. v. Richthofen 436

Die Mittel des Krieges

Der gefiederte Depeschenbote. Von Willy Bautzner 250
Sport und Spiel in Heer und Marine. Von Otto Lehmann 253
Die Flak. Von Albert Schmidt 271
Das Land, das die Granaten pflügen. Von Willy Bautzner 274
Der Krieg unter der Erde. Von Fritz Hemmerich 277
Die Feldbäckerei. Von E. Alschmidt . . . 290
Unsere Maschinengewehr-Scharfschützen . . 295
Die Militärmusik im Kriege. Von G. Herrmann 316
Das Lausoleum. Von W. Bautzner 319
Feldgraue Handwerker. Von E. Albert . 321
Gasangriffe. Von W. Bautzner 335
Geleitzüge einst und jetzt. Von Rich. Rietscher 339
Fahrende Lazarette. Von W. Bautzner . 354
Kraftfahrer im Feld. Von G. Herrmann . 356
Sparsamkeit im Feld. Von C. Frerichsen . 358
Der Kriegsflughafen. Von W. Bautzner . 362
Kanadische Kavallerie gegen Maschinengewehr-Scharfschützen 363
Unsere schwere Artillerie. Von W. Mannherz 375

Der Lederheinrich 378
Das Scherenfernrohr. Von Alb. Schmidt 399
Pferdezucht im Felde. Von Rich. Rietscher 401
Kriegslisten zur See 403
Von der Feldpost im Weltkrieg. Von A. Hempel 421
Der Krieg in den Alpen. Von Karl Müller 437
Österreich-Ungarns Kampf um seine Adriaküste. Von R. Fieling 444
Der Gefechtsmast auf Kriegsschiffen. Von Albert Schmidt 445

Vermischtes

Waffenstillstand 256
Masken und Maskierungen 279
Die Einwirkung des Luftdrucks von Geschossen 280
Die Wäscherei hinter der Front 296
Ein französischer Beobachtungsturm . . . 296
Eine merkwürdige Auszeichnung 324
Eine merkwürdige Verbesserung der Seeminen 324
Auszeichnungen tapferer Helden in alter und neuer Zeit 340
Das Fernlenkboot als Kriegsmittel 364
I tat mir ja sunst die Finger verbrenna! 364
Der Rasier- und Friseurtrupp hat drauf 'geübt 380
Ein neues deutsches Riesengeschütz 380
Der Pfeifer von Loos 404
Englischer Schützengraben unter deutschem Artilleriefeuer 404
Ein Ausspruch Moltkes 404
Maasmünster 404
Die englische Presse 404
Die Phrase in Frankreich 404
Montenegrin. Vorstellung auf dem Lowzen 444
Österreich.-ungar. Haubitzen auf dem Marsch im Gebiet des Lowzen 444

Der Sammler

Die Anlage und Ordnung von Kriegssammlungen. Von Olly Oltmanns 258
Eine Auswahl aus der Kriegszeitung der Feste Borkum 260
Kriegszeitschriften der Engländer. Von Karl Bruno 297, 343
Künstlerkarten aus dem Felde 300
Eine österr.-ungar. Feldwochenschrift . . . 300
Kriegszeitungen deutscher Firmen. Von Olly Oltmanns 341, 381
Eine gefälschte Gazette des Ardennes . . 343
Kriegszeitungen der Schweiz 344
Originelles Notgeld 344
Bulgarischer Kriegsbilderbogen 344
Allerlei von deutschen und österr.-ungar. Soldatenzeitungen 383
Pariser Lebensmittelkarten von 1870 71 . 384

	Seite
Hindenburg-Gedenkblatt	384
Holzkarten in Bozen	384
Wilna, zwei Jahre deutsch	384
Wie Belgrad eingenommen ward	384
Über Kriegsgefangenen- und Vermißtenpost. Von Georg Rüssel	425
Armee-Abzeichen. Von O. Oltmanns	426
Die Besetzungsmarken der Mittelmächte in Rumänien. Von G. Nora	427

Zeiten und Völker

Die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands in tausend Worten. Von S. v. Wegesack	1
Die deutsche Einigkeit	4
Deutscher Patriotismus	4
Gibt es eine Normalregierung?	4
Ein boshafter Ausspruch	4
Poesie und Politik	4
Diplomatie	4
Slawen in Italien	4
Jakob Burckhardt	4
Madrid, die Stadt der Gegensätze. Von Ernst Bütikofer	5
Die Kanäle in Rußland	6
Die Österreicher	8
Herders Stimme in unseren Tagen	8
Die Bureaukratenschule	8
Welche Diplomaten	8
Aus dem Geistesleben der Ukraine	8

Bildertafeln und Reliefkarten

Reliefkarte von Oberitalien I. II	260, 280
Der Fahnenträger	296
Die Erstürmung des Lowzen (farbig)	324
General der Inf. v. Falkenhayn	344
Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn	364
Der Pfeifer v. Loos. — Englischer Schützengraben unter deutschem Artilleriefeuer	384

Wenn blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel sind, so muß dies eine Veranlassung sein, den Krieg mehr zu würdigen, aber nicht die Waffe, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen Schwerte und uns die Arme vom Leibe weghaut.

General Karl v. Clausewitz.

Chronik des Krieges

vom 21. Oktober bis 2. November 1917.

21. Oktober. In Flandern Feuerkampf und vergebliche Teilangriffe des Feindes. Schwere Artillerieschlacht am Ailettegrund und Damenweg. — Die Einnahme der Insel Dagö wird vollendet. — Im Skumbital werden den Franzosen wichtige Höhenstellungen entrissen, während feindliche Angriffe bei Monastir ergebnislos bleiben. — Im Mittelmeer sind wiederum 40000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt worden. Die Gesamtbeute des U-Boot-Krieges im September beläuft sich auf 672000 Tonnen. — Erfolgreiche Patrouillengefechte an der italienischen Front. Gefecht leichter österr.-ungar. Seestreitkräfte mit italienischen Fliegern und Zerstörern in der Adria.

22. Oktober. Großkampftag in Flandern, der mit einem vollen Abwehrsieg der Deutschen endigt. Auch bei Soissons entwickelt sich nach furchtbarem Trommelfeuer eine Infanterieschlacht. Deutscher Teilerfolg auf dem Ostufer der Maas. — Abschluß der deutschen Operationen gegen die Inseln im Rigaischen Meerbusen. Die Gesamtbeute beträgt über 20000 Gefangene, 150 Maschinengewehre und 100 Geschütze. — An der mazedonischen Front hauptsächlich Artilleriekämpfe. — Italienische Vorstöße am Monte San Gabriele werden abgewiesen.

23. Oktober. Erfolgreiche deutsche Gegenangriffe in Flandern im Houthoulsterwald. Schweres, wechselvolles Ringen gegen die Franzosen südlich vom Oise—Aisne-Kanal. Schließlich müssen die deutschen Truppen zurückgenommen werden, wobei ein Teil des eingebauten Artilleriematerials verloren geht. Weiter seitwärts angesetzte französische Angriffe scheitern. — Die deutschen Vortruppen zwischen dem Rigaischen Meerbusen und der Düna werden ohne Störung durch den Feind zurückgenommen. — Eingreifen deutscher Truppen in die sich ausdehnende Gefechtstätigkeit an der italienischen Front. — Scharmützel in Albanien südlich Berat.

24. Oktober. Kampfpause in Flandern und am Oise—Aisne-Kanal, wo nur das Artilleriefeuer lebhaft ist. — Losbrechen einer deutsch-österreichisch-ungarischen Offensive gegen die Italiener zwischen Flitsch und Tolmein. Die vordersten italienischen Stellungen werden überrannt; mehr als 10000 Gefangene. — Ein deutsches Tauchboot vernichtet an der englischen Küste feindliche Handelsschiffe im Ausmaß von 26000 Registertonnen.

25. Oktober. Feindliche Teilangriffe in Flandern brechen blutig zusammen. Am Damenweg gehen die Franzosen wieder zum Infanterieangriff über und unter ihrem Druck müssen die deutschen Linien hinter den Oise—Aisne-Kanal zurückverlegt werden. Sturmerfolg deutscher Truppen auf dem Ostufer der Maas. — Die Schlacht zwischen Flitsch und Tolmein gestaltet sich zu einem großen Durchbruch der Truppen der Mittelmächte, die vielfach über die italienische Grenze vordringen. Die Gefangenenzahl steigt auf 30000, die Beute an Geschützen auf mehr als 300. Unter dem Drucke dieser Offensive beginnen die Italiener auch mit der Räumung der Hochfläche von Bainsizza. — Im Atlantik fallen einem deutschen Tauchboot 29000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes zum Opfer.

26. Oktober. Franzosen und Engländer suchen an der Front in Flandern abermals ohne jeden Erfolg die Schlachtentscheidung. Die Franzosen versuchen vergeblich, auf dem Nordufer des Oise—Aisne-Kanals festen Fuß zu fassen. — Die Kämpfe an der italienischen Front werden zu einer vernichtenden Niederlage der zweiten italienischen Armee. Erstürmung des Matajur und des Monte Santo. Die italienische Front wankt bis zur Wippach. Auf der Karsthochfläche hält sie sich noch. Weitere 30000 Gefangene und 150 Geschütze.

27. Oktober. Englische Teilangriffe in Flandern bleiben erfolglos. Am Damenweg gehen die Franzosen wieder zum Angriff über, ohne irgendwelche Vorteile erringen zu können. — Glänzender Fortgang der Isonzo-Offensive; die Truppen der Mittelmächte erkämpfen sich bei Cividale den Austritt in die italienische Ebene. Görz und Monfalcone werden zurückerobert. — Seegefecht bei Ostende.

28. Oktober. Örtliche Vorstöße des Feindes in Flandern brechen im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Schwere Kämpfe mit den Franzosen bei Braye und Filain. — Gesteigerte

Artillerietätigkeit an der mazedonischen Front. — Siegreiches Vordringen der Verbündeten bis vor Udine. Auch die italienische Front in Kärnten gerät ins Wanken. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 100000, die der genommenen Geschütze auf 700 gesteigert. — An der flandrischen Küste wird ein englischer Monitor schwer beschädigt.

29. Oktober. In Flandern und am Damenweg hauptsächlich Artilleriekampf. Deutsche Teilerfolge auf dem rechten Maasufer. — Eroberung von Udine.

30. Oktober. Erbitterte Kämpfe gegen die Engländer um Paschendaele. Der Feind vermag nirgends vorwärts zu kommen und holt sich schwere, blutige Verluste. — Erfolgreiche Fortsetzung der Offensive gegen Italien. — Ein deutsches Tauchboot hat im Atlantik wiederum 32000 Tonnen feindlichen Schiffsraumes versenkt. — Starkes Artilleriefeuer an der Sinaifront.

31. Oktober. Kampfpause an der Westfront. — Schlacht am Tagliamento; 60000 Italiener mit mehreren hundert Geschützen werden zur Waffenstreckung gezwungen.

1. November. Artilleriekampf und Erkundungsgefechte in Flandern; vergebliche Angriffe der Franzosen bei Braye. — Ein feindlicher Vorstoß bei Monastir wird abgewiesen. — Das rechte Ufer des Tagliamento wird vollends vom Feind gesäubert und dabei noch einige italienische Brigaden gefangen genommen.

2. November. Ernennung des Grafen Hertling zum deutschen Reichskanzler nach dem Rücktritt des Dr. Michaelis. — An der Westfront werden die ersten Amerikaner als Gefangene eingebracht. Deutsche Flieger bewerfen London und verschiedene Plätze der englischen Südküste mit Bomben. — Starker Artilleriekampf am Wardar. — Die Zahl der italienischen Gefangenen ist auf 200000, die der erbeuteten Geschütze auf 1800 gestiegen. — Die Engländer besetzen Berseba und beschießen mit Monitoren Gaza.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Zwangsoffensive der russischen Revolutionsarmee.

Von **Dr. Kurt Floericke.** Mit 5 Abbildungen.

Seit den blutigen Januartagen an der kurischen Aa und seit den für unsere Waffen erfolgreichen Kämpfen am Stochod und am Brückenkopf von Toboly hatte fast drei Monate hindurch nahezu vollständige Ruhe an der weitgespannten russischen Front geherrscht; nicht immer und nicht überall, aber doch verhältnismäßig selten nur unterbrochen durch das Dröhnen der Kanonenschüsse, noch seltener durch das Knattern des Kleingewehrfeuers. Die Deutschen und ihre Verbündeten warteten in ihren verschanzten Stellungen ruhig den Gang der Ereignisse ab. Hinter der russischen Front aber grollte das schwere Gewitter der Revolution, schwang die tiefe Friedenssehnsucht eines fast verblutenden Volkes, und grell schmetterten dazwischen die Kriegsposaunen der englischen Hetzapostel. Über die Mannszucht des russischen Heeres, über seine Unlust zum Angriff, über seine durch Fahnenflucht und eigenmächtigen Urlaub stark verringerte Frontstärke waren die ungünstigsten, für uns allerdings höchst angenehmen Nachrichten verbreitet. Diese waren zum Teil und für gewisse Monate sicherlich durchaus zutreffend, zum Teil aber auch arg übertrieben oder auch absichtliche Alarmschüsse der russischen Hetzpresse und ihrer englisch-französischen Verbündeten. Die dann doch wieder einsetzende russische Offensive, die an gründlicher Vorbereitung, an wuchtiger Stoßkraft und an Schneid der Durchführung ihresgleichen suchte, bewies doch recht deutlich, daß man solchen Gerüchten nicht übermäßiges Vertrauen schenken darf. Soviel ist heute klar, daß die Zersetzung des russischen Heeres keineswegs an der ganzen Front eine gleichmäßige war, und namentlich die Truppen der Südwestfront hatten unter der durch die Revolution geschaffenen Zuchtlosigkeit am wenigsten gelitten. Verstöße gegen die militärische Ordnung gehörten in diesem Frontabschnitt nicht wie in dem von Minsk oder Riga zu den alltäglichen Erscheinungen, und die Soldaten waren hier noch Soldaten geblieben und nicht politisierende Bürger geworden. Das ist wohl auch der Hauptgrund dafür, daß die erste Offensive der russischen Revolutionsarmee gerade hier einsetzte, an einem Abschnitt, wo ein etwaiger Erfolg nicht die Verteidigung des eigenen, sondern die Eroberung fremden Landes zeitigte, also eigentlich den Grundsätzen der Revolution widersprechen mußte.

Als sich die ersten Gewitteranzeichen neuer militärischer Tätigkeit an der russischen Front bemerkbar machten, bezweifelte man vielfach, daß es Kerenski und Brussilow trotz ihrer



Abb. 1. Kerenski hält an der Front eine Truppenschau über die Regimenter ab, die die Zwangsoffensive einleiten sollen.

hervorragenden Tätigkeit gelingen würde, die Muschiks nochmals zum Sturm gegen die deutschen Schützengräben vorzureißen, und es ist wirklich eine hoch anzuerkennende Leistung, daß die Revolutionsmänner das Wunder dennoch fertig brachten. Inwieweit dabei englische und französische Unterstützung mitgewirkt haben mag, läßt sich heute noch nicht aufklären, aber jedenfalls bedeutet die russische Sommeroffensive des Jahres 1917 einen hohen Triumph englischer Diplomatenweisheit, die es von jeher verstanden hat, andere für ihre Ziele bluten zu lassen. Die große englisch-französische Offensive an der Westfront hatte nicht zum Ziel geführt, die Italiener kamen auf dem Wege nach dem ersehnten Triest nicht vorwärts, General Sarrail verzettelte seine Kräfte in Mazedonien in fruchtlosen Kleinkämpfen, und dabei machte sich die Wirkung des Tauchbootkrieges von Tag zu Tag unangenehmer bemerkbar. Eine Entlastungsoffensive an der Ostfront zur Bindung stärkerer Kräfte der Mittelmächte erschien also unbedingt geboten, und sie wurde geschaffen, mochten auch dabei wieder einige Zehntausend russischer Soldaten ihr Herzblut hingeben.

Schon die Neubesetzung der russischen Kommandostellen ließ auf kommende Ereignisse schließen. Im Oberbefehl wurde der bedächtige Alexejew durch den Draufgänger Brussilow ersetzt, der sich seit seiner teilweise erfolgreichen Sommeroffensive 1916 den traurigen Ruhm des rücksichtslosesten Menschenschlächters erworben hatte. Seine neue Offensive im Sommer 1917 war nichts anderes als die Fortsetzung der vorjährigen, die schließlich in einem Meer von Blut stecken geblieben war. Sie zielte ebenfalls auf die Eroberung Lembergs, das im konzentrischen Angriff dreier mächtiger Armeen nördlich und südlich des Dnjestr erreicht werden sollte. Zu diesem Zwecke wurden nördlich des Stromes die 11., den rechten Flügel bildende, und die im Zentrum stehende 7. russische Armee angesetzt, während südlich des Stromes die 8. Armee das gleiche Ziel verfolgte. Möglich, daß diese 8. Armee zuerst auch noch weiter ausschauende Pläne hatte, vielleicht die Karpathenpässe zurückerobern und mit einem neuen Einmarsch nach Ober-Ungarn drohen wollte. Als aber der Nordflügel nach kurzen Anfangserfolgen stecken blieb, mußte sich auch die 8. Armee mit dem Ziel Lemberg begnügen. Ihr Befehlshaber war General Kornilow, der seit seiner abenteuerlichen Flucht aus österreichischer Gefangenschaft sich einer großen Volkstümlichkeit erfreute. Die 7. Armee wurde von General Belkowitsch angeführt, die 11. von dem erst 48jährigen General Alexej Gutor, der für einen der fähigsten russischen Heerführer galt. Aus der Nikolajewschen Generalstabsakademie hervorgegangen, hatte er sich als Stabschef der 9. Infanterie-Division schon

im japanischen Kriege mehrfach durch große persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, ebenso im Weltkriege, wo er 1916 an der Spitze des 6. Armeekorps in den Karpathen durch vier Schrapnellkugeln schwer verwundet worden war.

Ursprünglich war die Ausdehnung der Offensive wohl in noch größerem Rahmen gedacht und sollte bis über die Gegend von Luck hinausreichen, aber die dortigen Truppen wollten nicht recht, und deshalb blieb es in diesem Frontabschnitt bei belanglosem Scheinangriffen. Der erste wirkliche Offensivstoß, der am 1. Juni 1917 einsetzte, beschränkte sich auf die Gegend von der Bahnlinie Zloczow—



Abb. 2. Übersichtskarte zur Zwangsoffensive der Russen mit dem Ziel auf Lemberg.

Tarnopol bis zum Dnjestr und umfaßte demgemäß nur eine Frontbreite von etwas mehr als 30 km, war also für russische Verhältnisse recht schmal, zu schmal für die Erstreitung nachhaltiger Erfolge. Erst später wurde durch das Eingreifen der 8. Armee der Offensivabschnitt nach und nach auf gegen 120 km ausgedehnt. Der Stoß traf nördlich des Stromes Teile der Armeegruppe Böhm-Ermolli, namentlich die kampfbewährte Armee des zähen bayerischen Generals Grafen Bothmer, der hier wieder seinem alten Gegner, der 11. russischen Armee, den Vormarsch zu wehren hatte. Südlich des Dnjestr stieß Kornilow auf die Armee Terstzyanski. Auch die nach Galizien verschobenen türkischen Divisionen fochten in dem angegriffenen Frontabschnitt und bewährten auch diesmal wieder den alten Heldenmut.

Man muß es dem General Brussilow lassen, daß er seine Offensiven geschickt und gründlich vorzubereiten versteht. Der Aufmarsch erfolgte wider Erwarten rasch und mit gebotener Heimlichkeit, ja sogar die bei den schlechten Verbindungsverhältnissen und dem kläglichen Zustand der wenigen Bahnen außerordentlich schwierige Anhäufung beträchtlichen Artilleriematerials gelang in ungeahntem Maße. Ein riesiger Geschützpark wurde namentlich in der Gegend von Tarnopol zusammengezogen, darunter als Neuheit auch englische Schiffsgeschütze und amerikanische Motor- und Eisenbahngeschütze allerschwersten Kalibers. Die Ausrüstung der Truppen ließ, abgesehen davon, daß sie während der Julihitze noch in ihren schweren Winterkleidern fechten mußten, kaum etwas zu wünschen übrig. Die Leute waren gut gekleidet und genährt und hatten vortreffliches Schuhwerk, und man konnte, ganz im Gegensatz zu früher, die Gefangenen durchaus nicht mehr über schlechte Verpflegung klagen hören. Wer den russischen Soldaten kennt, weiß aber auch, daß gerade dieser Umstand viel zur Hebung der Stimmung beitragen mußte. Mit Recht konnte der Verpflegungschef, General Elsner, versichern, daß die Ernährung der Angriffstruppen nach menschlicher Voraussicht bestens gesichert sei, und ebenso durfte Oberst Jacubowitsch sich rühmen, daß noch niemals so viel Schießbedarf hinter der russischen Front aufgestapelt gewesen sei, wie gerade jetzt. Die lange Kampfpause hatte dazu ja ausreichend Gelegenheit gegeben. Schwieriger war es, die nötige Angriffsstimmung bei den kriegsmüden Truppen zu erzeugen und sie zu einem neuen Blutbad vorzureißen. Es fehlte denn auch anfangs nicht an bedenklichen Meutereien. Das 438. und das 462. Ersatz-Regiment weigerten sich offen, an der Offensive teilzunehmen, und mußten erst durch Maschinengewehre von ihrer Notwendigkeit überzeugt werden. Zwei Bataillone des Njeschawa-Fußregiments, die schon kurz vorher ihren eigenen Oberst ermordet und den ihm zu Hilfe eilenden Divisionär rücklings niedergeschossen hatten, verweigerten auch diemal mit der blanken Waffe den Vormarsch, wurden aber durch Kosaken und englische Geschütze wieder „beruhigt". Doch waren dies immerhin nur Ausnahmefälle, denn im großen Ganzen blieb die russische Südwestarmee fest in der Hand ihrer Führer. Kornilow, der seine Leute gut kannte und seit dem Siege der Revolution das Mäntelchen sehr nach dem



Phot.: Presse-Bureau Leipzig.
Abb. 3. Deutscher Feldküchenzug durchquert eine Furt in Ostgalizien.

Winde zu hängen verstand, ließ auch, ehe er seine Truppen zur Massenschlachtbank führte, die Schnapsflasche wieder fleißig kreisen, und so kam die geschichtliche „Tscharka“ (das Schnapsglas des russischen Soldaten) wieder zu hohen Ehren, nachdem es während des Oberbefehls des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch aus dem russischen Heere verschwunden gewesen war. Singend zogen die Truppen zur Front, und ihre Begeisterung rührte wohl nicht von Vaterlandsliebe allein her. Man hatte ihnen vorgeredet, daß sie für die Freiheit und die Revolution in den Kampf ziehen müßten; aber das war der reine Hohn, denn in Wirklichkeit geschah es ja nur für englische Interessen. Der weiche, fügsame Muschik erwies sich auch diesmal als sehr zugänglich für die Beredsamkeit geschickt angebrachter Worte. Als Kerenski Ende Mai persönlich in den Schützengräben erschien, gelang es seiner feurigen Rednergabe, die Soldaten zu überzeugen, daß Frieden und Freiheit nur hinter den deutschen Barikaden zu holen seien. So zogen sie mit einer gewissen Begeisterung in den Kampf, den sie für den letzten hielten, und auch unsere deutschen Soldaten haben ihnen das Zeugnis nicht verweigert, daß sie sich mit großer Tapferkeit geschlagen haben.

Unmittelbar vor Losbruch der Offensive traf Kerenski, dieser Helfer in allen soldatischen Nöten, wieder an der Front ein, und wahrlich, er schonte sich nicht. Unermüdlich spornte er mit hinreißenden Worten die Soldaten zum Angriff an, besuchte ihre vordersten Stellungen, saß stundenlang am Scherenfernrohr, weilte inmitten der feuernden Batterien oder begleitete zu Fuß die Angriffskolonnen einige hundert Schritt auf ihrem Todeswege, bis schließlich der schmächtige, schmalbrüstige und lungenkranke Mann vor Überanstrengung zusammenbrach und außerdem auch auf noch nicht aufgeklärte Weise verwundet wurde. Aber selbst seine und Kornilows Tatkraft, der in der Person des Generalleutnants Lukomski, des früheren Gehilfen des gewesenen Kriegsministers Polianow, einen tüchtigen Stabschef zur Seite hatte, vermochte nicht alle die bedenklichen Folgen der Revolution im russischen Heere auszugleichen. Es fehlte eben die eiserne Manneszucht, dieser „Rocher de bronze“ jedes Heeres, ohne die ein siegreicher Vormarsch nicht denkbar ist. Zu tief hatte die Zerrüttung schon gefressen, und doppelt ist es anzuerkennen, daß Kerenski trotzdem die Truppen zum Angriff zu begeistern vermochte, wenn auch eine einheitliche und zuversichtliche Stimmung trotz aller Bemühungen unter ihnen nicht Platz greifen wollte. Jedenfalls haben wir hier eine künstliche Massensuggestion vor uns, die zu den merkwürdigsten und interessantesten Erscheinungen dieses Krieges gehört und die später sicherlich den Psychologen und Geschichtsschreibern noch vielfachen Stoff liefern wird. Auch die Haltung der Offiziere unterschied sich sehr zu ihrem Vorteil von der in den früheren Abschnitten des Krieges. Sie gingen diesmal rücksichtslos inmitten ihrer Mannschaften mit vor, und für unendlich viele war es der letzte Weg. Die Besten von ihnen türmten sich zu Leichenhügeln, auf denen Blumenbeete für die selbstsüchtigen Absichten Englands und

Amerikas wuchsen. Denn ein so unverantwortlicher Raubbau wie hier mit den besten Kräften eines Volkes ist selbst in diesem furchtbaren Kriege kaum jemals getrieben worden. Brussilow übertraf sich diesmal selbst, und Gutor trieb es fast noch toller, so daß selbst für Brussilow schließlich die Massenschlächterei in der 11. Armee zuviel wurde und er auf die Absetzung Gutors drängte. Nach bewährtem Rezept wurden die Truppen in Anwesenheit des Volksbeglückers Kerenski mit Kosakenpeitschen und Maschinengewehrfeuer zum Sturm vorgetrieben, und wenn sie zurückweichen wollten, sperrten ihnen eng-



Abb. 4. Die Generäle Gurko und Brussilow, ersterer Kommandant der russischen Südwestfront, letzterer Generalissimus zur Zeit der Zwangsoffensive.

lische Geschütze den Weg. Man wollte eben unter jeder Bedingung die vordersten Stellungen des Gegners, die man für schwach und unzureichend besetzt hielt, überrennen, und dieser erste Erfolg sollte der zündende Funke werden, der über die ganze russische Front hinwegspringen und sie zu dem ersehnten Generalangriff vorreißen würde. Aber schon Brussilows Teiloffensive erfolgte nicht einheitlich, sondern trug den Charakter einer ausgesprochenen Staffeloffensive an sich, indem bald dieser, bald jener Heeresteil abwechselnd vorgetrieben wurde. Zuerst wurde die 11. Armee des Generals Gutor angesetzt, die aus dem 6., 7., 22., 34., 41. und 49. Armeekorps bestand. Dazu kamen noch eine ganze Reihe von Divisionen, die außerhalb des Korpsverbandes standen, Garde, finnische Schützen, Sibirier, Kaukasier und transbaikalische Grenztruppen, die für die besten Angriffstruppen im russischen Heere galten, alles also ausgewählte Kernmannschaften. Außerdem aber hatte Kerenski auch noch eine beträchtliche Anzahl von Freiwilligen und sogenannten Todesbataillonen mitgebracht, und gerade diese hatten die Hauptlast des blutigen Kampfes zu tragen. 50000 revolutionsbegeisterte russische Jünglinge, die Blüte der gebildeten russischen Jugend, deckten schließlich den blutgetränkten Boden Ostgaliziens, ein furchtbares Menetekel für das aus seinem Revolutionsrausch erwachende russische Volk.

Monatelang war die russische Front in ihrer Erstarrtheit zu einer rätselhaften Sphinx geworden, aber von Mitte Juni an war doch deutlich erkennbar, daß sich finstere Wolken hinter ihr zusammenballten, und es frug sich nur, ob diese Wolken die Kraft des Blitzes in sich tragen würden. Etwa vom 25. Juni ab wurde die russische Artillerietätigkeit auffällig lebhafter. Der Feind begann mit Granaten die ganze Front der Verbündeten abzustreuen und war offenbar damit beschäftigt, sich einzuschießen. Die deutsche Artillerie blieb ihm aber die Antwort nicht schuldig und nahm besonders die dick zusammengeballten Truppenmassen, die sich in den russischen Gräben zum Angriff sammelten, unter verheerendes Vernichtungsfeuer, so daß ihre Geschosse zehn- bis zwanzigmal soviel Opfer forderten als sonst und den Losbruch der Offensive offensichtlich um mehrere Tage verzögerten, womit den Russen trotz der Heimlichkeit, mit der sie ihre Vorbereitungen getroffen hatten, doch der wichtige Überraschungsmoment verloren ging. Eines der großen amerikanischen Eisenbahngeschütze wurde gleich zu Beginn des Artillerieduells durch einen Mörservolltreffer außer Gefecht gesetzt. Umgekehrt waren die Verluste der Verbündeten während des Artilleriekampfes auffallend gering, obwohl jedes der in vorderer Linie stehenden Regimenter täglich einen Geschoßregen von nahezu 6000 Granaten auszuhalten hatte. Aber durchschnittlich kam unsererseits auf 1000 Granatenschüsse nur ein Toter oder Verwundeter. Auch einmal wieder ein Beweis dafür, daß im Kriege nicht jede Kugel trifft. Zu verdanken war dieses günstige Ergebnis der außerordentlichen Sorgfalt, mit der die Stellungen der Verbündeten ausgebaut und gegen Geschosse gedeckt waren. Das Aufsteigen zahlreicher Be-



Abb. 5. Das russische Frauenbataillon mit seiner Kommandantin, Frau Botschkarewa, nach einer Besichtigung vor General Polowtzew, dem ehemal. Stadtkommandanten von Petersburg.

obachtungsballons längs der russischen Front ließ dann bald auf ernstliche Absichten schließen, aber gleich am ersten Tage wurden zwei dieser Ballons heruntergeschossen und am nächsten noch vier. Besonders zeichnete sich ein deutscher Flieger aus, der in finsterer Nacht die russischen Ballons erreichte und aus einer Entfernung von nur 50 m Brandbomben gegen sie schleuderte. Es gelang ihm auf diese Weise, noch vier Fesselballons zu zerstören.

Brussilow setzte den eigentlichen Stoß in sehr schmaler Front an. Durchschnittlich kam auf nur 2 km Frontbreite eine russische Division, ja auf dem Nordflügel nahm eine solche nur 1,2 bis 1,6 km ein. Natürlich waren die feindlichen Sturmkolonnen dafür entsprechend tief gestaffelt und vermochten deshalb in acht- bis zehn-, ja selbst fünfzehnfachen Wellen heranzufluten. Durchschnittlich hatten die Russen eine dreifache Übermacht, die sich aber an manchen Stellen bis zu einer fünffachen steigerte. Um so höher ist die glänzende Tapferkeit zu veranschlagen, mit der Deutsche, Türken, Österreicher und Ungarn in schönem Wetteifer diesem furchtbaren Anprall standhielten. Dabei hatten Brussilow und Gutor ihre Vorbereitungen in taktischer Beziehung ganz vortrefflich getroffen, und alle kriegstechnischen Errungenschaften von der Westfront vereinigten sich hier mit der rücksichtslosen Opferung großer Menschenmassen, die die traurige Eigentümlichkeit russischer Kriegführung bildet. Noch niemals war an der Ostfront ein Trommelfeuer von so ungeheurer Heftigkeit erlebt worden, noch niemals waren so starke Artilleriemassen hier auf einem Punkte zusammengeballt, noch niemals hatte die vorstürmende Infanterie solche Schneid und solche Stoßkraft bekundet wie gerade jetzt. Offenbar wollte Brussilow unter allen Umständen, koste es, was es wolle, wenigstens einen schmalen Keil in die feindliche Front treiben, anscheinend geleitet von der Hoffnung, daß unsere Verteidigungslinie nicht an allen Punkten stark genug sein würde, um einem Stoß von so überlegener Gewalt Widerstand leisten zu können. Der eingetriebene Keil sollte dann durch Erweiterung und Nachstoß starker Reserven zur Sprengung unserer Front führen. Erreicht wurde dieser Zweck aber nicht, denn der klugen Taktik des russischen Feldherrn stand die überlegene, weitschauende Strategie unserer Heeresleitung entgegen. Dem russischen Massenanprall wurde das neue elastische Verteidigungsverfahren Hindenburgs entgegengesetzt, das nicht starr an zerschossenes Vorgelände sich klammert, sondern in klugem Ausweichen und geschicktem Abriegeln unter Preisgabe wertloser Geländeteile einen wirklichen Durchbruch mit seinen verhängnisvollen Folgen zu vereiteln versteht. In kurzen Worten läßt sich das Endergebnis der russischen Offensive dahin zusammenfassen, daß sie in der Mitte, wo sie auf die kampferprobten Truppen des Grafen Bothmer stieß, völlig scheiterte, im Norden einen beschränkten Teilerfolg erstritt und nur auf dem Südflügel gegenüber der Armee Terstyanski so etwas wie

eine Art Durchbruch zu erzielen vermochte, dessen strategische Auswertung aber durch das rechtzeitige Heranziehen deutscher Reserven vereitelt wurde.

Am 30. Juni steigerte sich die russische Artillerietätigkeit zum Trommelfeuer furchtbarster Art, und zugleich setzten die ersten Infanterieangriffe ein, die aber noch verzettelt waren und kläglich im Sande verliefen. Es waren wohl noch Erkundungsvorstöße größter Art, die bald bei Tage nach starker Artillerievorbereitung, bald bei Nacht ohne solche ausgeführt wurden, aber überall im deutschen Sperrfeuer liegen blieben, ohne ihren Zweck zu erreichen. Teilweise handelte es sich auch wohl um bloße Scheinangriffe, die das eigentliche Angriffsziel verschleiern sollten. Aber auch das wurde nicht erreicht, denn auf Seite der Verbündeten war man sich alsbald klar darüber, daß die Hauptstöße der Russen gegen das Städtchen Brzezany und 15 km weiter nördlich gegen das Dorf Koniuchy zielten. Schluß folgt.

Die Abwehrschlacht.

Von Hans Schoenfeld. Mit 3 Abbildungen.

Im Frühjahr 1917 würde die große Offensive der Alliierten kommen; die ganz große, die den endlichen Durchbruch der deutschen Front brächte. In Deutschland wartete man so gut darauf, wie drüben im Lager der Gegner.

Schon in den Vormärztagen sickerte geheimnisvolle Kunde durch die Millionen derer daheim. Man sah gespannte, fast frohe Gesichter. Es würde Überraschungen geben. Die sollten ja was erleben, die Nivelle- und Haig-Leutchen. Die Sommeschlacht war abgetan — man hatte daraus gelernt und wartete nur auf die Frühjahrsschlacht, die längst erkannte.

Und dann hob die gewaltige Wirklichkeit an . . . und das große Staunen.

Der Begriff „Abwehrschlacht" als scharfumgrenzte neue Bezeichnung einer neuen strategischen Lage tauchte zum erstenmal auf . . . den Fronttruppen längst vertraut, denen daheim allmählich sich entschleiernd.

Eine neue geniale Kombination der höchsten Feldherrnkunst war entstanden: unvergleichlich angepaßt den Notwendigkeiten der Weltkriegslage, kühl bemessen nach Soll und Haben eigenen und gegnerischen Könnens.

Man spürte die Hand des genialen Dioskurenpaares Hindenburg und Ludendorff, das hier machtvoll Ureigenes, Niegekanntes gab, und damit dem eigenen Volk neue Wege zum Erfolg wies. Denn das sei klar herausgesagt: Was da seit der Wende des alten und neuen Jahres geheimnisvoll, fieberhaft geschäftig sich vollzog, das war ein Umgestalten unerhörter Art, ein Bruch mit alten, bewährten Prinzipien deutscher Kriegführung.

Abwehrschlacht! Von deutscher Führung knapp und schlagend geprägt, spricht der Begriff dem Kundigen an sich das taktische Prinzip aus: Wir lassen sie kommen, denn wir wollen uns in Angriffen nicht durch Massenopfer erschöpfen, wie die drüben. Dazu ist uns das deutsche Blut zu kostbar für Gegenwart und Zukunft.

Also reine Verteidigung im größten Stile? Ein vollkommener Verzicht auf die deutsche Grundanschauung vom Drauf und Dran, von der Beherrschung oder Erringung der Initiative?

Aber nein doch.

Also dann die übliche taktische Verteidigungsmethode: Passivität nur so lange, als nötig, dann losstoßen und selber handeln?

Auch — und doch anders.

Abwehrschlacht; der Begriff gilt für die aus dem Stellungskrieg losbrechende Schlacht größten Stiles, angelegt nach großer Breite und Tiefe, die dem strategischen Ziel des Gegners, dem Durchbruch begegnet — und zwar mit einer neuen strategischen Methode der Stellungsanlage und des Zusammenarbeitens der Waffen. Sagen wir gleich: der höchsten Vollendung in der Zusammenarbeit der Waffen.

Das bedeutete ein wesentliches Umlernen, ein langsames, heimliches unheimliches Eindrillen aller Verbände in und hinter der Front, ein Zusammenschweißen der Waffen. Letzter Schliff — nur zu erreichen im Bewegungskrieg, bis an die Grenze des Möglichen, schon erreicht im modernen Stellungskrieg.

Nennen wir somit Abwehrschlacht das unlöslich verquickte Gemisch von planmäßiger Räumung mit einem polypenartigen Vorschnellen von hundert Füßen und Füßchen, die sich überall an des Gegners Fersen hängen, ihn stacheln und quälen, ihn straucheln machen. Nennen wir es das „Nach-hinten-Ausholen" eines furchtbaren Armes, der im Nu schrecklich nach vorn stößt, zurückschnellt und wieder hämmert, hämmert. Nennen wir es einen überlegenen Rückzug, der Bewegungskrieg wäre, wenn er eben nicht zur nächsten rückwärtigen Stellung führte und da wieder zum Stellungskrieg würde, und von da proteusartig im Nu wieder zum Bewegungskrieg nach vorwärts. Es ist das grausige Spiel des kleinen listigen Odysseus mit dem klobigen, hilflosen Polyphem, Odysseus bleibt Meister. Abwehrschlacht ist schlechthin das Gefühl vollkommener Beherrschung der Lage, absoluter Zuversicht und Entschlossenheit einer durchgebildeten, bis ins Einzelne gestählten und geschmeidigen Truppe.

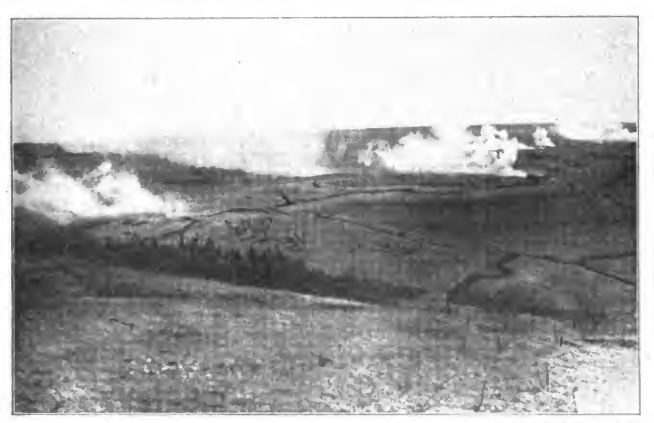
In der Tat ist das deutsche Frontheer, nachdem in rastloser, stiller Arbeit Führer und Mann aller Waffen die neue Methode in Fleisch und Blut übergegangen war, verjüngt — ein herrlicher deutscher Siegfried. Nie sah die Welt ein Millionenheer so glänzend auf der Höhe, wie in diesen Monaten, da die gewaltigsten Hammer-

schläge zum äußersten entschlossener feindlicher Kraft zu Farcen, zu grimmigen Lufthieben wurden. Abwehrschlacht ist darum auch höchste Meisterschaft in der Geländeausnützung. Der Gegner, gezwungen in fremdes Gelände nachzufolgen, der Wirkung seiner Artillerie für entscheidende Stunden beraubt, tappt; schlägt wild um sich. Der Verteidiger in grader Umkehr bisheriger taktischer Verhältnisse, hat das Heft in den Händen. Er macht mit dem Feind, was er will. Seine Hiebe sitzen.

Betrachten wir daraufhin die Frühlingsschlacht: überlegener, langvorbereiteter Rückzug, planmäßige Anlage einer Hauptstellung, die alle lassen, den die schreckliche Wirkung unversehrter, zusammengefaßter Artillerie abfängt.

Das ist die Abwehrschlacht.

Nun einmal ganz sachlich: Die Abwehrschlacht kommt nie überraschend. Zu umfassend, zeitraubend sind die Vorbereitungen der Angreifer (Opfer möchte man fast sagen). Von langher kündigt sich in hundert Anzeichen die grande affaire an. Nur einige Beispiele: Die auserkorene Durchbruchsstelle zeigt alsbald bis tief ins Hintergelände unverkennbare Spuren der Umwandlung, Herrichtung: Weit rückwärts entstehen große Anlagen: Munitionsdepots, Bahnhöfe, Barackenlager, Förderbahnen, Umladestellen.



Phot.: Bild- und Film-Amt.

Abb. 1. Gegen feindliche Gräben vorgehender Stoßtrupp. Die Gräben stehen unter heftigem Artilleriefeuer.

Vorteile bietet. Ein systematisch zerstörtes, bis ins Kleinste beherrschtes Vorgelände, fertige, glänzend eingespielte Verbände und alle technischen Mittel .... und davor ein feines, furchtbares Netz, ein Nessusgewand für den blind zufassenden Herkules.

Darum das unfaßbare Staunen der Vierbundsleute, dies Frohlocken in Ängsten über gewonnenen, heiligen, entheiligten Boden. Darum dieses viele Lärmen um nichts; eine zersiebte, zertrichterte Grabenwelle, halb preisgegeben, dann verteidigt und doch starrend von unheimlichen Tücken, die kein Trommelfeuer in Atome zersetzte. Mensch und Maschine, furchtbar verwachsen, erheben sich gespenstergleich, furchtbare Rätsel aus dem Nichts, aus dem Chaos und besiegeln höchsten Heldenmut mit furchtbarem Verderben. Und dann — sieghaft vorbrechend der Riesenstoff ungeschwächter Reserven, die den geschwächten ratlosen Gegner überlegen packen, ihn nach schreckhafter Pause zu neuem furchtbaren Hieb ausholen

Die heutige Luftwaffe, annähernd gleichwertig, hat dies früh festgestellt. Natürlich will sich der Gegner nicht in die Karten sehen lassen. Ein dichter Schleier von Fliegergeschwadern sucht dem Gegner den Einblick um jeden Preis zu verwehren. Daher lang vor Beginn des Trommelfeuers die charakteristischen Fliegerkämpfe, die mit dem Durchbrechen des interessierteren Gegners, also des aufmerksamen Verteidigers, enden müssen und zur Folge nächtliche Flüge mit Bombenabwürfen und Angriffen auf wichtige feindliche Anlagen haben. Daher die alsbald einsetzende scharfe Bekämpfung zahlreicher neuer Angriffsbatterien, die, zur artilleristischen Überlegenheit auf beschränktem Raum, dicht gegliedert, stark gestaffelt sind, daher leichter erkannt und besser gefaßt werden.

Übertragen auf die Juli/August-Schlacht in Flandern: Festgesetzter Beginn: 19. Juli, als am Tage des Beginns unserer eigenen Offensive in Nordostgalizien. Infolge des raschen Zuvorkom-

mens, an einer erkannten Hauptdruckstelle: an der Yser (großer Erfolg unserer Marineinfanterie) ein kleiner Strich durch die Rechnung. Zweite Verzögerung: Die furchtbare Wirkung deutscher Artillerie auf feindliche Batterien, die nicht mehr voll in das unerläßliche tagelange Massenfeuer eingreifen können, ersetzt, ausgebessert werden müssen.

Gleichzeitig lebhaftere Aufklärung bei den Infanterien. Vorfühlen starker Stoßtrupps. Der Verteidiger muß Gefangene machen. Er macht sie und stellt Truppen der besten Korps fest. Aha, ein neuer Beweis. Diesmal waren's englische Gardedivisionen, französische Eliteregimenter. — Die wohlbekannte Joffresche „Traube", die lieben netten Wabengräben zum Sammeln von Stoßinfanterie zeigen sich. Maskierungen, Freundchen, gelten nicht. Zu genau arbeitet Licht und Schatten in der Fliegerkamera. Unfehlbar werden die richtigen erkannt. — Und da sind ja auch die famosen Minenwerferstellungen, sieh, sieh. Sprengen wollt ihr auch! Oh, das wissen wir schon lange.

Phot.: Bild- und Film-Amt.
Abb. 2. Ein in Stellung gehender Minenwerfertrupp.

Gut — der Angriff ist also bekannt. Nun die vordere Linie bis auf diesen Keller geräumt, mit Maschinengewehren jeder Gang und Quergang gespickt und abgewartet. Alle Nachrichtenmittel sichergestellt und vor allem keinen Wechsel in der Truppenführung mehr, die Kampfabschnitte für die taktischen Einheiten verengert, neue frische Truppen bereitgestellt, die vollkommene Ruhe haben müssen, bis ihre Zeit kommt: Der Gegenstoß. Und auch da nur das unbedingt Erforderliche einsetzen.

Keine rasch wechselnden Verbände wie beim Gegner. Halte jeder aus bis zum letzten Atemzug. Lieber an Ort und Stelle verblieben, was noch am sichersten ist, statt fremde Kameraden den weiten Todesweg von rückwärts an ungekannte Stätte machen lassen. Hierbei ist allerdings die Verpflegungsfrage schwierig, kann sogar entscheidend werden, denn die beste Truppe versagt, wenn vor Hunger — und namentlich Durst — Energie und Kräfte nachlassen. Daher fällt der Intendantur, wenn beim Gegner der Vorsatz zur Durchbruchsschlacht erkannt ist, eine höchst wesentliche und verantwortliche Rolle zu. — An der Somme brachten Kavalleristen täglich die Verpflegung der Besatzung der Granattrichterstellungen vor (Eier, Speck, Schokolade). Jetzt liegt in allen Stellungen für bestimmte Tage das Nahrungsquantum von langher vorbereitet.

Mit der neuen Großkampfmethode verschob sich auch die Anschauung über Stellungsbau. Darüber nur so viel: Die Grabensysteme der erneuten deutschen Front gleichen einer großen Bienenwabe. Masche um Masche ist eng verwebt und elastisch. Fällt eine Wabe aus, verschieben sich die Nachbarwaben und füllen die Lücke. Oder wenden wir den Vergleich des Tennis-Rackets an: Es fängt jeden Stoss auf, gibt nach, prallt aber zurück und erwidert den Stoß mit gleicher Kraft.

Tobte früher der Kampf in der ersten, danach in der nahen zweiten Linie, so geht jetzt der Kampf um die vordere Stellung, das mit technischem Ausdruck als Trichterlinie bezeichnete Grabenwerk, das unablässig in sich neu von Granatloch zu Granatloch verbunden, noch ein haltbares Netz mit dünnster Besatzung bildet und in einzelnen Teilen zerrissen, ringförmig sich sofort schließend wie ein Stacheligel nach allen Seiten, also auch in den Rücken des Gegners wirkt. Seitliches Ausweichen intakter Teile kann vorteilhaft sein.

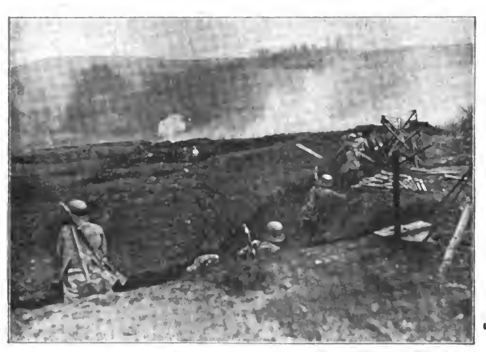
Der Gegenstoß — die automatisch ausgelöste Antwort auf des Gegners Vorschnellen — muß sofort mit frischen Truppen erfolgen. Glückt er nicht, dann systematische Vorbereitung unter gewaltsamer Erkundung. Die englischen Kritiker geben die exakte Auslösung dieses überraschenden und fürchterlich wirkenden Gegenstoßes unumwunden zu. Er gab ihrem Nachdruckswillen gleich am ersten Tag den Rest. Wenn die englische Heeresleitung gescheit ist, erspart sie sich Wiederholungen, denn die Sache funktioniert zu gut auf deutscher Seite, da sie von Führung und Truppe mit herzhaftem Verständnis gehandhabt wird. Die neue Hindenburgtaktik sitzt.

Ein Wort noch über Mitwirkung von Artillerie, Minenwerfern und Fliegern. Auch hier hat sich die Betätigung gewaltig verinnerlicht, verquickt: Die Feldbatterie, losgelöst von der Starre ihrer Batteriestellung im Grabenkrieg, schmiegt sich dem Hin und Her des Gemischtsystems der Abwehrtaktik geschmeidig an: Geht in inniger Zusammenarbeit mit Infanterie als Sturmbatterie, als vorgeschobener Zug voran, gleitet zurück, schnellt neu vor, und übt, wie ein genialer Spieler sein Instrument voll ausschöpfend, mit virtuoser Meisterschaft die Fülle gleichzeitiger Aufgaben in den einzelnen Kampf-Phasen aus.

So auch die Flieger, namentlich die sogen. Infanterieflieger, die rastlos, wendig bald als Aufklärer, bald als Stoßtruppführer, bald als sichere Verbindungsapparate heldenhaft ihre Aufgabe erfüllen.

Gewandelt hat sich auch die Taktik der neuen Grabenwaffe, der Minenwerfer. In ihren drei Mörserarten hat sie ein ausgezeichnetes Mittel,

den Kampfaufgaben der großen Schlacht gerecht zu werden und, in sich ständig vervollkommnet, lebende und feste, starre und bewegliche Ziele in höchster Schnelligkeit anzunehmen, bisweilen entscheidend in den Gang der Schlacht einzugreifen, die beste und naheste Kameradin des Heldenmannes Infanterist. Insbesondere fällt ihnen und der Feldartillerie die Bekämpfung der für die heutige Durchbruchsschlacht noch immer herangezogenen Tanks zu. Mit welchem Erfolge, das zeigte die 1917er Flandernschlacht, die sich, kurz und bündig gesagt, als das überlegene deutsche Prinzip darstellte, das für den Gegner nichts mehr und nichts minder als eine glatte Niederlage bedeutete.



Phot.: Bild- und Film-Amt.

Abb. 3. Ein Stoßtrupp zum Sturm bereit.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Präsident Wilson.

Mit 1 Abbildung.

Von Lincoln abgesehen, hat wohl kein Präsident der amerikanischen Union jemals die europäische Öffentlichkeit so stark beschäftigt, wie Woodrow Wilson, der als ein äußerlich ruhiger und abgeklärter, dabei anscheinend bescheidener Mann nach dem heißblütigen, impulsiven und großmäuligen Theodore Roosevelt zur Herrschaft kam. Er stammt aus irländisch-schottischem Blut; seine Mutter wurde noch in England geboren, und seine beiden Großväter und beide Großmütter waren britische Untertanen. Daraus erklärt sich wohl unschwer seine ausgesprochene Vorliebe für das Engländertum. Doch besitzt Präsident Wilson auch eine nahe und ausgebreitete Verwandtschaft in Böhmen und sollte deshalb mit der Bezeichnung „Bindestrich-Amerikaner" etwas vorsichtiger sein; so nahm sich der böhmische Violinvirtuose Wenzel Kopta 1871 eine Schwester des Präsidenten zur Frau, und seine Nichte ist die Gattin eines gewissen Fanta, der als Beamter der Finanzdirektion in Pilsen lebt. Seine Mutter war eine vornehme, künstlerisch veranlagte Frau, sein Vater ein Riese mit einem Löwenkopf, Professor der Theologie und Presbyterianer strengster Richtung. Seine erste Frau, eine rassige Schönheit aus dem Staate Georgia, mildtätig und gutmütig, beschenkte Wilson in einer sonst nicht eben glücklichen Ehe mit drei Töchtern, deren älteste unvermählt geblieben ist und als leidenschaftliche Männerfeindin gilt; seine zweite Frau, die er erst während des Weltkriegs ehelichte, gilt als der letzte Abkömmling eines altberühmten indianischen Häuptlingsgeschlechts, geht ganz in ihrem Manne auf und war früher nur durch die vorzüglichen „Cocktails" bekannt, die sie zu bereiten versteht. Auch innerhalb seiner Familie spielt Wilson den trockenen Schulmeister, duldet Sonntags keinerlei Vergnügungen und führt ein gar strenges Regiment. Das hindert ihn aber nicht, anderwärts Zerstreuung zu suchen, und es ist bekannt, daß er vor einigen Jahren einer unbequemen Mahnerin ein Herzenspflaster von 60000 Dollars zahlen mußte, um eine Anklage wegen Bruch des Eheversprechens zu vermeiden. Sonst ist der Präsident sehr sparsam und in Geldangelegenheiten ungemein vorsichtig.

Diejenigen, die den heutigen Präsidenten schon als Knaben kennen lernten, wissen von seiner Jugend wenig Rühmliches zu erzählen. Seine Erziehung im Elternhause war nicht sonderlich streng, und der junge Woodrow Wilson entwickelte sich deshalb zu einem höchst verwöhnten und eigensinnigen Burschen, der am liebsten wie ein Irrwisch in den Straßen herumschoß und mit Kindern aus niederen Gesellschaftsklassen wilden Spielen oblag. Er wurde nicht nur von seinen Spielgefährten, sondern schließlich auch von Eltern und Verwandten einfach „cat" (Katze) genannt, weil er die liebliche Gewohnheit hatte, sich lautlos an Erwachsene heranzuschleichen, sie dann plötzlich anzuspringen und in derbster Weise zu erschrecken, oder sich zu diesem Zwecke hinter einer Mauer oder Tür zu verstecken. Im Gegensatze zu Roosevelt, der sich während seiner Studienzeit mit vielen Altersgenossen anfreundete,

verhielt sich Wilson diesen gegenüber sehr zugeknöpft und war deshalb wenig beliebt. Die übermütigen Studenten machten ihn daher gern zur Zielscheibe ihrer boshaften Streiche. Diese unaufhörlichen Neckereien und Quälereien nahmen schließlich einen solchen Umfang an, daß Wilson aus der Hochschule ins Elternhaus zurückflüchtete. Nur mit größter Mühe gelang es dem vereinten Einfluß der Lehrer und seiner von ihm sehr geliebten Großmutter, ihn zur Rückkehr ins Kolleg zu bewegen. Von da ab suchte er sein Benehmen zu ändern, gab sich etwas weniger zurückhaltend und zeigte sich etwas weniger hochmütig. Doch blieb er innerlich immer einsam und verschlossen, verriet nie eine Gemütsbewegung und galt deshalb bei vielen für kalt und herzlos. Zweimal schwebte er während seiner Studienzeit in Lebensgefahr, einmal, als sich sein Pferd mit ihm in einem reißenden Fluß überschlug, das anderemal, als sich beim Florettfechten der Schutzknopf an der Waffe des Gegners löste, die Spitze ihm durch das feinmaschige Netz der Gesichtsmaske drang und eine schwere Verwundung oberhalb des Auges verursachte. Schon in diesem Alter ließ sich der künftige Wilson in seinen Umrissen erkennen, denn der Jüngling zeigte viel scharfen, durchdringenden und schlagfertigen Verstand, aber auch einen hartnäckigen und schwierigen, trotzigen und verbohrten Charakter.

Der äußere Lebensgang Wilsons, der sich zu einem tüchtigen Geschichtsforscher und zu einem guten Kenner der politischen Gesetzgebung entwickelte, ist dann in glatter, rasch ansteigender Linie verlaufen: er wurde Professor der Geschichte, Rektor der Hochschule von Princeton, Statthalter des Staates New Jersey, Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Als solcher erlebte er trotz starker Gegnerschaft sogar seine Wiederwahl, obgleich er eigentlich nirgends im Volke wirklich beliebt war. Vielleicht ist es sogar die Tragik dieses Lebens, daß Wilsons heißester und innerlichster Herzenswunsch, sich die Liebe seines Volkes zu erwerben, nicht in Erfüllung gehen will, daß er es zu wahrer Volkstümlichkeit nicht bringen kann, sondern sich mit der kühlen Achtung begnügen muß, die man seiner Arbeitskraft, seinem uneigennützigen Wollen und Streben, seiner Verantwortungsfreudigkeit und seinen sittlichen Eigenschaften halb widerwillig zollt. Es hält für den Fernstehenden unendlich schwer, sich über das eigentliche Wesen und die Persönlichkeit dieses Mannes ins Klare zu kommen, der aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt zu sein scheint. Diejenigen deutschen Blätter, die den amerikanischen Präsidenten als einen weltfremden Gelehrten, als einen halben Narren oder als einen abgefeimten Heuchler hinstellen, sind sicherlich ebenso sehr im Unrecht wie die amerikanischen, die seiner ungewöhnlichen Begabung und seinem hehren Charakter nicht Weihrauch genug streuen können und kühnlich behaupten, daß noch kein republikanischer Präsident für sein hohes Amt so glänzend vorbereitet und ausgerüstet gewesen sei wie Woodrow Wilson. In Wirklichkeit ist er vor allem Amerikaner, und zwar Amerikaner der am wenigsten erfreulichen Sorte, Amerikaner des neuenglischen, puritanischen, unduldsamen Schlages, der Freiheit für sich beansprucht, sie aber anderen vorenthält und alle Widerspenstigen am liebsten auf dem Scheiterhaufen rösten möchte. Amerika ist eben nach Wilsons Auffassung das erste Land der Welt, wird dabei noch jeden Tag mächtiger und einflußreicher, und deshalb darf er als amerikanischer Präsident den brennenden Ehrgeiz haben, auch Weltpräsident, Menschheitspräsident und Humanitätspräsident zu spielen und zu werden. Lassen sich aber fremde Völker, wie das deutsche, das Wilsonsche Freiheitsideal nicht durch tönendes Phrasengeklingel aufschwätzen, so wird in recht hemdsärmeliger Stellung zum Knüppel des Wegelagerers gegriffen. Wilson selbst hat dies ganz nackt und unverblümt ausgesprochen, indem er in seiner Preßklubrede äußerte: „Wenn ich meinen moralischen Einfluß über einen Mann nicht anders geltend machen kann, als indem ich ihn gelegentlich niederschlage, und wenn das die einzige Art ist, wie ich mir seinen Respekt sichern kann, dann muß ich ihn eben seines eigenen Seelenheils wegen gelegentlich niederschlagen." Das ist echter, unverfälschter Wilson! Nur unseres „Seelenheils" wegen hat er sich der Meute beigesellt, die das starke Deutschland endlich zu Tode hetzen soll. Abweichende Meinungen oder gar Widerspruch gegen das, was er für richtig erkannt zu haben glaubt, gibt es für ihn heute so wenig wie damals, als er noch als Geschichtsprofessor sein Klassenzimmer beherrschte. Auch durch seine Bücher weht ein kühler Professorengeist. Das umfangreichste derselben ist die „Geschichte des amerikanischen Volkes", das verbreitetste die „Neue Freiheit", eine Sammlung politischer Vorträge von krasser Einseitigkeit und nackter Theorie. Alle seine Werke schreibt Wilson selbst auf der Schreibmaschine nieder und legt dabei mehr Wert auf die Schönheit der Form, als auf Tiefe und Entwicklung der Gedanken.

In dem Menschen sowohl wie in dem Politiker Wilson wohnen Widersprüche und Gegensätze schärfster Art in scheinbar bester Eintracht zusammen. Er ist zögernd und wankelmütig, wenn es gilt, einen schwerwiegenden Entschluß zu fassen; hat er ihn aber einmal gefaßt, so hält er hartnäckig an ihm fest und ist durch nichts und durch niemand von ihm abzubringen. Er ist dann von einer Verbohrtheit und Starrköpfigkeit, mit der man, wie die Redensart lautet, Wände einrennen könnte. Dabei ist er eigentlich kein Mann der rauhen Wirklichkeit, in der die Dinge hart aufeinanderprallen, und doch fehlt ihm andrerseits auch der hohe, freie Gedankenflug des Idealisten, der die Weltgeschehnisse von überragender Warte aus zu werten und zu verstehen bemüht ist. Die Tatsache, daß er Griechisch und Kurzschrift angeblich meisterhaft beherrscht, ist leider nur ein recht schwacher Anhaltspunkt dafür, daß er auch die Kunst verstehen müsse, sich in die Psychologie fremder Völker hineinzudenken. In seinem aufgeblasenen und selbstgerechten Professorendünkel, macht er auch kaum ein Hehl daraus, und in dieser Beziehung ist heute eine Äußerung besonders interessant, die er zu Beginn des großen Völkerringens tat, nämlich die, die Ursachen des europäischen Krieges entzögen sich seiner Kenntnis. An das von inneren Wirren zerfleischte Mexiko hat Wilson nicht weniger als 43 langatmige Noten gerichtet, die einem Ultimatum so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Und doch ist es zu keinem Kriege zwischen den beiden amerikanischen Staa-

ten gekommen. Wilson äußerte damals einmal im vertrauten Kreise, er sei zu stolz, sich zu schlagen, und schien damit sagen zu wollen, daß Mexiko seiner Ansicht nach ein zu geringerer Feind für die große Union sei. Wenn er aber wirklich für die Entscheidung des Weltkriegs einen würdigeren Gegner suchte, so konnte es seiner ganzen Abstammung, Veranlagung und Vergangenheit nach nicht zweifelhaft sein, wo er ihn finden wollte und finden würde. Wilson ist ja kein Kenner der Landkarte, ist wenig, oder doch nur sehr einseitig gereist, hat nie über die politischen Angelegenheiten anderer Völker nachgedacht. Ein einziges ausgenommen. Die große Leidenschaft seines Lebens war nämlich das hingebende Studium der englischen Geschichte, deren politische Begebenheiten in seinem Gedächtnis und in seiner Einbildungskraft lebendige Gestalt annahmen. Seit den Tagen seiner Kindheit hat er die Lebensgeschichte der englischen Politiker eingehend erforscht, darüber gesprochen und geschrieben. Seine Ideale der politischen Organisation übernahm er von England, der englischen Literatur galt seine Liebe, in England, dessen Landschaften ihn entzückten und tausend geschichtliche Erinnerungen in ihm wachriefen, verbrachte er seine Ferien, wenn er es irgend ermöglichen konnte. Dagegen ist er nie in Deutschland gewesen. Er hat keine Kenntnis der deutschen Sprache, ist mit unserem Schrifttum nicht vertraut, hat nie aus Deutschlands Weisheitsquellen getrunken, seine Lieder nicht gehört, seinen Erzählungen nicht gelauscht. Die Ereignisse und Persönlichkeiten der deutschen Geschichte sind für diesen sonderbaren Geschichtsforscher stets unklare, wesentliche Schatten geblieben. Das erklärt vieles.

Dazu kommt noch ein zweites. Wilson hat sich während seiner Professorenzeit daran gewöhnt, alle Fragen des Lebens wissenschaftlich anzupacken, und nun möchte er auch als Präsident selbst die Fragen der praktischen Politik gewissermaßen vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus lösen. Darin liegt aber die ungeheure Gefahr, daß er nur zu leicht Theorie und Praxis verwechseln und dadurch zu Entscheidungen kommen kann, die bei der Übertragung ins praktische Leben ganz andere Folgen zeitigen, als sie der Theoretiker Wilson berechnet hatte. Endlich hat Prinz Alexander zu Hohenlohe, der Sohn unseres einstigen Reichskanzlers, in einem seiner geistreichen Feuilletons darauf hingewiesen, daß der heutige Präsident Wilson ein ganz anderer Mensch ist, als der einstige Gouverneur von New Jersey. Solange Wilson im stillen Kapitolpalast des aufblühenden Industriestädtchens Trenton hauste, konnte man ihn an einem Fenster des Erdgeschosses Tag und Nacht über seinen Schreibtisch gebeugt sehen. „Wir haben," so schrieben damals amerikanische Zeitungen, „nie einen Menschen, viel weniger aber einen Gouverneur gesehen, der auch nur annähernd so viel gearbeitet hätte, wie Wilson." Dieser Fleiß und diese Arbeitslust sind ihm auch in Washington treu geblieben, aber in einer anderen Beziehung hat er sich vollständig verändert. Während in Trenton sein Haus von früh bis spät für jedermann offen stand, reich und arm unangemeldet zu ihm kommen und immer auf freundliches Gehör rechnen durften, um was es sich auch handeln mochte, ist dies jetzt ganz anders geworden. Als Gouverneur war Wilson tatsächlich beliebt und volkstümlich, zeigte sich bei jeder Gelegenheit als Verteidiger des Schwachen gegen den Starken, des Rechts gegen das Unrecht, als der Feind aller Sonderprivilegien und Vorrechte, kurz als ein echter Demokrat. Er amtete in Trenton sozusagen bei offenen Türen und unter den Augen des Volkes, aber in Washington ist er der unzugänglichste aller Präsidenten geworden, die je das Weiße Haus betreten haben. Vom ersten Tag an blieb seine Tür streng geschlossen, und namentlich ist er jeder Berührung mit den Vertretern der Wallstreet geradezu ängstlich aus dem Wege gegangen. Natürlich ist ihm dieses Verhalten vielfach sehr verübelt worden. Selbst die Mitglieder seines Kabinetts bekamen ihn oft tage- und wochenlang nicht zu sehen, die von auswärts kommenden amerikanischen Diplomaten



Präsident Wilson.
Nach einer Zeichnung von Otto Palmer.

hatten die größte Mühe, eine kurze und flüchtige Audienz zu erhalten, die Mitglieder des Kongresses ließ Wilson nur dann zu sich rufen, wenn er etwas Wichtiges von ihnen erreichen wollte, und mit der Tagespresse unterhielt er nur noch die sparsamsten Beziehungen. Zurückzuführen ist dieses eigentümliche Benehmen, das allerdings dem früher im Weißen Hause üblichen Protektionswesen ein Ende machte, nicht etwa auf Arbeitsüberbürdung oder auf gesundheitliche Gründe, sondern einzig und allein auf sorgsame und wissenschaftliche Überlegung. Es ist also nicht Laune, sondern System. Es ist bei Wilson zum Grundsatz geworden, sich bei niemand Rat zu holen, als bei sich selbst, und die Eigenart seiner Amtsführung besteht gerade in der fast verächtlich geringen Beachtung, die er den Männern schenkt, die ihm das „freie" Volk Amerikas als Mitarbeiter an die Seite gestellt hat. Niemand vermag sich zu erinnern, daß sich Wilson mit jemandem beratschlagt hätte, seit er am Ruder ist, und das ist vielleicht der bedenklichste der vielen Vorwürfe, die gegen

ihn erhoben werden. Übrigens sind ähnliche Klagen gegen ihn auch schon laut geworden, als er noch an der Spitze der Universität Princeton stand. Sein Kabinett ist zudem ein Kabinett von Nullen. Der so plötzlich entdeckte und so rasch beförderte Herr Lansing besitzt vielleicht einige diplomatische Begabung, hat aber ganz und gar nicht das Zeug zu einem Staatsmann großen Stils. Der erste Hilfssekretär ist ein ländlicher Politiker des fernen Westens, der nicht die geringste Ahnung von Weltgeschäften hat. Der zweite Hilfssekretär, ein Veteran von langem und ehrenvollem Dienst, ist körperlich behindert (er ist taub), und der dritte, ein geschätzter Liebling der hohen Londoner Gesellschaftskreise, versteht es vortrefflich, die Etikette des Weißen Hauses den zeremoniellen Gepflogenheiten des Hofes von St. James anzupassen, sonst aber weiter nichts. Mit all diesen Leuten verkehrte Wilson z. B. in den entscheidungsbangen Wochen nach der „Lusitania"-Tragödie gar nicht, sondern schloß sich 25 Tage lang von aller Welt ab und war selbst telephonisch kaum erreichbar. Die Art, wie der sich selbst genügende Mann während dieser verhängnisvollen Wochen einsam in tiefen Gedanken durch die schweigenden Hallen und die stillen Gärten des Weißen Hauses irrte, während ein Volk von 100 Millionen seiner Entscheidung entgegenharrte, wurde dann von seinen unterwürfigen Sekretären auch noch mit ersichtlichem Stolze auf die olympische Abschließung ihres Meisters bekannt gegeben. Wilson führte in dieser gefahrvollen Zeit die gesamte Leitung der auswärtigen Politik ganz allein und auf seine eigenste Verantwortung, ohne einen anderen Rat als seinen Verstand und sein Gewissen. Das ist kennzeichnend für den ganzen Mann. Er besitzt den bewundernswerten Mut, die Verantwortung für die folgenschwersten Entschlüsse auf sich allein zu übernehmen und verläßt sich auch in den gefahrvollsten Stunden nur auf die eigene Urteilskraft. Das hat zweifellos gewisse Vorteile, birgt aber noch größere Gefahren in sich. Wilson regiert mehr wie ein Selbstherrscher oder wie ein Diktator, als wie ein konstitutioneller Monarch. Die „unbarmherzige Öffentlichkeit", die er bei seinem Regierungsantritt mit so viel Tamtam verkündigte, ist deshalb längst zu einem boshaften Scherzwort geworden, denn in Wirklichkeit ist in Amerika noch niemals derart unter Ausschluß aller Öffentlichkeit regiert worden, wie jetzt unter Wilson. Das ganze aber nennt man dann jenseits des Ozeans mit Stolz „Volksregierung durch das Volk und für das Volk". Dabei tut Wilson immer so, als ob ihn die Last seiner Dornenkrone unsäglich drücke, so daß man fast Mitleid mit dem Unglücklichen haben könnte, wenn man nicht wüßte, wieviel Vergnügen ihm dieses gekrönte Martyrium bereitet, so daß er alles aufbot, um auf weitere vier Jahre wiedergewählt zu werden.

Bei alledem ist Wilson unparteiisch, bemüht sich wenigstens, vielleicht sogar ehrlich, es zu sein, behauptet es fortwährend und glaubt es sicherlich selbst, weil es einige Narren gab, die ihn in dieser Meinung bestärkten; denn das amerikanische Hofschranzentum ist so gut ein Superlativ wie alles andere im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, und Kindermanns Serenissimus gleicht einem Marquis Posa, wenn man ihn neben Woodrow Wilson stellt. Es wird diesem nachgerühmt, er sei ein so vorzüglicher Redner, daß sich selten einer der Zuhörer seiner Beweisführung zu entziehen vermöchte. Andrerseits ist er aber zu ausschließlicher und zu kalter Verstandesmensch, als daß er tief auf Gemüt und Herz der Zuhörer einwirken könnte. Schlagfertigkeit steht ihm jedenfalls zu Gebote. Als ihm gelegentlich einer großen Rede vor einigen Jahren ein biederer Landmann ganz ungeniert zurief: „He, Präsident, was schwatzen Sie eigentlich für dummes Zeug? Sie sind ja der reinste Amateurpolitiker!", antwortete Wilson ruhig und ohne die Geistesgegenwart zu verlieren: „Das mag richtig sein. Denn ich will nichts an der Politik verdienen. Deshalb bin ich ein Amateur und werde hoffentlich immer einer bleiben." In einem gewissen Sinne ist ihm dies in der Tat gelungen! Ein andermal, als Wilson von einem neugierigen Konzertpublikum nach amerikanischer Sitte zum Reden genötigt wurde, deklamierte der dürre Mann mit dem häßlichen Raubvogelgesicht unter ungeheurem Jubel folgenden Vers eines amerikanischen Dichters: „Nicht bin ich schön wie ein Stern am Himmel, viele andere übertreffen mich an Liebreiz; aber was schert mich mein Gesicht: ich bin glücklich, daß ich es nicht zu sehen brauche, und die anderen, die es betrachten müssen, tun mir von Herzen leid."

Die Mittel des Krieges.

Der gefiederte Depeschenbote.

Von **Willy Bautzner.** Mit 3 Abbildungen.

Als der Krieg ausbrach, setzte sofort auch die Spionage der Feinde ein. Hatten sie doch bei dem längeren Hin und Her der Verhandlungen reichlich Zeit gehabt, uns ihre Agenten ins Land hereinzusenden und auch dafür zu sorgen auf raschestem Wege benachrichtigt zu werden. Es ist heute erwiesen, daß sogleich nach der Mobilmachung von Süddeutschland aus des öfteren Brieftauben aufgelassen wurden, die aus Feindesland stammten. So wurden diese gefiederten Depeschenboten schon mit Beginn des Krieges zu einem wichtigen Kriegsmittel. Sie waren es aber damit nicht zum erstenmal, und die Verwendung bedeutete durchaus nichts Neues. Im Gegenteil, es hat schon zu früheren Zeiten bis weit hinein ins graue

Altertum Beispiele dafür gegeben, daß die Brieftauben sich zur raschen und sicheren Übermittlung von wichtigen Nachrichten trefflich eignen. Und wenn wir in Deutschland in den letzten Jahrzehnten die Brieftaubenzucht auch in erster Linie als eine Liebhaberei, als einen Sport betrieben sahen, so stand doch im Hintergrund der Gedanke der gelegentlichen Verwendung für den Fall des Krieges zu militärischem Zwecke. Daß auch die Militärverwaltung dieser Sache mit vollem Ernst gegenüberstand, beweisen die besonderen Vereinbarungen, die mit den Brieftauben-Liebhabervereinen getroffen worden waren. Dies bestätigt nicht nur das Protektorat des Kaisers über den Verband deutscher Brieftauben-Liebhabervereine, sondern dies erhellt vor allem auch daraus, daß die Militärverwaltung selbst größere Brieftaubenstationen ständig unterhielt. Dank dieser Maßnahmen war es somit möglich, daß der Heeresleitung mit Ausbruch des Krieges sofort rund 400000 Tauben von etwa 15000 Vereinen zur Verfügung standen, ungerechnet die vielen Hunderte von Tauben, die auf den militärischen Brieftaubenstationen gezüchtet worden sind.

Wir haben uns daran gewöhnt, daß durch die lange Dauer des Krieges mancherlei Umwälzungen und Neuerungen, vielfach auch Verbesserungen auf Gebieten eingetreten sind, an die man früher nicht gedacht hätte. So hat auch die Brieftaube in diesem Krieg nicht nur ausgedehnte, sondern auch vielfach veränderte Verwendung gegenüber früher gefunden. Schon die Beispiele aus der Geschichte weisen darauf hin, daß die Brieftaube eines der besten Mittel zur Nachrichtübermittlung darstellt, insbesondere kommt hierbei auch die große Schnelligkeit in Betracht, mit der die Brieftaube eine Botschaft überbringt, und deshalb haben sich die gefiederten Depeschenboten besonders großer Beliebtheit erfreut. Nach Noah, der wohl zuerst die Taube zu Überbringung einer Botschaft verwendete — die Geschichte von dem Ölzweig, mit dem die Taube in die Arche zurückkehrte, ist ja allgemein bekannt — wissen wir auch, daß die alten Ägypter und die alten Griechen Brieftauben zur Bestellung von Botschaften benützt haben. Letztere ließen durch sie die Ergebnisse der olympischen Spiele in das Land hinaustragen. Auch den Persern und den Römern war die Benützung von Brieftauben eigen. Ständig funktionierende Taubenposten hatte auch der Kalif von Bagdad, der Sultan Nur-Ed-Din im 12. Jahrhundert eingerichtet, und von Bagdad aus sollen die Brieftauben dann durch die Kreuzritter ihren Weg auch nach Deutschland gefunden haben. Besonders bekannte Beispiele von Brieftaubenposten weist die Zeit der Napoleonischen Kriege auf und als 1815 Napoleon in der Schlacht bei Waterloo von den vereinigten Preußen und Engländern geschlagen wurde, da brachte eine Brieftaube diese Nachricht der Londoner Filiale des Bankhauses Rothschild drei Tage früher als der amtliche Dienst, und Rothschild hatte daraus recht ergiebig Kapital geschlagen, indem er sich, die durch diesen Sieg bedingte Steigerung des Kurses der englischen Staatspapiere zunutze machte. Dieses Beispiel mag dazu geführt haben, daß auch weiterhin im 19. Jahrhundert die Brieftaube zur schnellsten Übermittlung von Bankdepeschen zwischen englischen, niederländischen und französischen Banken Verwendung fand. Auch zur Überbringung von Rezepten und späterhin sogar zu Arzneien, in allerdings ganz winzigen Dosen, hat die Brieftaube schon Verwendung gefunden. Die ausgedehntesten Brieftaubenposten aber zeitigte die Belagerung von Paris durch die Deutschen im Jahre 1870/71. Nicht weniger als 115000 Staats-



Phot.: Bild- und Film-Amt.

Abb. 1. Eintragen und Fertigmachen der Brieftauben zum Transport an die Front.

telegramme und eine runde Million Privatdepeschen sollen während dieser Zeit aus und nach Paris durch Brieftauben befördert worden sein. Hunderte von Tauben sind hierzu verwendet worden. Sie wurden mit Luftballons aus dem eingeschlossenen Paris heraustransportiert und kehrten dann mit teils mehr oder weniger wichtigen Mitteilungen in die französische Hauptstadt zurück.

Schließlich hat auch der gegenwärtige Krieg den Brieftauben reichlich Gelegenheit zur Verwendung gegeben. So waren sie die zuverlässigsten Nachrichtenüberbringer in den Hochgebirgskämpfen an der italienischen Front

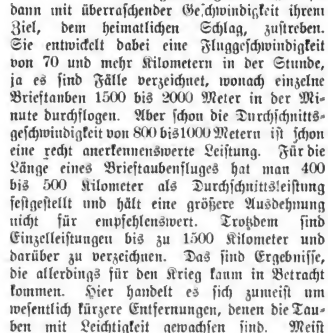


Phot.: Bild- und Film-Amt.
Abb. 2. Transport der Tauben zur Brieftaubenstation in die vordersten Stellungen. Zum Schutz gegen Gasangriffe wird ein Gasschutzkasten mitgeführt.

und neuerdings sind sie in den erbittertsten Stellungskämpfen an der Westfront sehr oft die einzigen Meldegänger, die von den in vorderster Linie liegenden Regimentern und Bataillonen durch das grauenhafte Trommelfeuer nach hinten gelangen konnten. Für den Frontdienst werden die Tiere in besonderen Tragkörben mit in die Stellung genommen und von dort aufgelassen, wenn es gilt, eine wichtige Mitteilung an die Stäbe und Kommandostellen zu übermitteln.

Natürlich bedarf es, sofern es sich um Meldungen großen Umfangs handelt, besonderer Einrichtungen, um diese Meldungen zum Transport durch die gefiederten Boten geeignet zu machen. Die Mikrophotographie leistet hierbei wertvollste Dienste, denn sie gestattet, das Niedergeschriebene in höchst zulässiger Verkleinerung der Taube mitzugeben. Ein dünnes, durchsichtiges Kolophoniumblatt nimmt die Meldung auf, die dann am Empfangsort durch das Mikroskop so vergrößert wird, daß sie abgelesen werden kann. Bei ganz kurzen Meldungen bedient man sich auch der Niederschrift auf leichtes Papier und kann dann der Verkleinerung resp. Vergrößerung entbehren. Die Meldung selbst wird in einer mit Wachs verschlossenen Feder- oder Aluminiumhülse an einer Schwanzfeder der Brieftaube befestigt, mitunter aber auch mittels eines Gummirings am Fuß der Taube befestigt und so von dieser leicht durch die Luft mit fortgenommen.

Es ist ein besonders gutes Zeugnis für die Brieftaube, daß sie noch im Zeitalter fortgeschrittener Luftschiffahrt und drahtlosen Telegraphie solch ausgedehnte Verwendung findet. Seinen Grund hat dies eben in der großen Sicherheit, mit der die Brieftaube ihr Ziel erreicht, ohne vom Gegner gesehen oder gar vernichtet zu werden. Der Flieger kann abgeschossen, Funksprüche können gestört werden, die Brieftaube aber schraubt sich mit großer Schnelligkeit in anfangs kleinen, dann immer größer werdenden Kreisen mit außerordentlicher Schnelligkeit zu großer Höhe und bietet dem Feind nahezu kein Ziel. Ihr merkwürdiges, heute noch nicht aufgeklärtes Orientierungsvermögen läßt sie dann mit überraschender Geschwindigkeit ihrem Ziel, dem heimatlichen Schlag, zustreben.



Sie entwickelt dabei eine Fluggeschwindigkeit von 70 und mehr Kilometern in der Stunde, ja es sind Fälle verzeichnet, wonach einzelne Brieftauben 1500 bis 2000 Meter in der Minute durchflogen. Aber schon die Durchschnittsgeschwindigkeit von 800 bis 1000 Metern ist schon eine recht anerkennenswerte Leistung. Für die Länge eines Brieftaubenfluges hat man 400 bis 500 Kilometer als Durchschnittsleistung festgestellt und hält eine größere Ausdehnung nicht für empfehlenswert. Trotzdem sind Einzelleistungen bis zu 1500 Kilometer und darüber zu verzeichnen. Das sind Ergebnisse, die allerdings für den Krieg kaum in Betracht kommen. Hier handelt es sich zumeist um wesentlich kürzere Entfernungen, denen die Tauben mit Leichtigkeit gewachsen sind. Meist



Phot.: Bild- und Film-Amt.
Abb. 3. Ausfertigung einer durch Brieftauben zu befördernden Meldung.

werden sich diese sogar unter 100 Kilometer bewegen, denn die Militärverwaltung ist darauf bedacht gewesen, durch die Schaffung fahrbarer Brieftaubenstationen den Weg nach Möglichkeit zu kürzen und außerdem durch eine möglichst große Beweglichkeit die Verwendungsmöglichkeit der militärischen Brieftaubenstationen tunlichst zu erweitern.

Wie wir, so verwenden natürlich auch unsere Gegner die Brieftaube im ausgedehnten Maß, und wie Belgien schon vor dem Kriege das klassische Land des Brieftaubensports gewesen ist, so haben auch England, Frankreich und Rußland schon in Friedenszeiten der militärischen Verwendbarkeit der gefiederten Depeschenboten ihre Aufmerksamkeit in höchstem Maße zugewendet.

Wenn es auch den Menschen nicht so leicht gelingt, eine Brieftaube von der Erreichung ihres Zieles gewaltsam abzuhalten, so hat sie doch trotzdem einen Feind, der ihr gefährlich werden kann: Den Raubvogel, der ihr in der luftigen Höhe auflauert, bzw. sie abfängt. Man hat eine Zeit lang versucht, die Gefahr dadurch abzuwenden, daß man an den Flügeln der Tauben kleine Pfeifen anbrachte, die durch die Schwingbewegungen ertönten und so die gefiederten Räuber fernhielten. Das Mittel scheint aber mit der Zeit das Gegenteil bewirkt zu haben, denn man hat in Falkenhorsten mehrfach Überreste gefunden, die darauf schließen ließen, daß gerade diese Tauben den Raubvögeln zum Opfer gefallen sind. Vielfach auch sind die Tauben ohne derartige Schutzmaßnahmen am Ziel angelangt, die anderen nicht. Man ließ deshalb diese wieder fallen und griff zu dem Mittel, daß man mehrere Tauben mit der gleichen Meldung auffliegen ließ, von denen dann eine sicher den heimatlichen Schlag erreichen mußte. Daß es trotzdem vorkommt, daß die eine oder andere Taube sich verirrt, vielleicht gar dem Feind in die Hände fällt, ist eine Tatsache, die ebenfalls feststeht wie die andere, daß es mitunter einem Scharfschützen doch gelingt, den beflügelten Meldegänger abzuschießen. Doch ereilt dieses Schicksal meist noch nicht genügend geübte und schwächere Tiere. Mitunter spielen auch Regen und Sturm hierbei eine Rolle. Jedenfalls aber sind das immer nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen, nach der sich die Brieftauben als ein, wenn nicht gar als das zuverlässigste Mittel zur Nachrichtenüberbringung erwiesen haben, so daß man auch im Weltkrieg mit den Ergebnissen des Brieftaubendienstes durchaus zufrieden sein kann. Zweifellos ist die Brieftaube in der Gegenwart ein nicht zu unterschätzendes Kriegshilfsmittel geworden und rechtfertigt vollauf die Bemühungen, die man von militärischer wie von privater Seite für den Brieftaubensport in langen Friedensjahren aufgewendet hat.

Sport und Spiel in Heer und Marine.

Von Hauptmann Otto Lehmann. Mit 5 Abbildungen.

Hinter der Front der kämpfenden Armeen haben Sport und Spiel im Laufe drei langer Kriegsjahre eine Pflegestätte gefunden. Ganz im Anfang der Stellungskriegperiode begann in erster Linie die frühere Kronprinzen-Armee mit der Veranstaltung ihrer bekannten kleinen Sportfeste in Gegenwart des Oberbefehlshabers. Allmählich findet man diese Sportfeste überall.

Ihr Wert für die Ausbildung der Truppe kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Durch die Eintönigkeit des Stellungskrieges, durch das Leben in den engen Gräben und Unterstän-



Abb. 1. Ein Wettlauf bei einem militärischen Sportsfest hinter der Front.

den leidet zweifellos die körperliche Beweglichkeit in Sonderheit der Infanterie. Die Männer aber, die als Stoßtrupps gegen den Feind in Nacht und Nebel vorgehen, werfen als Grundlage für ihren Sieg und das Gelingen des Unternehmens in erster Linie ihre körperliche Gewandtheit in die Wagschale.

Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist eben der Sport in aller Form, das körperliche Spiel, der Wettkampf um die besten Leistungen, der jeden einzelnen zum Mittun anregt. Im Nahkampf mit dem Feinde siegt nicht immer die zahlenmäßige Überlegenheit oder die robuste Kraft, da triumphieren Zähigkeit und Gewandtheit.

Der Kriegsdienst ist schwer und kann sehr, sehr eintönig sein, die Abwechslung durch Sport, durch Spiele, durch fröhlichen, ungezwungenen Wettkampf um die beste Leistung belebt nicht nur den Körper, sondern frischt auch den Geist auf und belebt das Gemüt.

Und liegt dann heiter lachender Sonnenschein über dem Gebiet hinter der Kampfzone, dann vergessen alle die, die sich zum fröhlichen Maß ihrer Körperkräfte zusammenfanden, fast, daß überhaupt noch Krieg ist ....

Vor mir liegt eine Feldzeitung aus dem Osten, man hat ein großes Sportfest veranstaltet und veröffentlicht die Ergebnisse. Die Vielseitigkeit des Programms ist erstaunlich. Da kommt zuerst ein Fünfkampf: Turnen am Reck, am Barren, 100-m-Lauf, Hochsprung und Kugelstoßen. Offiziere außer Konkurrenz — in Wirklichkeit aber scharfe Konkurrenten — wetteiferten mit ihren Unteroffizieren und Mannschaften. In bunter Reihe schließen sich die andern Wettbewerbe an: ein 18-km-Gepäckmarsch, ein Schleuderballweitwurf mit der erzielten Höchstleistung von 40 m und weiteren Entfernungen von 39,10 m und 36,90 m. Dann erscheinen ein Ballweitwurf mit Schlagholz und ein Fußballweitstoß sowie ein Diskuswurf. Der Kampf um den Weitsprung paßt sich mehr dem trichterreichen Kampfvorgelände an, ebenso wie dort gibt es kein Sprungbrett, ein Zeichen, wie solche Sportübungen dem eigentlichen Kampf- und Kriegszweck nutzbar gemacht werden. Ein Speerweitwurf, bei dem eine Wurfweite von 34,30 m erzielt wurden, gilt mehr der allgemeinen körperlichen Gewandtheit. Nun folgte der Teil, der ausgesprochenen militärischen Anstrich und militärisches Aussehen hat: Entfernungsschätzen, Schießen von Offizieren und Mannschaften mit dem Gewehr, dem Karabiner und dem Maschinengewehr, sowie der Pistole. Handgranatenwerfen und Hindernislauf vervollständigten den rein militärischen Teil, während ein Stabhochsprung und Geerzielwurf Abwechslung hereinbrachten.

Ich habe dieses Programm mit Absicht in seinen Einzelheiten aufgeführt, um dem Leser zu zeigen, wie vielseitig man sein kann und wie es bei aller militärischen Betonung möglich ist, Sport und Spiel in harmonischer Reihenfolge und Abwechslung zu bringen. Ein Fußballwettspiel ist für Menschen, die seit Wochen im Graben saßen, doch direkt eine Erholung!

Die Feldzeitung schreibt dazu am Schluß sehr launig:

„An den Endergebnissen der einzelnen Wettkämpfe konnten wir sehen, daß es auch nach drei Jahren Krieg noch immer geht. Mit ein bißchen gutem Willen und auch mit ein wenig Frechheit wird selbst so ein bockiges Ding von Stielhandgranate geworfen, daß den unbeteiligten Zuschauern Hören und Sehen vergeht und sie ihr Heil in eiligster Flucht suchen. Überhaupt die Zu-



Abb. 2. Deutsche Matrosen der flandrischen Front beim Fußballspiel.

schauer, solch undankbares Volk, weithin schallte beim Hindernislauf das Lachen aller, während sich die Teilnehmer am Lauf die Nasen und andere edle Teile einrannten. Das nächste Sportfest wird hoffentlich eine noch regere Beteiligung haben, und dann wollen wir frohgemut wieder in die Bahn treten, zu einem Wettlauf, ungefähr auf der Strecke Alt Auz—Riga oder wenn das zu weit sein sollte, anderswo hin.

Nun wollen wir hoffen, daß uns der Wettergott auch weiterhin gnädig gesinnt bleibt und uns noch manches Sportfest feiern hilft.

Auf Wiedersehen beim nächstenmal, aber nicht als Zuschauer!"

*

Die Marine, die die Wacht in der Nordsee hält, treibt an Bord auch ihren Sport. Natürlich muß man hier die Raumbeschränkung bedenken. Man arbeitet nach denselben Grundsätzen, daß Spiel und Sport Mittel zum gewollten Endzweck sind und den Besatzungen willkommene Abwechslung bieten.

Der Kriegsdienst an Bord ist schwer, er fordert einen stahlharten Körper, der allen Anforderungen gewachsen sein muß. Offiziere und Mannschaften dauernd geschmeidig zu erhalten, ist eine Hauptaufgabe der Führer aller Dienstgrade. Mit ungeschickten Leuten kann die Flotte nichts anfangen! Etwas, was daher zum täglichen Brot unserer Matrosen gehört, ist das Turnen, der Sport im verhältnismäßig engen Rahmen des Borddienstes, der Sport in jeder Gestalt, so weit er möglich, das heißt ausführbar, ist und als Mittel zum Zweck der Erhöhung der Kampffähigkeit und der Kampfkraft des Ganzen dient. Turngeräte aller Art stehen darum fast den ganzen Tag über an Deck und werden von Offizieren und Mannschaften gleichviel benutzt. Die allgemeine turnerische Gewandtheit ist bei der Flotte zweifellos größer als beim Heere, der Offizier ist, was

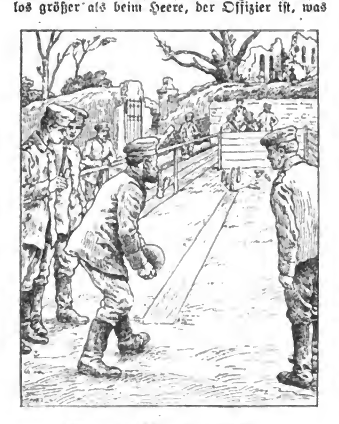


Abb. 3. Landstürmer beim Kegelspiel.

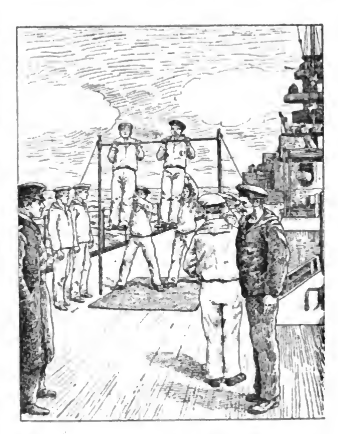


Abb. 4. Geräteturnen auf einem deutschen Kriegsschiff.

körperliche Gewandtheit anbelangt, dem Mann überlegen, er wirkt offen und ohne jede Scheu dauernd anregend auf die Leute. Das liegt letzten Endes auch wieder im Wesen des Dienstes der Marine.

Ein Beispiel: Irgendein Offizier regt an, man wolle doch einmal baden. Der Vorschlag findet Zustimmung, man läßt sich etwa 500 Meter weit vom Schiff herausfahren und badet. Der Mann schaut zu. Man kommt zurück, es war trotz der warmen Lufttemperatur noch empfindlich kalt im Wasser. Da hängt man sich dann ohne langes Besinnen und ohne Ausnahme nacheinander ans Reck und macht stramm und ehrlich erst seine vorschriftsmäßigen fünf bis acht Klimmzüge und dann ein bis zwei elegante Schwungübungen und ist wieder warm. Der Mann sieht das, das gute Beispiel wirkt anregend, er versucht es bei passender Gelegenheit nachzuahmen.

Das ist aber nur ein Beispiel von vielen, ein Symptom.

Mir ganz neu war ein großes Musikmüllern der ganzen Schiffsbesatzung eines großen Linienschiffes. Man betrieb den Sport im großen, gab ihm ein freundliches Aussehen und weckte damit die Lust und Liebe zur Sache. In einzelnen Trupps verteilte sich die dienstlich abkömmliche Mannschaft auf dem sonnenbeschienenen Oberdeck. Alles war leicht bekleidet, Schönheit spielte keine Rolle. Kurze Meldungen der Unterführer an die Offiziere über die Vollzähligkeit erfolgten, dem Ersten Offizier wurde gemeldet, daß „alles zur Stelle" sei. Auf einen Pfiff aus der Signalpfeife des Ersten Offiziers hin nahmen dann die Abteilungen nach Maßgabe des freien Raumes Aufstellung wie zu Freiübungen. Oben auf dem Deck eines der Geschütztürme stand die Schiffsmusik.

Beim nächsten Pfiff stand alles still, beim folgenden setzte die Musik ein und gleichzeitig kam Bewegung in die vielen, vielen Menschen. Die Reihenfolge der Gruppen war allen bekannt. Ungezählte Arme und Beine fuchtelten im gleichmäßigen Takt in der Luft herum, Oberkörper bewegten sich rhythmisch und gleichmäßig. Einige 20 bis 30

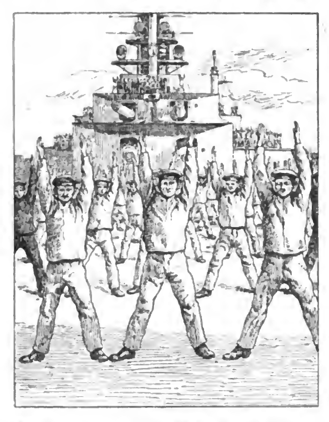


Abb. 5. Freiübungen nach der Musik auf einem deutschen Großkampfschiff.

Takte lang hielt die Bewegung an, dann brach die Musik kurz ab, regungslos stand die Masse still. — Ein Pfiff . . . . . „Rührt Euch!"

Nun folgte militärisch exakt Gruppe auf Gruppe, ich wußte gar nicht, wo ich mich hinstellen sollte, denn ich wollte das Bild doch auf die Platte haben. Aber ich war in ständigem Kampf mit der Sonne, die, da ich schräg gegen sie photographieren mußte, mit ihren kecken Strahlen immer nach meinem Objektiv lugte.

Die ausgefallensten Melodien erklangen, man hatte sie gewählt, um einen Rhythmus für alle möglichen Bewegungen zu haben. Zehn oder zwölf Gruppen machten das Nachmittagsprogramm aus, am Schluß merkte man Offizieren und Mannschaften an, was für eine anstrengende aber gesunde Bewegung so ein Massenmüllern mit Musikbegleitung ist. Die Musik gibt der Sache überhaupt erst den richtigen Dreh, denn gerade in der Gleichmäßigkeit der Muskelanspannung liegt für den Körper der Wert der Übung.

Das alles war letzten Endes Krieg, Krieg im Frieden fast, eins von den vielen Mitteln zum Zweck der Erhaltung und dauernden Erhöhung der Kampfkraft. Wie bei einem Gebäude fügt sich auch hier Stein auf Stein, und ist das Gebäude fertig, dann kommen die laufenden Reparaturen zu seiner Instandhaltung, die man niemals versäumen darf, um Verfall zu verhüten. Nicht rasten, sonst rostet die Sache!

Der Abend gehört dem Mann, wenn nicht besondere Übungen, z. B. mit dem Scheinwerfer, Zielübungen usw. angesetzt sind. Die vielseitigen Seemannsspiele mit einfachsten Mitteln sind ja bekannt. Eins möchte ich aber noch erwähnen: des Deutschen Hang zur Musik. Die Bordkapellen bestehen meist aus Amateurmusikern, die ihre eigenen Instrumente haben. Unermüdlich spielen diese Leute ihren Kameraden auf und die Leute hocken und stehen herum, erzählen sich etwas und haben Freude an der musikalischen Unterhaltung. Von vielen Schiffen klingt es des Abends über die Nordsee und bestätigt mir als Landsoldaten — wie man es von überall her aus dem Felde kennt — die Vorliebe des deutschen Volkes zur Musik mit wehmütigem Einschlag, mit demselben Merkmal, das auch unsere Soldatenlieder kennzeichnet.

Diese Kunst des Volkes ist sein Gemüt, der Puffer an dem schwer zu Ertragendes abprallt. Wie himmelhoch sich unsere Volksmusik über die gleiche Art unserer Gegner erhebt, die ihre schmutzigen Gassenhauer grölen, ist hinreichend bekannt. Ohne unsere singenden Kolonnen wären wir mit wunden Füßen nicht bis an die Marne gekommen. . . . . .

Beizeiten herrscht Ruhe und Ordnung auf dem Schiff, der Matrose zurrt seine Hängematte, sein Bett seit drei Jahren, und wartet schlafend oder wachend auf den Feind.

Elender Stellungskrieg, der nur aus Warten besteht!

Und wenn dann abends die Sonne glutrot im Meer versinkt und die Vorposten abgeblendet daliegen, jederzeitigen Alarms bereit, dann sagt sich die Flotte mit einem bitteren Lächeln: Nicht „so leben wir", so w a r t e n wir seit drei Jahren alle Tage mit wenigen Ausnahmen!

Vermischtes.

Waffenstillstand! Im Osten erglänzte das erste Frührot des Völkerfriedens nach fast 3½jährigem Ringen in Blut und Eisen. Das erste Frührot! Also behielten die Propheten recht, die da schon lange verkündeten, der Friede kommt aus dem Osten, der Krieg endet da, von wo er seinen Ausgang genommen. Über die Schrecknisse der Revolution und des Bürgerkrieges hinweg mußte er sich erst noch den Weg bahnen, ehe er die 1000 Kilometer lange Front erreichte, wo die Heere Rußlands und des Vierbunds einander gegenüber lagen. Die alte geschichtliche Regel, daß ein Volk den Frieden nach außen besitzen muß, wenn es im Innern erstarken und große Reformen durchsetzen will, wurde auch hier bestätigt. Und so strebten die Leninisten oder Bolschewiki, die eine neue starke Welle der inneren Gärung in Rußland an die Oberfläche und zur Führung des Volkes gebracht, danach, den Frieden nach außen zu erreichen. Sie boten dem Feinde, dem Vier-

bund, einen Waffenstillstand an, um während seiner Dauer den Frieden zu erlangen. In Brest-Litowsk fanden die Verhandlungen statt, demselben Brest-Litowsk, das 1915 die Truppen des Zaren grausam zerstört hatten, als sie es vor dem siegreichen Gegner hatten räumen müssen. Nun hat der kleine, vordem kaum in der Welt bekannte und genannte Ort weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, die noch gewachsen sein wird, wenn einmal, was wir alle hoffen, von dorther der Klang der Friedensglocken seinen Weg über die Lande nehmen wird. Die beiden Bilder, die diese Seite füllen, wollen das bedeutsame feierliche Weltgeschehen festhalten, das der unter der Last des Weltkriegs seufzenden Erde das sanfte Frührotlicht des kommenden Friedens zeigte. Wie die Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden!" alljährlich mitten im kalten Winter erklingt, so wird auch der neue große Völkerfrühling in Schnee und Eis geboren.



Zu den Waffenstillstands-Verhandlungen im Osten: Empfang der russischen Abordnung auf dem Bahnhof in Brest-Litowsk.



Der Abschluß des Waffenstillstands in Brest-Litowsk: Prinz Leopold von Bayern, der Oberbefehlshaber Ost, unterzeichnet das Abkommen. Die wichtigsten der dabei beteiligten Vertreter sind — den eingezeichneten Nummern nach —: 1. Kameneff, Mitglied der russ. Abordnung. 2. Jaffe Vorsitzender der russ. Abordnung. 3. Frau A. A. Bizenko, Mitgl. d. russ Abordn. 4. Kontre-Admiral Altvater. 5 Hauptmann Lipsky im russ Generalstab. 6. Karachan, Sekretär d. russ. Abordn. 7 Oberstltn. Fokke im russ. Generalstab 8. Exz. Zeki-Pascha, der Bevollmächtigte der Türkei 9. Botschafter Exz von Mérey. 10. S. Kgl. Hoheit Prinz Leopold von Bayern, Oberbefehlshaber Ost. 11 Generalmajor Hoffmann, Chef des Stabes des Oberbefehlshabers Ost. 12 Oberst Gantschew, der bulgar. Bevollm. 13. Kapt. z. S. Horn. 14. Hauptmann im Generalstab Hey. 15. Maj. i. Generalst. Brinkmann. 16. Maj. v. Kamecke. 17. Rittm v. Rosenberg. 18. Maj. v. Mirbach. 19. Doliwo-Dobrowolsky.



Die Anlage und Ordnung von Kriegssammlungen.

Erfahrungen und Anregungen.

Schluß. Von **Olly Oltmanns.** Mit 4 Abbildungen.

Über englische, französische und russische Kriegszeitungen kann man bezüglich ihres Wertes heute kein Urteil abgeben, da sie ja schwer zu erlangen sind und teilweise nach dem Kriege recht wohlfeil zu haben sein werden. Vor großen Kapitalanlagen in solchen Sachen, auch bei Plakaten, ist zu warnen, um so mehr, als die Echtheit durchaus nicht stets verbürgt ist.

Abb. 1. Aus unserer Kriegssammlung: Titelseite einer Nummer des in den Vogesen erscheinenden Drahtverhau!

Über die Aufbewahrung von Kriegszeitungen lassen sich schwer genaue Vorschriften geben; wer die Mittel dazu besitzt, bevorzugt geschlossene Schränke mit vielen Fächern, die auch die entsprechende Nummer des Katalogs erhalten.

Leider finden sich heute schon vielfach Fälschungen bezw. Nachdrucke und Neudrucke vor, die nicht den Wert des Originals haben. Leider haben wir auch noch keine unparteiische Stelle, die hier genaue Untersuchungen vornimmt.

Wünschenswert erscheint es mir, dem Sammler einen Briefkasten anzugliedern, aus den hier angeschnittenen Fragen gewinnt gewiß die Allgemeinheit der Sammler. Bedauerlich ist nur, daß die Mehrzahl davon noch zu sehr egoistisch denkt, keiner verrät gern dem andern eine gute Quelle, und wer gelegentlich einmal reinfällt oder übers Ohr gehauen wird, gibt dies doch nicht zu, so sehr es im Interesse der Allgemeinheit erwünscht wäre. Die spekulativen Elemente, die auf diesem Gebiete Wucher treiben, gehören schonungslos an den Pranger gestellt. Ein solches Hand-in Hand-Arbeiten dient uns allen, und der Verlag des „Krieg" bürgt hier für nachdrückliche Unterstützung. Plaketten und Medaillen, wie sie bei uns von großen Firmen hergestellt werden, kommen doch wohl nur für bemittelte Sammler in Frage interessanter und weniger kostspielig sind schon die zahlreichen Armee-Abzeichen, wie sie auch das k. und k. Kriegsfürsorgeamt in Wien herausgibt. Heute wird ja alles Mögliche und Unmögliche gesammelt, geschieht es nur, damit es gut aufbewahrt und eingeschlossen wird, so verfehlt es seinen Zweck. Wie interessant ist die Sammlung des Vereins der Plakatfreunde in Charlottenburg, die man auf mehreren Kriegsausstellungen bewundern konnte.

Das Wichtigste für jeden Kriegssammler bleiben aber auch nach wie vor die Zeitungen, denn abgesehen von den großen Geschichtswerken, deren

objektive, aber doch trockene Stoffbehandlung nur einen kleinen Kreis von Lesern reizt, wird das getreueste Spiegelbild des Krieges mit all seinen Einzelheiten in der Presse zu suchen sein. Und hier wiederum nicht in unseren aus zweiter und dritter Hand unterrichteten parteiischen oder farblosen Heimatzeitungen sondern in der Zeitung des Soldaten selbst, in der Feldzeitung.

Auch mit dem Wort Kriegs-, Feld- und Soldatenzeitung wird viel Mißbrauch getrieben, was eine genaue Fassung dieses Begriffes notwendig macht. Dazu erscheint eine gewisse Einteilung notwendig.

Dabei seien die in besetzten Gebieten von Privaten und Kommandanturen herausgegebenen Zeitungen zur Aufklärung der Zivilbevölkerung der betreffenden Gegend vornweg ausgeschaltet, obwohl auch hier wieder Unterschiede zu machen sind.

Reine Lokalzeitungen sind z. B. „Der belgische Kurier", „Deutsche Post" in Lodz, „Deutsche Warschauer Zeitung", „Mitausche Zeitung", „Mitauische Nachrichten", „Libausche Zeitung", „Pinsker Zeitung", „Kownoer Zeitung", „Wilnaer Zeitung", „Grodnoer Zeitung", „Letzte Nais" in Wilna, „De Landbouwer" in Belgien, „Bulletin de Lille", „Lodzer Volksblatt", „Dabartis" in Kowno, „Bialystoker Zeitung", „Dziennik Wilenski" in Wilna, „Suwalkier Nachrichten", „Homan" in Wilna, „Dzimtenes Sinas" in Mitau u. a., trotzdem sie auch für Zivil- und Militärverwaltungen bestimmt sind. Eine besondere Rolle im großen Maßstabe fällt hierbei der „Gazette des Ardennes" zu.

Die zweite Gruppe der Kriegszeitungen umfaßt solche, die militärischerseits herausgegeben, gleichzeitig für die Zivilbevölkerung und auch einen größeren Kreis der Truppen bestimmt sind. Hierzu gehören die „Krakauer Zeitung", die „Nowogrodeker Kriegszeitung", die dreisprachig erscheinenden „Belgrader Nachrichten" und die „Cettinjer Zeitung", „Deutsche Soldatenpost" in Brüssel u. a.

Kriegszeitungen, die in der Heimat für die Soldaten herausgegeben werden, besonders in den Grenzgebieten, bilden eine dritte Klasse. Dazu sind die „Kriegszeitung der Festung Borkum", „Die Wacht im Osten" (Soldauer Kriegszeitung) und die „Kriegszeitung der Feste Boyen und Stadt Lötzen" zu rechnen.

Eigene Klassen bilden dann noch die Gefangenenlager- und die Lazarett- und Kriegsbeschädigtenfürsorge-Zeitungen.

Zwischen allen diesen pendelt noch so manches, was sich nirgends eingruppieren läßt. Es wurde ja schon gesagt, daß wir mit Einschluß auch der nur einmal erschienenen Regimentszeitungen insgesamt 200 Kriegs- und Feldzeitungen kennen, die teils mehr, teils auch weniger die Aufgabe erfüllten und noch erfüllen, ein geistiges Bindeglied der Männer im Schützengraben und in der Etappe zu sein.

Gewiß freut sich jeder in diesem Bereich, eine Heimatzeitung mit all ihrem lokalen Kleinkram zu erhalten, aber ungleich wichtiger ist jedem die Zeitung seiner Armee. Vergleicht man zwei solcher Zeitungen, so ist die Ursache bald gefunden. Die Heimatzeitung bringt als Kriegsnachrichten unter den sensationellsten fettgedruckten Überschriften alle möglichen Kommentare, der Soldat aber, der Held dieser Ereignisse, wünscht und gibt in seiner Zeitung nur eine knappe, aber inhaltreiche Übersicht; das genügt vollauf. Was interessiert im Felde die Fülle, die auf Bequemlichkeit und Genußsucht gestimmten Zeitungsanzeigen.



Abb. 2. Aus unserer Kriegssammlung: Titelseite der Lazarett-Feldzeitschrift „Bacillus verus".

Aber die Feldzeitung mit ihren mannigfachen und gediegenen Artikeln, die erfreulicherweise häufig turmhoch über dem literarischen Beimengsel einer Heimatzeitung stehen, gibt Stoff zum Nachdenken, zu eigener geistiger Arbeit, aus der sich ja die ganze Zeitung zusammensetzt.



Abb. 3. Aus unserer Kriegssammlung: Titelseite von Quosque tandem (Wie lange noch!). Zeitung für die in englischer Kriegsgefangenschaft sich befindenden Deutschen des Lagers Knockaloe auf der Insel Man.

Gewiß stehen nicht alle Feldzeitungen auf dieser Höhe, die Armeezeitungen aber durchweg.

Jeder Ehrliche muß dies anerkennen und es wird ihm auch die Ursache des Unterschieds zwischen Heimat- und Frontzeitung nicht fremd sein. Der Daheimgebliebene und der Feldsoldat haben eben nicht dieselben geistigen Interessen.

Noch eines ist es, was dem fortgeschrittenen Sammler recht viel Kopfzerbrechen macht, der schriftliche Verkehr zu Tausch- und Kaufzwecken. Auch dies läßt sich wesentlich vereinfachen. Mit dem Blaubogen, noch besser allerdings auf der Schreibmaschine stellt man Fehl- und Dublettenlisten her, oben die genaue Adresse, dann den Vermerk „ich suche besonders" oder „ich kann abgeben". Dann folgen Namen und Nummern der Kriegszeitungen. Erledigtes wird einfach durchstrichen. Diese Liste sendet man Tauschfreunden mit der Bitte um Rücksendung zu. Neues wird nachgetragen. Eine in dieser Weise geordnete Sammlung wird immer auch bei ausgedehntem Umfang ihre Übersichtlichkeit behalten, sofern von Anfang an auf strenge Ordnung gesehen wird. Selbstverständlich ist wohl, daß die Tauschkorrespondenzen ebenfalls gut aufbewahrt werden.

Diese hier niedergelegten Anregungen können zwar keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, dazu fehlt es vor allem an Raum, aber sie dürften strebsame Sammler zu eigenem Nachdenken veranlassen. Uns lag in erster Linie daran, einmal die Frage an dieser Stelle zu behandeln und den immer größer werdenden Kreis der Sammler auch auf diese Weise anzuregen, sich an der Erörterung zu beteiligen, denn jeder, auch der kleinste Wink kann hier nur von Nutzen sein.

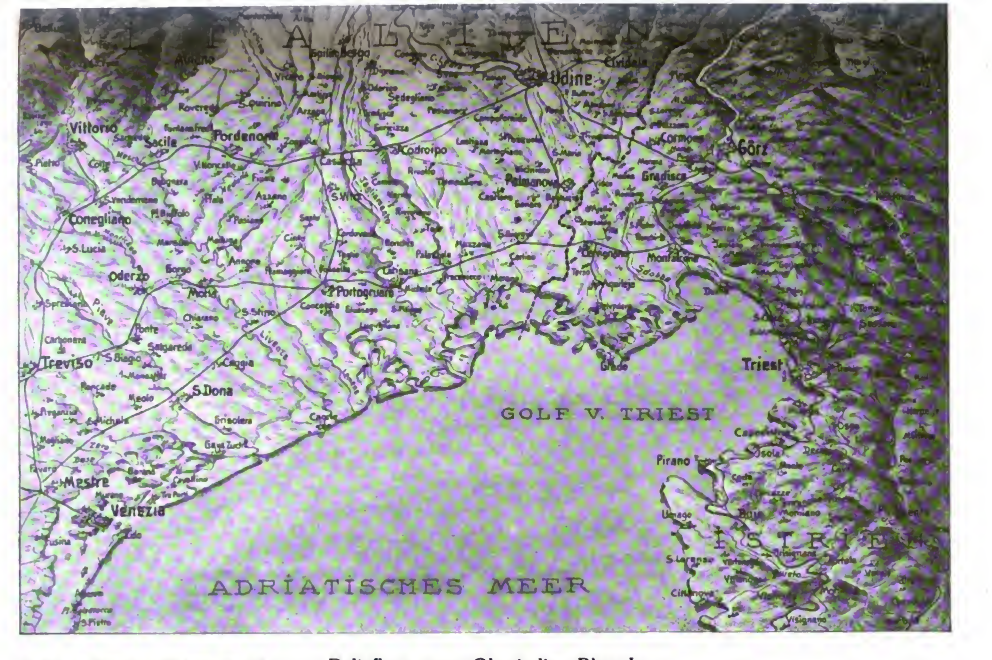
Eine Auswahl aus der Kriegszeitung der Feste Borkum hat in diesen Tagen der rührige Schriftleiter dieser Zeitung, Hauptmann Carl Lange in die Welt gesandt. In R. v. Deckers Verlag in Berlin ist sie erschienen*) und stellt sich als ein ebenso stattliches wie wertvolles Buch dar, esien re·der und trefflicher, literarisch auf gediegener Höhe stehender Inhalt sowohl der Kriegszeitung der Feste Borkum, als namentlich auch dem Herausgeber das beste Zeugnis ausstellt. Man kann sich die Beweggründe gut denken, die den Schriftleiter zu dieser „Auswahl" veranlaßt haben. Die einzelnen Nummern der Kriegszeitung laufen leicht Gefahr, in alle Winde verstreut zu werden, sie verwehen und verschwinden schließlich, überdauern den Krieg höchstens dort, wo sie in Sammlungen wohlgeborgen sind oder bei einzelnen Kriegsteilnehmern. Das Buch aber wird bleiben, wird schon um seines handlicheren Formats und seiner inneren Geschlossenheit willen weiterleben und — lebendig bleibend weiterwirken. Das aber ist sein Hauptvorzug, der innerste Kern seiner Daseinsberechtigung. Er ist so wertvoll wie der Inhalt des Buches, der den eigenen Klang und die eigene Farbe der Kriegszeitung getreulich festhält. So möchte ich das Ganze ein Meisterwerk nennen, denn es verrät innerlich und äußerlich die Meisterhand, die es schuf, in jedem Abschnitt, in jedem der zahlreichen stimmungsvollen Gedichte, von denen viele den Herausgeber zum Verfasser haben, und in den fünf schönen Bildern in Tiefdruck von der Insel Borkum. Und darum auch wünsche ich dem trefflichen Buch von Herzen die weiteste Verbreitung. -z-

*) Preis in dauerhaftem Pappband M 5.—.



Abb. 4. Aus unserer Kriegssammlung: Umschlagseite des Programms und Textbuch zu einem Vortrag über das Niederländische Volkslied, gehalten von Lektor Dr Wirth, dem Mitarbeiter des Pressedelegierten in Gent.


Villach
Mallnitz
Vilgraten



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(vierteljährlich 5 Hefte zu je 40 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Reliefkarte von Oberitalien Blatt I:
Villach — Udine — Treviso — Venedig.

Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Taten erfordert, als der Entschluß des Anführers: zu siegen oder zu sterben. Dieser allein entscheidet nun zwischen Unterjochung und Freiheit. Man hat in unseren Zeiten den glücklichen Ausgang der Kriege zu sehr den Talenten der Heerführer zugeschrieben — die Festigkeit des Charakters hatte darin einen größeren Anteil.

Scharnhorst.

Chronik des Krieges

vom 3. bis 29. November 1917.

3. November. Englische Teilangriffe in Flandern werden abgewiesen. Erfolgreiche Vorpostengefechte im Ailette-Grund. Feuerkampf bei Verdun. — Russische Schlappe bei Segewald. — Die Engländer werden zwischen Wardar und Doiransee zurückgedrängt. — Bei einem Seegefecht im Kattegatt findet der deutsche Hilfskreuzer „Marie" seinen Untergang.

4. November. Englische Angriffe am Doiransee brechen verlustreich zusammen. — Die Truppen der Mittelmächte erzwingen den Übergang über den mittleren Tagliamento und machen dabei 60000 Italiener zu Gefangenen; große Geschützbeute. — Ein deutsches Tauchboot beschießt Homs (Tripolis), ein anderes Tuopse (Schwarzes Meer), wo auch ein russischer Munitionsdampfer versenkt wird. — Englische Offensive bei Gaza.

5. November. Starke Artillerietätigkeit in Flandern, an der Maas und im Sundgau. — Die ganze Tagliamentolinie wird genommen. Die Italiener räumen auch ihre Gebirgsstellungen zwischen Fellatal und Colbrikon in einer Ausdehnung von mehr als 150 km.

6. November. Schwere Kämpfe gegen die Engländer um Paschendaele, Becelaire und Gheluvelt. — Die Italiener sind in vollem Rückzug gegen die Piave. — Die Türken beschießen die Insel Arwar. Gefechte bei Gaza.

7. November. In Flandern nur Erkundungsgefechte. Lebhafte Kämpfe gegen die Franzosen bei Ammerzweiler. — In siegreichen Gefechten wird die Livenza überschritten. Einige am Monte Simlone abgeschnittene italienische Brigaden müssen in einer Reststärke von 17000 Mann mit 80 Geschützen die Waffen strecken. Die Gesamtbeute der Offensive in Italien beträgt jetzt 250000 Gefangene und 2300 Geschütze. — Im Mittelmeer sind den deutschen Tauchbooten wiederum feindliche Handelsschiffe im Ausmaße von 44000 Tonnen zum Opfer gefallen, darunter ein italienischer Hilfskreuzer und ein italienischer Truppentransportdampfer.

8. November. Vergebliche Angriffe der Franzosen im Sundgau. — Glückliche Gefechte im Cernabogen und in der Strumaebene. — Die Italiener werden weiter nach der Piave zu zurückgedrängt. — Staatsstreich in Petersburg. Die Bolschewiki bemächtigen sich der Regierung. — Erneute Kämpfe bei Gaza. Die englische Offensive in Mesopotamien wird bei Tekrit zum Stehen gebracht.

9. November. Englische Vorstöße bei Poelkapelle werden abgeschlagen. Deutsche Teilerfolge im Chaumewald. — Einnahme von Asiago. Die Verbündeten erreichen die Piave. — Deutsche Tauchboote haben im Mittelmeer wiederum 28000 Tonnen Schiffsraum versenkt. — Bei Gaza werden die Türken durch umfassende Bewegungen der Engländer zum Rückzug genötigt und büßen 40 Geschütze ein. Russische Schlappe am Kosnsee.

10. November. Erbittertes Ringen zwischen Paschendaele und Poelkapelle. Alle Anstrengungen der Engländer bleiben vergeblich. Bei Rickebourg werden portugiesische Gefangene eingebracht. Siegreiches Vorpostengefecht am Hartmannsweilerkopf. — Einnahme von Belluno. Italienische Gegenangriffe bei Asiago erzielen einige Örtlichkeitserfolge.

11. November. Ein englischer Teilangriff bei Paschendaele wird abgewiesen. — Bei Longarone müssen sich 10000 Italiener ergeben. Siegreiches Vordringen der Verbündeten gegen Feltre.

12. November. An der Westfront nur Aufklärungsgefechte. — Im Corderoletal müssen sich 4000 Italiener ergeben. Der Monte Longara wird den Italienern entrissen, Fonzaso eingenommen. — Die Engländer dringen in Palästina ein. — Kurzes Seegefecht an der flandrischen Küste. — Die Truppen der Bolschewiki siegen über Kerenski.

13. November. Eroberung von Primolano, Feltre und der Panzerwerke östlich Asiago. — Im Sperrgebiet um England wurden wieder 17000 Tonnen versenkt. — Sturz des Ministeriums Painlevé.

14. November. In Albanien räumen die Franzosen ihre Höhenstellungen westlich vom Ochridasee. — Im Atlantik sind den deutschen Tauchbooten wieder 35000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer gefallen. — Englische Erfolge bei Askalon.

15. November. Erstürmung italienischer Höhenstellungen im Brentatal. Honveds stoßen über die untere Piave vor und nehmen 1000 Italiener gefangen.

16. November. Erfolgreiche Vorfeldkämpfe in Flandern und im Ailettegrund. — Die Italiener werden vom Monte Prassolan und vom Monte Pourna vertrieben.

17. November. Starke englische Seestreitkräfte versuchen vergeblich in die deutsche Bucht einzubrechen. — Erfolgreiche Erkundungsgefechte im Artois und am Doiransee. — Weitere Fortschritte zwischen Brenta und Piave. Vergebliche Gegenangriffe der Italiener bei Asiago.

18. November. Siegreiche Gebirgskämpfe zwischen Brenta und Piave; 1100 Gefangene. — Tauchbootbeute im westlichen Mittelmeer: 36000 Tonnen. — Erfolgreiche Vorpostengefechte an der unteren Vojusa. — Der Rest der eingekreisten deutschen Schutztruppe in Ostafrika erkämpft sich den Übertritt auf portugiesisches Gebiet.

19. November. Ein französischer Teilangriff im Chaumewald scheitert. — Der Nordhang des Monte Tombola wird erstürmt und gegen starke italienische Gegenangriffe gehalten. — Einnahme von Ramleh durch die Engländer.

20. November. Die Engländer gehen bei Cambrai unvermutet zur Offensive über und gewinnen beträchtlich Gelände; ein Teil des eingebauten deutschen Geschützmaterials muß ihnen überlassen werden. — Ein deutsches Tauchboot vernichtet an der syrischen Küste einen englischen Monitor und einen Zerstörer.

21. November. Fortdauer der Schlacht von Cambrai; es gelingt den Engländern nicht, ihren Anfangserfolg zu erweitern. Lebhafte Gefechte mit den Franzosen bei St. Quentin, sowie zwischen Craonne und Berry-au-Bac. — Erstürmung des Monte Fontana Sena. Italienische Angriffe am Monte Meletta werden durch Gegenstoß ausgeglichen. — Die U-Boot-Beute im Oktober beträgt 674000 Registertonnen. — Selbständigkeitserklärung des finnischen Landtags.

22. November. In der Schlacht bei Cambrai macht sich deutsche Gegenwirkung erfolgreich geltend. — Neue Erfolge im Gebirge zwischen Brenta und Piave. — Die Engländer besetzen Jaffa.

23. November. Bei Cambrai wiederholen die Engländer ihre Durchbruchsversuche, werden aber blutig abgeschlagen. — Italienische Gegenangriffe zwischen Brenta und Piave bleiben ergebnislos. — Im Mittelmeer haben deutsche Tauchboote abermals 30000 Tonnen Schiffsraum versenkt.

24. November. Bei Cambrai nur örtlich begrenzte Kämpfe. Verstärktes Artilleriefeuer im Sundgau. — Italienische Angriffe im Brentatal brechen verlustreich zusammen. — Englische Erfolge bei Jerusalem.

25. November. Die Engländer wiederholen ohne jedes Ergebnis ihre hartnäckigen Durchbruchsversuche bei Cambrai. Der deutsche Gegenstoß gewinnt Gelände bei Bourlon. Starke französische Angriffe bei Beaumont scheitern. — Erfolgreiche Gebirgskämpfe an der italienischen Front.

26. November. Englische Gegenangriffe bei Bourlon mißglücken. Bei Prunay wird ein französischer Vorstoß abgewiesen. — Den Tauchbooten fallen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz wieder 20000 Schiffstonnen zum Opfer. — Türkisch-englische Gefechte am Wadi Andschu.

27. November. Schwere, wechselvolle Kämpfe vor Cambrai. Mißglückte französische Angriffe bei Romeny.

28. November. Vorfeldgefechte in Flandern. — Vergebliche Angriffe der Italiener am Monte Tomba.

29. November. Reichskanzler Graf Hertling gibt im Deutschen Reichstage ein russisches Friedensangebot bekannt. — Die Engländer werden bei Cambrai unter schweren Verlusten zurückgeschlagen. — Glückliches Vorpostengefecht an der unteren Vojusa.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Zwangsoffensive der russischen Revolutionsarmee.

Schluß. — Von **Dr. Kurt Floericke.** — Mit 6 Abbildungen.

Das Gelände, in welchem die Kämpfe der Zwangs-Offensive sich abspielten, erinnert in seiner lieblichen Anmut und mit seinen romantisch geformten Anhöhen an die Vorberge Thüringens und stellt eines der landschaftlich schönsten Schlachtfelder aus dem Kriege dar. Der bunte Wechsel von Höhenzügen und tief eingewaschenen Mulden gestattet dem Angreifer ein gedecktes Heranziehen seiner Sturmkolonnen, erleichtert aber andererseits auch die Verteidigung. Auf dem Nordflügel bei Koniuchy sind die bis zu 400 m ansteigenden Höhen kahles Ackerland, bei Brzeczany dagegen sind sie größtenteils bewaldet. Das genannte Städtchen selbst liegt sehr freundlich in einem tiefen, rings von bewaldeten Höhen umgrenzten Talkessel, durch den sich in vielen Windungen das Flüßchen Gniola-Lipa schlängelt. Östlich vorgelagert ist die 399 m hohe Lyponiahöhe, die den militärischen Schlüsselpunkt für die ganze Gegend bildet und deshalb zum Mittelpunkt der heftigsten Kämpfe wurde. Leider lag das uralte hübsche



Phot: Kriegspressequartier Wien.
Abb. 1. Blick auf das brennende Dorf Koniuchy mit den früheren hartnäckig verteidigten österr.-ungar. Stellungen.

Städtchen im Artilleriefeuer und hatte entsprechend zu leiden, wenn auch die meisten Granaten hoch über die Häuser weggingen und nur den hinter dem Orte gelegenen See in gewaltigen Springbrunnen aufrauschen ließen. Doch bekam das prächtige Bernhardinerkloster mehrere schwere Treffer ab, ebenso das berühmte Schloß des Grafen Sieniawski. Der Turm desselben wurde zum Einsturz gebracht, aber die Schloßkapelle mit den vielen prachtvoll gemeißelten Ritterfiguren des Lemberger Bildhauers Pfister blieb glücklicherweise unversehrt.

Am 1. Juli setzte hier der Hauptsturm der Russen ein, der sich gegen die Lyponiahöhe sowie gegen die von früheren Kämpfen her berühmte Blinddarmstellung der Türken bei Nieczyjsczow richtete. So dicht lagen sich hier die beiderseitigen Gegner gegenüber, daß es der deutschen Artillerie unmöglich war, Sperrfeuer auf den Zwischenraum zu legen, und so standen die russischen Sturmbataillone, vom Morgennebel begünstigt, vor den deutschen Drahtverhauen, ehe man sich dessen versah. Im ersten Anprall vermochten sie die Lyponiahöhe zu nehmen, aber die tapferen Sachsen, die hier fochten, erholten sich schnell genug von ihrer Überraschung, verhinderten das Nachziehen der feindlichen Artillerie, gingen dann sofort zum Gegenstoß über und warfen mit prachtvollem Schwung die Russen wieder von der Höhe herunter. Den ganzen Tag über wurde hier erbittert gerungen, oft mit Handgranaten oder mit der blanken Waffe Mann gegen Mann, indessen vermochten die Russen keinen Schritt mehr vorwärts zu kommen und einige Nester am Hang der Höhe war alles, was ihnen aus dem blutigen, opfervollen Ringen dieses Tages nach ungeheuren Verlusten verblieb. Die Türken ihrerseits befolgten bei der Verteidigung ihrer Blinddarmstellung eine eigene Taktik. Als das russische Trommelfeuer mit verheerender Wucht einsetzte, gingen die Osmanen freiwillig zwei Kilometer weit zurück, so daß der russische Geschoßhagel nur auf verlassene Stellungen niedersauste. Erst als diese von den vorstürmenden Russen besetzt waren, brachen die Türken auch ihrerseits wieder vor und bereiteten dem überraschten Feind eine völlige Niederlage. Sie selbst hatten dabei ganz geringfügige Verluste, während Hunderte von Russen vor einzelnen Kompagnieabschnitten liegen blieben. So vollständig war hier der türkische Erfolg, daß die Osmanen ihrerseits noch den bedrängten Sachsen auf der Lyponiahöhe Hilfe leisten und entlastend in das dort hin und her wogende Gefecht eingreifen konnten. Die hier bei Brzezany eingesetzten russischen Divisionen waren gleich am ersten Schlachttage so abgekämpft, daß sie das Gefecht am nächsten Tage überhaupt nicht mehr erneuerten. Dafür wurden von den Sachsen und Türken die wenigen noch verbliebenen Russennester am Hang der Lyponiahöhe gründlich gesäubert.

Aber dem Feinde lag offenbar sehr viel an dem Besitz dieser wichtigen Höhe, denn am 3. Juli stieß er hier nochmals mit voller Wucht vor, aber nur, um eine geradezu schauerliche Niederlage zu erleiden. Nicht weniger als 13000 Tote aus ausgesucht guten russischen

Divisionen deckten an diesem Abend die Hänge der Lyponiahöhe: namentlich die 23. russische Division, die zu den besten und angriffslustigsten des ganzen Heeres gehörte, wurde hier nahezu aufgerieben. Zuletzt konnten die Angreifer nur noch durch die Geschosse der ihnen verbündeten englischen Artillerie, die sich hier in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit offenbarte, vorgetrieben werden. Die Rache dafür blieb freilich nicht aus, denn z. B. sämtliche sechs englische Offiziere, die der 21. Feldartillerie-Brigade zugeteilt waren, wurden aus diesem Grunde von den mit Recht aufgebrachten russischen Infanterieoffizieren erschossen. Ebenso fielen vier französische Offiziere der Wut der russischen Soldaten zum Opfer, weil sie sich hatten hinreißen lassen, sibirische Scharfschützen zu ohrfeigen. Das schauerliche Schauspiel der Brussilowschen Offensive von 1916, daß ganze Regimenter buchstäblich niedergemäht wurden, wiederholte sich hier mit noch gräßlicherer Großartigkeit. Alles Einschieben von frischen russischen Reserven nützte da nichts mehr. Inmitten eines greulich niederprasselnden Artilleriefeuers sprangen die bereitgestellten Sturmkolonnen der 11. russischen Armee aus ihren Gräben. In kurzer Entfernung folgte die zweite Sturmlinie, dann die dritte, vierte und fünfte. Aber schon nach kurzem Lauf war die erste durch das deutsch-türkische Artilleriefeuer in eine unförmliche Schlangenlinie umgewandelt, die sich aus toten und zerfetzten Menschenleibern zusammensetzte und von Minute zu Minute mehr zusammenschmolz. Mit den entsetzlichsten Verlusten schob sich die zweite Linie in dieses Höllenchaos hinein, versuchte die kläglichen Reste der ersten mitzureißen, wurde aber selbst mit unwiderstehlicher Gewalt zu Boden geworfen. Ein gleiches Schicksal erlitten die dritte und vierte Linie, bis es schließlich der fünften, wenn auch furchtbar durcheinandergewürfelt, gelang, in die feindlichen Gräben zu springen. Hier setzte aber nun ein jeder Beschreibung spottender Nahkampf gegen Sachsen und Türken ein. Zwei nur schwach besetzte türkische Gräben konnten von den Russen ausgeräumt werden, aber ehe sie noch Zeit fanden, sich darin einzurichten, traf sie schon mit unwiderstehlicher Wucht der feindliche Gegenstoß, der sie wieder aus den Gräben herauswarf und ihnen dann ein geradezu wahnsinniges Maschinengewehrfeuer in den Rücken streute. Von einzelnen Regimentern langten ganze 50 Mann wieder in den russischen Ausgangsgräben an, und der Südflügel der 11. russischen Armee wurde hier derart mitgenommen, daß er während der folgenden Tage überhaupt nicht mehr vorzubringen war. Namentlich die zweite und dritte Transamurdivision waren bis auf geringe Trümmer nahezu vernichtet. Auch als am 6. Juli der Kampf auf dem Nordflügel mit neuer Wut auflebte, blieb es hier im Zentrum still. Nur die beiderseitige Artillerie bekämpfte sich, und hierbei erzielten am 8. Juli die weittragenden deutschen Geschütze einen großartigen Erfolg, indem sie den 16 km hinter der russischen Front gelegenen wichtigen Etappenplatz Kozowo mit seinem lebhaften Eisenbahnbetrieb und Kolonnenverkehr nahezu vernichteten. Das durch einen Ballonbeobachter vorzüglich geleitete deutsche Feuer bekam schon nach wenigen Probeschüssen den mit Kriegsmaterial aller Art vollgepfropften Bahnhof von Kozowo zu fassen, wo alsbald ein riesiges Munitionslager in Brand geriet und samt den anstoßenden Anlagen und Schuppen in die



Abb. 2. Das Städtchen Brzezany, das nächst Koniuchy und Halicz im Mittelpunkt der Kämpfe während der russ. Zwangsoffensive lag.

Luft flog. Eine ungeheure Feuergarbe sprang auf und senkte sich als Flammenregen wieder auf das ganze Bahnhofsgebiet hernieder. Man konnte deutlich die angerichtete Verwüstung sehen, inmitten deren ein langer Zug eiligst in östlicher Richtung davondampfte. Bei einem der nächsten Geschosse wurde eine riesige Feuerkugel in die Luft geschleudert, stieg 400 m hoch empor, blieb aber dabei durch schwere, massige Rauchwolken mit der Erde verbunden. Wie der Ballonoffizier erzählte, glich diese ungeheure Explosionserscheinung dem Ausbruch eines Vulkans. Von diesem Augenblick an standen der Bahnhof und die ganze Westhälfte von Kozowo in Flammen. Glutdurchzuckt lagen schwere Rauchmassen über dem Brandherde, und aus dem dunklen Qualmgewölk schossen als Zeichen der fortwirkenden Explosionskräfte ununterbrochen Bündel von hellzuckenden Blitzen hervor. In kurzen Abständen erfolgten noch 30 ähnliche Explosionserscheinungen, und der Brand fraß sichtlich weiter um sich, so daß dieser für die Russen so wichtige Knotenpunkt als vernichtet gelten konnte.



Phot.: Kriegspressequartier, Wien.
Abb. 3. Major Zahar vom Honved-Inf.-Regt. 310 an der Waldlisiere der Liponia, wo er durch Gegenstoß die eingedrungenen Russen warf.

Etwas glücklicher waren die Russen auf ihrem Nordflügel bei Koniuchy. Unter dem Schutz eines 10 Meter hohen Gasvorhangs und unter dem gewaltigen Trommelspiel ihrer Minenwerfer kamen sie hier an die österreichisch-ungarischen Gräben heran und vermochten das Dorf Koniuchy selbst mit stürmender Hand durch ihre Übermacht zu nehmen. Mit besonderem Heldenmut wehrte sich hier ein thüringisches Bataillon, das in Reserve hinter den österreichisch-ungarischen Linien lag und im Augenblick der größten Not vorgezogen wurde. In tapferem Ansturm warf es die Russen wieder zurück, mußte dann aber seinerseits weichen, als rechts und links Bosniaken und österreichische Jäger nach zäher Verteidigung von der russischen Übermacht erdrückt wurden. Mit Handgranaten brachen sich die Thüringer Bahn durch den sie bereits umringenden Feind und zogen sich auf eine Verteidigungsstellung am Nordostrande von Koniuchy zurück; über sich den unaufhörlichen Hagel wohlgezielter Schrapnells, im Rücken die Russen, die von der Dorfkirche her mit Maschinengewehren die Stellung der Thüringer abstreuten, hielt dieses Bataillon volle fünf Stunden aus, ohne auch nur einen Schritt zurückzuweichen. Als der Schießbedarf knapp wurde, holten Freiwillige neue Patronen herbei, wobei sie mitten durch das brennende Dorf und durch den russischen Geschoßhagel hindurchschleichen mußten. Als endlich jede Hoffnung auf dauernden Widerstand zur Neige ging, bahnte sich das Bataillon nochmals den Weg durch die russischen Massen und erreichte glücklich den Anschluß an die Kampfgefährten. Nicht so gut ging es den südungarischen Infanterieregimentern Nr. 6 und Nr. 86, die weiter nördlich die Mogilahöhe, einen besonders wichtigen Stützpunkt nach Zborow zu, besetzt hatten. Beide Regimenter hatten in ihren Fuchslöchern das zweitägige russische Trommelfeuer verhältnismäßig gut überstanden und schlugen daher am 1. Juli die ersten russischen Infanterieangriffe glänzend zurück. Aber am nächsten Tage erneuerten die Russen nach heftigstem Trommelfeuer ihren Ansturm und unter Einsatz stärkster Kräfte gelang es ihnen, auf dem rechten Flügel des Regi-

mentes Nr. 86 in dessen vorderste Gräben einzudringen. Schleunigst wurde die Einbruchsstelle abgeriegelt und es folgte nun hier ein erbittertes Ringen Mann gegen Mann. Jeden Fußbreit Boden mußten sich die Russen mit schweren Verlusten erkämpfen und bis Mittag hatten sie kaum 2000 Schritt Raum gewonnen. Inzwischen war es ihnen aber geglückt, am linken Flügel das eine Bataillon des 6. Regimentes zu umgehen, unter flankierendes Feuer zu nehmen und ihm die rückwärtige Verbindung abzuschneiden. Unter der doppelten Umfassung und einem ununterbrochen niederprasselnden Sperrfeuer verloren die tapferen Ungarn jede Verbindung. Eine gewaltige Rauch- und Staubwolke hüllte die Kämpfenden ein, und vergeblich ließen die tapferen Verteidiger Brieftauben und Leuchtraketen steigen, um Hilfe herbeizurufen. Leider ermöglichte die allgemeine Gefechtslage eine solche nicht, und das allzu lange und zähe Aushalten der Ungarn führte schließlich dazu, daß sie nach heldenhaftem Widerstand völlig abgeschnitten die Waffen strecken mußten, so daß die Russen an dieser Stelle etwa 10000 Gefangene machen konnten, die sich am nächsten Tage noch um weitere 4000 vermehrten.

Nachdem die Russen Koniuchy erstürmt hatten, stießen sie weiter in die hinter diesem Orte sich ausbreitenden Wälder vor, wo sich ein Kampf von geradezu schauerlicher Wildheit entspann. Obgleich die russische Artillerie die Waldbäume niedergelegt hatte, lagen doch in Trichtern und Erdhöhlen, die teilweise durch besondere Fußangeln und Fußfallen aus Stacheldrahtgewebe geschützt waren, starke Maschinengewehrabteilungen, die die anstürmenden Sibirier mit einem mörderischen Kugelregen empfingen. Die 2. und 3. Transamurdivision wurde hier nahezu aufgerieben, und nur mit großer Mühe vermochten das 6. und 41. russische Korps, die den Vorteil bei Koniuchy erstritten hatten, weiter vorzukommen und im Nahkampf Schritt für Schritt die tapferen Ungarn aus dem furchtbaren Gehölz zurückzudrängen. Die Leichen lagen hier buchstäblich in Haufen um die Baumverschanzungen herum. Als die Russen endlich den Wald genommen hatten und nun weiter in das freie Gelände vorstoßen wollten, wurden sie durch einen unüberschreitbaren Feuervorhang der k. und k. Artillerie zum Stehen gebracht und genötigt, sich so rasch als möglich notdürftig einzugraben. Hier hat die österreichisch-ungarische Artillerie eine grauenvolle Arbeit verrichtet. Alle weiteren Versuche der Russen, wieder vorzudringen, wurden in einem Meer von Blut erstickt. Ihre Stellungen waren wegen ihrer tieferen Lage bequem einzusehen und konnten deshalb auf die Dauer nicht gehalten werden. Die Reste der russischen Truppen mußten daher in den Wald zurückgezogen werden, wodurch auch die Verbindungsdivision in eine kritische Lage geriet und entsetzliche Verluste erlitt. Der Verlauf dieser beiden ersten Kampftage hatte genügt, um das Strohfeuer der russischen Angriffsbegeisterung wieder zu ersticken. Hatten sie bis dahin mit einer wahren Berserkerwut gekämpft, so fochten sie von nun ab nur noch mit verbissenem Trotz. Drei volle Tage waren nötig, um ihre erschütterten Verbände wieder herzustellen und die arg gelichteten Divisionen von neuem aufzufüllen.

Dann aber, also am 6. Juli, versuchten sie es noch einmal mit rücksichtslosen Massenangriffen. Sie verlegten den Hauptangriff diesmal weiter nördlich nach der Bahnlinie Zborow—Zloczow zu, um in der Richtung auf den Knotenpunkt Pomorzany durchzubrechen, wobei namentlich die Lyponiahöhe zum Schauplatz erbitterter Kämpfe wurde. Hier focht auch auf russischer Seite die vielbesprochene tschechisch-slawische Legion, die ihre ehrenvolle Erwähnung im russischen Heeresbericht mit schweren Blutopfern zu bezahlen hatte. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß auch auf österreichischer Seite an diesem Punkte tschechische Regimenter eingesetzt waren. Sie versagten derart — eine Tatsache, die ja auch im österreichischen Reichsrat zur Sprache kam — daß die Russen fast kampflos ein Stück vorwärts kommen konnten. Dann aber stellten eingreifende Reserven die Lage bald wieder her. An den Teichen von Battkow wurde erbittert gerungen. Die Russen schickten hier auch nach englischem Muster ungeheure Panzerwagen vor, die aber dem Feuer der Feldartillerie so gute Ziele boten, daß sie bald zerschmettert oder bewegungsunfähig liegen blieben. Auch russische Reiterei war aufmarschiert, um die Zuversicht der Truppen zu heben und im Falle des Erfolges sofort einhauen zu können. Sie kam aber gar nicht in Tätigkeit, sondern wurde durch wohlgezielte Granatentreffer auseinander gesprengt. Auf kaum 10 km Frontbreite hatten die Russen hier 9½ Divisionen angesetzt, darunter die besten und berühmtesten Garderegimenter. In zehn- bis fünfzehnfachen Wellen fluteten sie heran, aber die Ungarn und die als Verstärkung eingetroffenen deutschen Regimenter wiesen alle Angriffe blutig



Phot.: Kriegspressequartier, Wien.

Abb. 3. Oesterreich.-ungar. Stoßtrupp beim Aufrollen eines feindlichen Grabens im Handgranatenkampf.

ab. Schließlich stürzten die Russen in panikartiger Flucht zurück, dabei von Artillerie- und Maschinengewehrfeuer gefaßt und verfolgt von Jagdfliegern, die niedrig über der Erde einhersausten und mit ihren Maschinengewehren Tod und Verderben in die feindlichen Massen streuten. Es war eine der schwersten Niederlagen, die die Russen in diesem Kriege erlitten haben. Ihre Verluste waren ungeheuer, die der Verbündeten verhältnismäßig sehr gering. So hatte eine deutsche Division nur 300 Tote und Verwundete, die ihr gegenüberstehende russische dagegen deren 6—8000. Im ganzen mögen die schätzungsweise eingesetzten 27 russischen Divisionen einen Blutverlust von 100000 Mann gehabt haben, und das ostgalizische Leichenfeld wird von Augenzeugen übereinstimmend als das schauerlichste des ganzen Krieges bezeichnet. Viele russische Regimenter hatten 50, manche sogar 80% ihrer Offiziere verloren, und ein Regiment kam überhaupt ohne Offiziere zurück. In erfolgreichem Nachstoß, wobei sich das 23. deutsche Reserveregiment besonders auszeichnete, wurden den Russen auch die bescheidenen Vorteile wieder entrissen, die sie zu Anfang des Kampfes durch das Versagen der tschechischen Regimenter errungen hatten. Dann trat die Ruhe des Todes auf dem weiten Schlachtfeld ein. Ringsum war alles zerstört und die Lohe der verbrannten Dörfer loderte anklagend zum Nachthimmel empor. Es befanden sich darunter auch deutsche Ansiedlungen, die seit etwa hundert Jahren in dieser Gegend bestehen. Noch nie hat ein räumlich so eng begrenztes Schlachtfeld so viel Blut getrunken wie hier das liebliche ostgalizische Hügelgelände. In der brütenden Sommerhitze der nächsten Tage gingen die Leichenhaufen rasch in Verwesung über, und ein entsetzlicher Geruch strich über die Erde, den der Ostwind leider gerade auf die Truppen der Verbündeten zutrieb. Zwischen diesen Leichenfeldern zu atmen und zu arbeiten, war kaum noch möglich, ganz unmöglich aber war es, die erschöpften russischen Truppen nochmals durch sie hindurch zum Sturme vorzureißen. Die Schlacht erstickte hier im Blut, und die an ihrer tiefsten Stelle 4 km messende Einbuchtung bei Koniuchy war schließlich alles, was die Russen errungen hatten.

Nachhaltigere Erfolge erzielte General Kornilow mit dem russischen Südflügel, der von Stanislau aus vorbrach, und zwar mit so überwältigender Übermacht, daß die schwachen Truppenkörper der Armee Terstzyanski ihr nicht standzuhalten vermochten, sondern Tag für Tag weiteres Gelände preisgeben mußten. Auch hier mußte zur Deckung des Rückzuges der

Hauptmacht eine wackere ungarische Division westlich von Stanislau geopfert werden. Am 7. Juli begann General Kornilow seine Offensive, drängte die österreichisch-ungarischen Streitkräfte am 8. Juli über die Lukwa und am folgenden Tage über die Lukowitza, stellte hier auf dem Schlachtfelde die Verbindung mit der 7. russischen Armee her, nahm im Verein mit ihr die den Russen heilige Stadt Halicz, trieb am 10. den Feind auch über die Lomnia zurück, erstürmte am 11. die Stadt Kalucz, wo die Russen die wüstesten Aus-



Abb. 4. General Kornilow, der Befehlshaber des russischen Südflügels während der Zwangsoffensive. Kornilow revoltierte später gegen die Sowjetregierung.

schreitungen begingen, und folgte dann dem weichenden Gegner mit seinen Vortruppen in breiter Front über die Lomnia. Das waren allerdings nicht unbedeutende Erfolge, die einem Eindrücken der österreichisch-ungarischen Front fast gleichkamen. In Paris und London jubelte man. Der erst 46jährige General Kornilow, zweifellos ein sehr tüchtiger Militär, wurde der Held des Tages, und als das Feldherrngenie gepriesen, das die Entente bisher überall vergeblich gesucht hatte. Aber bald erwies es sich, daß mit der Eroberung von Kalucz die Erfolge Kornilows abgeschlossen waren und die Russen auch hier, nachdem sie im ganzen etwa 50000 Mann geopfert hatten, nicht weiterzukommen vermochten. Es war ein wahres Glück, daß genau wie bei der Brussilow-Offensive des Jahres 1916 das Zentrum unter dem zähen Grafen Bothmer trotz des Zurückweichens der Flügel standgehalten hatte, nun noch volle Bewegungsfreiheit besaß und deshalb auch dem bedrängten Südflügel durch Absendung von Verstärkungen zu Hilfe kommen konnte. Schon nach überraschend kurzer Zeit gab dann auch hier das unvermutete Losbrechen der deutsch-österreichisch-ungarischen Gegenoffensive dem Bild ein ganz anderes Gesicht. Über die Einzelheiten der Kämpfe südlich des Dnjestr sind wir bis heute nur wenig unterrichtet. Offenbar gab dem General Kornilow das Vorhandensein der Bahnlinien von Kolomea und Buczacz nach Stanislau erwünschte Gelegenheit, große Truppenmassen rasch zu versammeln und dann ziemlich unvermutet gegen die Truppen Terstzyanskis loszulassen. Trotzdem wehrten diese die ersten Anstürme erfolgreich ab, wobei sich namentlich die Mißkloffer Infanterie-Division und das schlesische Infanterie-Regiment Nr. 1 auszeichneten. Erst als die russische Übermacht gar zu erdrückend wurde, gingen die Tapferen zurück und wurden dann von kroatischen Regimentern aufgenommen, die durch wuchtigen Flankenstoß das Vordringen der Russen vorübergehend wieder zum Stehen brachten. Die alte Stadt Halicz, die dem Lande Galizien den Namen gegeben hat und deren Erstürmung im Jahre vorher Brussilow seinen ersten Feldherrnruhm verdankte, wurde diesmal von der Division des zur 7. Armee gehörigen Generals Tscheremissow genommen. Dieses Städtchen war einstmals der Sitz ruthenischer Fürsten, und seine heut verfallene Burg hat manchem Tatarensturm siegreich widerstanden. Das gegenwärtig nur noch unbedeutende Städtchen ist reich an alten Kirchen, unter denen ein tausendjähriger byzantinischer Rundbau die interessanteste ist. Außerdum besitzt Halicz einen originellen Tempel der jüdischen Karaiten, die bekanntlich den Talmud leugnen und die Gesetze des Alten Testaments fanatisch befolgen.

Um die Aufmerksamkeit des Gegners von seinem Hauptangriffe abzulenken und sich womöglich durch Handstreich einen wichtigen Karpathenpaß zu sichern, unternahm General Kornilow auch weiter südwestlich mit abgezweigten Truppen einen Angriff, der zu dem Gefecht von Huta führte, das aber durch das heldenmütige Verhalten des ungarischen Infanterie-Regimentes Nr. 65 zum Nachteil der



Phot.: Presse-Bureau, Leipzig.
Abb. 5. Deutsche Artillerie überschreitet einen der zahlreichen Flüsse Ostgaliziens auf einer Pontonbrücke.

Russen entschieden wurde. Hatte also Kornilow auch nicht unbeträchtlichen Geländegewinn errungen, so war doch auch ihm ein strategischer Durchbruch nicht geglückt, und auch er hatte die erstrittenen Vorteile mit ganz unverhältnismäßig großen Blutopfern bezahlen müssen.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Großadmiral Anton Haus.

Mit 1 Abbildung.

Die österreichisch-ungarische Flotte, klein an Zahl, aber vorzüglich an Ausrüstung und ganz hervorragend an Kampfwert, kriegerischem Geist und Unternehmungslust, hat in diesem Kriege überraschend gut abgeschnitten und in glänzender Weise gezeigt, daß sie es verstanden hat, das glorreiche Erbe Tegethoffs in lebendiger Kraft wirksam zu erhalten. Dies ist zum nicht geringen Teile das Verdienst ihres Führers, des unermüdlich tätigen, aber in stiller Bescheidenheit sich persönlich stets im Hintergrunde haltenden Anton Haus, der dafür am 1. Mai 1916 zum Großadmiral ernannt, aber schon zu Beginn des Jahres 1917 seinen, ihn vergötternden Blaujacken durch einen allzu frühen Tod entrissen wurde. Nur der kann die Schwere dieses Verlustes ermessen, der das innige Vertrauensverhältnis gekannt hat, das den obersten Führer der Flotte mit seinen sämtlichen Untergebenen verband, vom Admiral an bis zum jüngsten Matrosen herab. „Haus kann alles!" war ein geflügeltes Wort in der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine. Geboren ist dieser hervorragende Seemann 1851 in dem in diesem Krieg so heiß umstrittenen Tolmein, und 1869 hat er als Seekadett seine militärische Laufbahn begonnen.

Nach mannigfach wechselnden Dienststellen wurde er 1905 Konteradmiral, 1908 Kommandant der Schlachtflotte, 1912 erster Flotteninspektor. Aber schon der Schiffsleutnant Anton Haus wurde als Lehrer an der Marineakademie von seinen Zöglingen geradezu schwärmerisch verehrt. Internationalen Ruf erwarb er sich 1901 während des Boxeraufstandes in China, wo er als Kommandant des österreichisch-ungarischen Kriegsschiffes „Maria Theresia" zugleich rangältester Befehlshaber des internationalen Geschwaders in den dortigen Gewässern war. Haus war auch Abgeordneter auf der zweiten Haager Friedenskonferenz vom Mai bis Oktober 1907. Als Geschwaderchef konnte er bei den Flottenmanövern wiederholt seine glänzenden Führereigenschaften beweisen. Obwohl stets Befehlshaber der schwächeren Flotte, setzte er doch immer durch irgendein neues, unerwartetes Mittel seinen Gegner matt. Der stattliche, wettergebräunte Mann mit den blauen, stahlklar blickenden Seemannsaugen war das Ideal eines Führers, dabei ein durchaus

neuzeitlicher Geist, selbst voller Initiative und einer, der die Initiative auch seiner Untergebenen zu wecken verstand. Sein rasch, aber mathematisch scharf und klar denkendes Hirn beherrschte auch die schwierigste Lage, denn es war keinerlei Launen und Nerven unterworfen. Er kannte die feinsten Einzelheiten des verwickelten Marinewesens, wußte sich dabei aber stets den weiten Blick für das große Ganze zu erhalten. Dabei hatte Haus scheinbar immer Zeit. Er war die Ruhe und Gelassenheit selbst, denn er beherrschte die Zeit und nicht sie ihn. Blitzschnelle Entschlußfähigkeit und rücksichtslose Tatkraft in



Großadmiral Anton Haus.

der unbeirrbaren Durchführung eines Planes sicherten ihm in jeder Lage den Erfolg. Aber Haus war nicht nur ein großer Taktiker, sondern auch ein Organisator allerersten Ranges, wofür er schon als Vorsitzender des marinetechnischen Komitees die glänzendsten Proben abgelegt hatte. Nach dem Rücktritt des Admirals Grafen Montecuccoli entsprach es daher dem einmütigen Wunsche der ganzen Marine, daß Anton Haus, in dem die Flotte schon lange ihren künftigen Führer erblickte, am 24. Februar 1913 zu seinem Nachfolger ernannt wurde.

Nur zu bald trat der Ernstfall des Krieges an ihn heran, um sein Können zu erproben. Die von ihm geführte und durch die Natur der Sachlage in der nördlichen Adria eingesperrte Flotte stand vor der denkbar schwierigsten Aufgabe, denn es galt die Verteidigung einer langgestreckten Küste mit ungeheuren wirtschaftlichen Werten gegen erdrückende feindliche Übermacht. Der Gegner wollte diese offenbar dazu benützen, die k. u. k. Seestreitkräfte in der Adria so rasch als möglich zu vernichten, dieses Meer für serbisch-montenegrinische und später italienische Transporte frei zu machen, die Herzegowina und Dalmatien zu besetzen. Aber er hatte nicht mit einem Gegner wie Admiral Haus gerechnet. Weit entfernt, sich auf die bloße Abwehr zu beschränken, lag dieser stets auf der Lauer, erspähte jede Blöße des Feindes und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, einen raschen Schlag zu führen. Der von ihm längst erwartete Treubruch Italiens zeigte Admiral Haus in seiner ganzen Größe, offenbarte aller Welt den frischen Zug, den er seiner Flotte einzuhauchen verstanden hatte. Ein Orkan von Feuer und Eisen brauste breits zwölf Stunden nach der Kriegserklärung über Italiens Ostküste von Venedig bis gegen Otranto hin und zerstörte auf 600 km langer Strecke die Eisenbahnen und militärischen Anlagen des neuen Feindes, dessen Aufmarsch an der Isonzofront dadurch so lange verzögert wurde, bis genügend österr.-ungarische Truppen dort bereitgestellt waren, um dem erträumten „militärischen Spaziergang" des verräterischen Bundesgenossen nach Wien und Triest ein für allemal einen unverrückbaren Riegel vorzuschieben. Noch mehr: Keines Feindes Fuß hat in diesem Kriege jemals die Küste Dalmatiens betreten; dagegen hat die österr.-ungarische Flotte, ohne ernste Störung durch den weit überlegenen Gegner, wesentlichen Anteil genommen an der ruhmreichen Eroberung des Lovcen und Nordalbaniens. Solche Leistungen rangen selbst dem Feinde Worte widerwilliger Anerkennung ab, wie am besten aus einer bemerkenswerten Äußerung des heutigen Oberbefehlshabers der italienischen Flotte, Thaon de Revel, hervorgeht: „Die österr.-ungarische Marine besitzt eine so ungeheure strategische Überlegenheit, daß ihr die Initiative überlassen werden mußte." K. F.



Phot.: Berl. Ill.-Ges.

Abb. 1. Fliegerabwehrkanone auf einem Kraftwagen in Feuerstellung (sog. K-Flak); links der heute überall anzutreffende Entfernungsmesser.

Die Mittel des Krieges.

Die Flak.

Von **Albert Schmidt**. Mit 4 Abbildungen.

Flak ist im militärischen Lexikon etwas Neues, das erst der Weltkrieg geboren hat und Tausende wird es noch geben, die trotz der langen Dauer dieses Krieges über die Bedeutung des Wortes Flak noch im unklaren sind. Flak ist eben auch eines der neumodischen Worte, die man je nachdem als Zeichen der Bequemlichkeit oder als Ausdruck unseres mit der Zeit geizenden Zeitalters betrachten muß. Flak bedeutet nämlich nichts anderes als Flugzeug-Abwehr-Kanone. Gewiß ein langer Name, der wohl eine Kürzung verträgt. Wir sagen ja schließlich auch nicht Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, sondern einfach Hapak und wissen genau, was wir darunter zu verstehen haben. Je länger, je mehr wird also auch das Wort Flak sich einbürgern und am Ende so volkstümlich werden, daß zuletzt jedes Kind weiß, was damit gemeint ist.

Nach dieser Aufklärung über das sonderbare Wort wollen wir uns nun ein wenig über die Sache selber noch unterhalten, denn in der Gegenwart der gesteigerten, ja geradezu unerhörten Fliegerbetätigung hat die Flak schon oft von sich reden gemacht und sie darf als ein vollberechtigtes Glied in der großen Kette der Dinge gelten, aus denen sich das Gewaltige des Weltkriegs zusammensetzt. Je nach der Art den Aufgaben, die ihr zufallen, unterscheidet man militärischerseits verschiedenerlei Flaks. An sich bilden die Flak-Züge und die ihnen gleichstehenden K.-Flak — letztere sind Flak auf Kraftwagen —, die kleinsten selbständigen Einheiten unseres Heeres. Für den Frontdienst kommen nur die mit Pferden bespannten — kurzweg Flak-Züge und die K.-Flak in Betracht. Rückwärts der Front, d. h. in der Etappe, begegnen wir auf Wagen stationierten Flaks und außerdem den sogen. M.-Flaks, das sind Flug-Abwehr-Maschinen-Kanonen. Letztere arbeiten ähnlich wie die Maschinengewehre und entsenden Geschosse, deren Flugbahn auch bei Tag leuchtet und somit gut sichtbar ist. Die Soldatensprache hat ihnen die lieblichen Namen Eierkanonen und Leuchtkaninchen gegeben. Seitdem die feindlichen Flieger auch unserer Heimat häufigere Besuche abstatten, sind auch dort die Flak anzutreffen und man findet hier die O.-Flak-Züge. Das sind die ortsfesten Flugzeug-Abwehr-Kano-



Phot.: Berl. Jll.-Ges.
Abb. 2. Ein Horchapparat, mit dessen Hilfe man die Annäherungsrichtung feindlicher Flugzeuge feststellt.

nen, denen die besondere Aufgabe zufällt, besonders wichtige Bauten zu schützen.

Nun ist es in allen Fällen zwar eine feststehende Tatsache, daß das beste Abwehrmittel gegen Flieger nur die eigenen Kampfflieger sind; aber dennoch möchte man die Flak heute nicht mehr missen, selbst in Fliegerkreisen nicht, denn die Flak vermag immerhin ein gewaltiges Wort mitzureden, wenn der Gegner seine Flugzeuggeschwader gegen unsere Linien oder Gebiete hinter der Front los läßt. Das Abwehrfeuer der Flak ist jedenfalls geeignet, auf den feindlichen Flieger störend einzuwirken, sei es, daß es ihm seine Aufgabe erschwert, die je nachdem in der Leitung des gegnerischen Artilleriefeuers, in der Erkundung militärisch wichtiger Dinge oder im Bombenabwurf auf Eisenbahntransporte, Munitionslager, Reservestellungen usw. besteht. Auf jeden Fall kann die Flak den Feind in der Luft so lange in Atem halten, bis eigene Kampfflieger herbeigerufen sind und den Kampf aufnehmen können. Oft hat die Flak auch selbst einen Treffer zu verzeichnen. Doch ist das immerhin mehr ein Zufall, denn nirgends so wie bei ihr gilt das Wort, daß Schießen und Treffen zweierlei sind. Hier wird das Treffen wirklich zur Kunst, die nicht allzu häufig gelingt.

Zur erfolgreichen Beschießung feindlicher Luft-Fahrzeuge gehört mehr als nur das sonst bei der Artillerie bekannte und geübte Einschießen und Wirkungsschießen. Während die Artillerie für gewöhnlich ihre Geschütze auf Ziele richtet, die sich in einer Ebene befinden (mathematisch gesprochen), muß die Flak ihr Ziel nach jedem Schuß aufs neue suchen, und zwar in allen drei Dimensionen, denn der Flieger wechselt in jeder Sekunde seinen Standort und bewegt sich nach seinem Willen auf- und abwärts, seit- und vorwärts. Zwei der angegebenen Richtungen wird er immer zugleich einschlagen. Entweder er steigt im Vorwärtsfliegen oder er fällt oder aber er fliegt vorwärts, indem er zugleich nach der einen oder anderen Seite auszuweichen sucht. Für die von der Erde aus operierende Flak bringt das erhebliche Schwierigkeiten mit sich und es gehören deshalb zur richtigen Lösung der Flakaufgaben nicht nur mathematische Kenntnisse, sondern vor allem auch Geistesgegenwart, rasche Entschlußfähigkeit und eine zuverlässige, schnell arbeitende Bedienungsmannschaft. Erhöht werden die Schwierigkeiten noch durch den Mangel vollgültiger Beurteilung der Lage ihrer Schüsse, denn so wird das Ziel in der Höhe gesucht werden. Es treten hinsichtlich der Lage sehr leicht Täuschungen ein. Und wenn auch die moderne Optik uns heute gute Apparate an die Hand gibt, mit deren Hilfe ziemlich genaue Schätzungen und Messungen möglich sind, so bleiben doch Irrtümer nicht ausgeschlossen, zumal hierbei noch einige weitere Faktoren sehr in Frage kommen. Nicht zuletzt spielt das Wetter hier eine wichtige Rolle, denn es beeinflußt nicht nur die Flugbahn der Geschosse, sondern auch das Abbrennen der Zünder. Schon kleine Schwankungen aber beeinträchtigen den Erfolg des Schusses, — namentlich, wenn es sich um große Höhen handelt, und wir wissen, daß in Kenntnis dieser Umstände die feindlichen Flieger mit Vorliebe große Höhen aufsuchen.

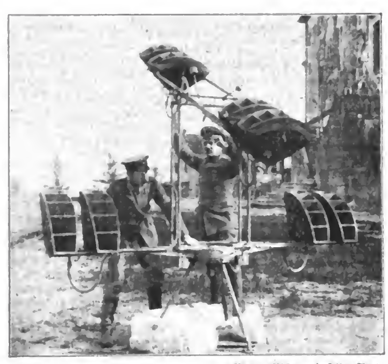
Sich in die Theorien der Flugzeugbeschießung hier noch weiter zu vertiefen, würde zu weit führen. Es mag genügen, ein kleines Beispiel dafür anzuführen, das die Schwierigkeit der Flugzeugbeschießung illustriert. Da ein Flugzeug sich im Luftraum weiter bewegt, so



Abb. 3. Der Scheinwerfer eines O-Flakzuges. (O = ortsfest.)

muß beim Schießen vorgehalten werden, und zwar sowohl hinsichtlich der Entfernung, Höhe oder Tiefe und Seite. Zur Berechnung des Vorhaltemaßes dienen die erwähnten komplizierten optischen Apparate. Oft auch beruht dieses Maß auf reiner Schätzung, immer aber wird es dem Richtkanonier besonders befohlen. Je nach der Schnelligkeit der Bedienung und der Bauart des Geschützes vergehen vom Beginn des Kommandos bis zum Abfeuern des ersten Schusses 15 bis 20 Sekunden. Dieselbe Zeit beansprucht das Geschoß vom Verlassen des Rohres bis zum Eintreffen am Ziel, für das eine Entfernung von etwa 5000 Meter angenommen sei. Wir haben also mit einem Zeitraum von mindestens 40 Sekunden vom Beginn des Kommandos bis zur Explosion des Schrapnells zu rechnen. Nehmen wir nun als Durchschnittsgeschwindigkeit eines Fliegers 30 Meter in der Sekunde an, so wird der Flieger zwischen Kommando und Explosion wenigstens 40 × 30 = 1200 Meter von der Stelle weiter gerückt sein, an der er bei Beginn des Kommandos stand. So groß also muß das Vorhaltemaß sein, wenn der Schuß einigermaßen Aussicht auf Erfolg haben soll. Aber selbst wenn alle Voraussetzungen zutreffen und auch sonst alle Möglichkeiten ausgeschlossen bleiben, die das Ergebnis des Schusses ungünstig beeinflussen können, wird der Schuß doch meistens ohne Wirkung sein, weil mit Sicherheit angenommen werden kann, daß der Flieger im Verlauf jener 1200 Meter Flugbahn sicherlich seine Richtung irgendwie geändert haben wird. Der Flieger über feindlichem Gebiet hat immer mit der Beschießung zu rechnen, er kennt auch alle Hilfsmittel und Eventualitäten und wird deshalb seinerseits nichts unversucht lassen, um die Beschießung wirkungslos zu gestalten. Das erschwert natürlich die wirksame Beschießung allgemein, und vor allem müssen die weiteren Schüsse in der Regel immer wieder neu gemessen werden. Und doch sind es von vornherein meist Fehlschüsse infolge von Meßfehlern. Man rechnet auch damit und gestattet darum solche Meßfehler von 3—400 Meter, bei Höhen von 5000, 6000 und mehr Meter.

Man sieht also, daß die Flugzeugbeschießung nicht zu den Kleinigkeiten gehört und auch der Laie wird sich nach Einblick in die Schwierigkeiten nicht mehr darüber wundern, daß so verhältnismäßig selten Flieger durch die Flak zur Strecke gebracht werden. Er wundert sich aber auch nicht mehr darüber, daß trotz umfassender Maßnahmen die Flieger dennoch so kühn sind, das Abwehrfeuer zu durchbrechen und mit Hartnäckigkeit versuchen, ihre Aufgabe zu lösen. Die verschiedenfachen Angriffe unserer Bombengeschwader auf England sind hierfür die sprechendsten Beispiele. Aber dennoch hat, wie gesagt, die Flak ihre Berechtigung, denn selbst wenn sie weiter nichts erreicht, als daß der Flieger gezwungen ist, sich in größtmöglicher Höhe zu bewegen, wo seine Tätigkeit in ihrer Wirkung sich in zunehmendem Maß abschwächt, so hat sie schon den Beweis ihrer Existenzberechtigung geliefert. An der Front aber kann es der Flak außerdem noch passieren, daß sie gezwungen ist, in den Kampf gegen vorbrechende feindliche Infanterie einzugreifen, wie das in den Tagen der Aprilschlacht bei Arras der Fall gewesen ist. Dort haben die sämtlichen Flakformationen sich an der Abwehr feindlicher Sturmtruppen sehr erfolgreich beteiligt, trotzdem es dem Gegner gelungen war, die Linie zu durchbrechen und über die ursprüngliche Stellung der Flaks hinaus vorzudringen. Erst der Anbruch der Dunkelheit hat ihnen die Möglichkeit gegeben, ihre Geschütze in andere Stellungen zu wechseln. In restloser treuer Pflichterfüllung und durch tapferes Aushalten haben sich hier vor Arras die Offiziere und Mannschaften der Flak besonderen Ruhm erworben.



Phot.: Bild- und Film-Amt.

Abb. 4. Ein von unseren Truppen auf ihrem Siegeszug in Oberitalien erbeuteter Flughör-Apparat französischer Konstruktion, der Abwehrbatterien zur Feststellung von Fliegern und Flugrichtung dient.

Das Land, das die Granaten pflügen.

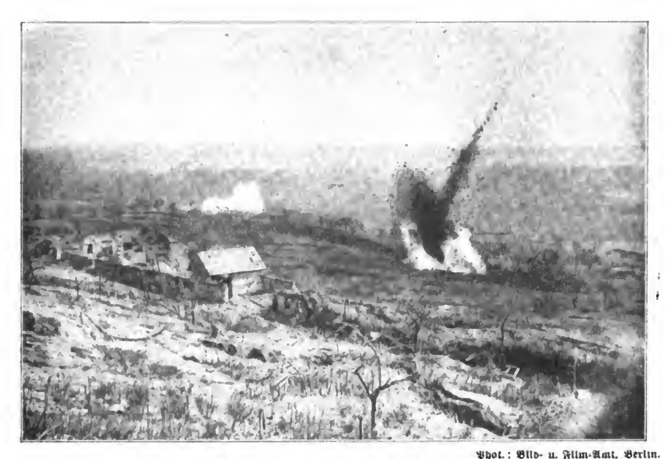
Von **Willy Bautzner.** Mit 3 Abbildungen.

Aus unzähligen Berichten und aus Bildern weiß auch der vom Kriegsschauplatz weit entfernt Wohnende heute, daß dort, wo das gigantische Ringen an den Fronten stattfindet, wo Franzosen und Engländer, Russen und Italiener ihr Trommelfeuer auf die deutschen und österr.-ungarischen Stellungen und ihre rückwärtigen Verbindungen richten, das Land durchfurcht ist von den großen und kleinen Kratern, die die Granaten aller Kaliber nach ihrem Einschlag zu hinterlassen pflegen. Schaudernd vernimmt es der friedliebende Bürger in der Heimat, der im Schutz des Walles von Eisen und Feuer, den Deutschlands Söhne um das Vaterland gelegt haben, ungestört seiner Beschäftigung nachgehen kann, der in friedlich sich breitenden Dörfern, in sommerlich glänzenden Fluren und in schattigen Wäldern sich erholen darf von den Anstrengungen seines Berufs. Und wohl mancher schon hat sich in das grauenvolle Bild zu versenken gewußt, das die vom Kampf durchtobten Gebiete dem Auge darbieten. Wie klein und unansehnlich erscheinen diesem Weltkrieg gegenüber doch die Kriege früherer Zeiten. Ja, die runden Kanonenkugeln damaliger Zeiten erwecken fast einen harmlosen Eindruck gegenüber den Geschossen, mit denen im 20. Jahrhundert die Menschheit sich gegenseitig zu vernichten trachtet. Werden doch heute in einer einzigen Schlacht, oft sogar an einem Tag, weit mehr Artilleriegeschosse verfeuert, als im ganzen Krieg von 1870/71 verbraucht worden sind. Und mit der Furchtbarkeit der Geschosse an sich ist auch ihre Größe gewachsen, die heute schon das gewaltige Kaliber von 40—42 cm erreicht haben. Millionen und Abermillionen Zentner Eisen durchsausen die Luft an einem Großkampftag, wie wir sie an der Somme, Ancre, an der Aisne und in Flandern erlebt haben. Es mag sein, daß im Verhältnis zu diesen Massen die wirkungsvollen Treffer, d. h. die Erreichung des Zieles, das der Vernichtung des Feindes gilt, geringer sind, als zu den Zeiten, da man noch wesentlich sparsamer mit Eisen und Sprengstoffen umging, da die heute harmlos wirkende Kanonenkugel den Krieg beherrschte. Aber es ist ja bei der heutigen Schlacht letzten Endes nicht immer der Zweck des Schießens, den Gegner selbst zu treffen, man will mitunter nur die Ausführung seiner Maßnahmen hindern, man will ihm die Zufuhren abschneiden und die Verstärkungen, man will des Feindes Sturm auf die eigenen Stellungen hintan halten. Deshalb legt man Sperrfeuer hinter oder vor seine Gräben. Doch jedes Geschoß, das diesem Zweck dient, hat die Wirkung, seine Spuren dem Gelände einzuprägen. Gräben werden eingeebnet, Stellungen verschüttet, Geschoßtrichter und Granatlöcher geboren. Die Granaten pflügen das Land, auf das sie niederfallen, sie kehren das unterste zu oberst und drücken dem Kampfgebiet eine Physiognomie auf, die einer Mondlandschaft auf ein Haar gleicht. Und wo gar Städte und Industrieanlagen, wo gewerbliche Niederlassungen in jenes Gebiet einbezogen sind, in dem der Krieg mit grauenvollem Entsetzen haust, da steigert sich das Chaos, da wachsen die Ruinen, und die Trümmerberge häufen sich. Wo ehemals friedliche Bürger ihrer Hände Arbeit nachgingen, wo Friede und Freude herrschte und



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.

Abb. 1. Eine durch engl. Granaten zerstörte Fabrikanlage in Blache-St. Vaast.



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.
Abb. 2. Einschlagende Granaten im Kampfgebiet von Craonne.

das Leben des Tags in seiner Vielgestaltigkeit sich breitete, da grinsen Wirrnisse und Schrecknisse dem Beschauer entgegen und machen Herz und Nerven erschüttern.

Aber all das wäre zu ertragen und man könnte er als die Begleiterscheinung einer Katastrophe mit in den Kauf nehmen, wenn man nicht eben wüßte, daß in jenen Landstrichen, wo die Granaten pflügen, dem Wohlstand und dem Gedeihen, dem Blühen und Wachsen ein langes, wenn nicht ein ewiges Grab bereitet würde. Millionen und Abermillionen, ja man kann sagen, Milliarden an Werten von Volksvermögen vernichtet dieser eiserne Pflug. Schon allein der Umstand, daß in jenen Gebieten, wo der Krieg sich häuslich niederläßt, mit dem Beginn der Kampfhandlungen zumeist Arbeit und Fleiß, Säen und Ernten, Schaffen und Wirken ihr gewaltsames Ende finden, bedingt einen namhaften Schaden für die, die dort ihre Heimstätte haben. Sie werden aus ihren Lebensgewohnheiten herausgerissen, werden verdrängt durch die rauhe Gewalt, die im Lärm der Waffen liegt. Sie müssen weichen, fortziehen unter Hinterlassung festliegender Werte, deren Mitnahme unmöglich ist. Um wieviel gigantischer und grausamer aber wirkt dieser zerstörende und vernichtende Zustand erst, wenn nun jahrelang am selben Platz die Kriegsfurie haust. Da schwellen die materiellen Verluste ins Riesengroße an und sie wachsen von Tag zu Tag, werden nicht allein mehr oder weniger unabsichtlich hervorgerufen, sondern müssen oft auch noch zwangsweise herbeigeführt werden. Da verschwinden aus dem Landschaftsbild die Wohnstätten, mit großen Kosten angelegte Verkehrs- und Industrieanlagen werden mit allen Mitteln der Kunst und Technik beseitigt, die Fabrikschornsteine sinken in den Staub, Fördertürme werden gesprengt, mit großen Kosten angelegte Schächte ersaufen, über die Trümmer von Fabriken, prächtigen Schlössern, Kirchen und Kathedralen und ihre ruhmvollen Zeugen längst vergangener Kunst und Kulturepochen schreitet der Krieg, rast dahin und zertritt mit rauhem Fuß alles, was ihm im Wege steht. Einst reiche Früchte tragende Obstgärten, Wälder mit ihren unermeßlichen Reichtümern an wirtschaftlichen Werten werden von der Landkarte gestrichen, sie verschwinden und stehen nimmer auf. Tief einschneidend lähmt der Krieg das Wirtschaftsleben der betroffenen Landesteile, macht Reiche zu Bettlern und Obdachlosen.

Doch nicht allein an dem, was frei in die Luft ragt, was sich dem Auge von oben her darbietet, übt das eherne Kriegsschicksal seine Wut, auch das tief unter der Erde sich breitende Ge-

biet wird nach und nach zerklüftet, denn die Menschen, die gezwungen sind, mitten in jenem Landstrich zu hausen, wo Eisen und Feuer ihren schrecklichen Zorn ausüben, flüchten sich vor diesen Schrecknissen und wühlen sich tief hinein in die schützende Scholle. Im Bauch der Erde errichtet der Mensch sich Unterkünfte, mehr oder weniger feste Bauten, die ihm die Fristung des Lebens gestatten; er schafft sich eine Burg, die ihm das Aushalten ermöglicht und ihn befähigt, dem Gegner zu trotzen. Und dieweil über ihm der Geschoßhagel herniederprasselt, sucht er wohl 10, 15 und noch mehr Meter tief mit Zuhilfenahme der raffiniertesten Technik in emsiger Maulwurfsarbeit dem Feind von unten her beizukommen. Er durchstößt das Eingeweide der Erde mit seinen Minengängen und reißt durch gewaltige Sprengungen riesige Krater in das Land, so auch von unten her die Schrecknisse zu mehren, deren doch von oben her schon genug erwachsen.



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.
Abb. 3. Eine durch englisches Feuer völlig zerstörte Zeche bei Lens.

So ist das Land, das die Granaten pflügen eine Hölle, deren Qualen und Schrecknisse nicht nur dauern, solange des Krieges Furie rast, sondern auch weit darüber hinaus. . . .

Wenn einst nach den Jahren dieses grauenvollen, blutigen Ringens der Völker, die Sonne des Friedens wieder strahlen wird auch über jene Länderstrecken, die heute im Westen und Osten und Süden und Südosten die Front bilden, wenn die Bewohner, die ehemals hier gelebt haben, wiederkommen, sie werden das Land nicht wieder erkennen. Sie werden auch dann erst ermessen, was sie verloren, wie arm sie geworden, und sie werden einer zähesten Energie bedürfen, eines Mutes, der dem der Kämpfer gleicht, um aus ihrer Heimat wieder das werden zu lassen, was sie vor dem Kriege war. Vielen wird es überhaupt nie gelingen; der Landmann wird noch jahrelang Mühe und Arbeit haben, die Narben zu verdecken, die der eiserne Pflug geschaffen. Seinem Bestreben, dem Boden die goldene Frucht seines Fleißes abzuringen, wird das fest eingewurzelte Unkraut den harten Widerstand entgegenstellen. Der Städter wird nicht minder kämpfen und ringen müssen, sich ein neues Heim, einen neuen Wirkungskreis zu schaffen, und wer weiß, ob es überhaupt jemals gelingt, das Verlorene und Zerstörte ganz wieder zu ersetzen, und ob die Fabriken und Industriebetriebe, die vordem Hunderten und Tausenden Arbeit und Verdienst gaben, sich überhaupt wieder am gleichen Platz einfinden werden und erstellen lassen, ob sie noch die Möglichkeit der Existenz haben, bleibt der Zukunft vorbehalten. Und ob dort, wo man einst in langem und mit großen Kosten verknüpften Bemühen im Innern der Erde die Schätze des Bodens schürfte und ans Tageslicht brachte, dies jemals wieder möglich sein wird, muß gleichfalls erst abgewartet werden. Jedenfalls wird auch weit in die Zeiten des Friedens hinein ein Schaden bestehen bleiben, der schwer auf dem ganzen Land lastet. Unwiederbringlich sind auf alle Fälle die Milliarden, die der jahrelange Stillstand, der jahrelange Vernichtungs- und Zerstörungskampf im Gefolge hatte, denn es ist ausgeschlossen, daß menschliche Kraft das alles wieder zu gewinnen vermöchte. Geschlecht um Geschlecht wird kommen und gehen; aber ein grausames Erinnern wird ewig stille stehen und sich noch Enkeln und Urenkeln einprägen in dem Land, das heute die Granaten pflügen.

Der Krieg unter der Erde.

Von Fritz Hemmerich. Mit 9 Abbildungen.

Während in dem heutigen Stellungskriege übertage Tag und Nacht fast ohne Unterbrechung Granaten und Minen auf die Stellungsgräben hämmern und schreckliche Verwüstungen anrichten, um einen Kampf auszufechten, der anscheinend kein Ende nehmen will, wühlen tief unter der Erdoberfläche die Pioniere, um den Feind von unten her zu fassen. Der Flieger in der Luft ist bestrebt, seinen Gegner unter sich zu bekommen, weil er dann die Oberhand hat und sein Maschinengewehr in Tätigkeit bringen kann; der Mineur dagegen sucht seinen Kampfstollen tiefer als den seines Gegners zu treiben, um dann seine fürchterliche Waffe, die Erdmine, in Anwendung zu bringen, denn nach oben wirkt, wenn die Ladung stark genug ist, um die über ihr lastende Erdschicht aufzureißen, die Explosion zerstörender als nach unten.

Liegen die Gegner lange, wie beispielsweise in den Argonnen, in kurzer Entfernung (10 bis 20 Meter) voneinander, so führen die Kampfstollen durch das fortwährende Bestreben auf beiden Seiten, tiefer als der Gegner zu kommen, zu Tiefen von 30 bis 40 Meter und mehr. Auch die durch die Explosionen der Erdminen entstehenden Trichter, bedingen ein Immertieferdringen in die Erde, bis das Grundwasser dieser Wühlarbeit Halt gebietet. Selbst diesem Gegner der Natur tritt man durch Abtäufen von Schächten durch die Grundwasserader entgegen, um selbst unter letzteren den Kampf weiterzuführen.

Die meisten so erbittert und hartnäckig geführten Mineurkriege spielen sich auf Höhen ab, da der Verlust von wenigen Metern Gelände, den mittelbaren Verlust von vielen Kilometern bringen kann. Beide Gegner sind bestrebt, einerseits die Stellungslinie unbedingt zu halten und andererseits den Gegner zurückzutreiben.

Wie beispielsweise ein Kampfstollen getrieben wird, davon gibt Abb. 1 ein anschauliches Bild. Hier ist augenscheinlich der Gegner a im Vorteil. Gegner b hat die Gefahr erkannt und einen Kampfstollen dem Gegner a entgegen getrieben. Gelingt es b früher als a zu sprengen, so hat er zwar der Stellung des a nichts geschadet, doch der Kampfstollen von a wird zum größten Teil zertrümmert sein; es ist Zeit gewonnen, um Gegenmaßregeln zu treffen. a ist trotzdem noch im Vorteil, weil er näher an der gegnerischen Linie liegt. Geht dagegen die Erdmine des a zuerst „hoch“, so ist der Stellungsteil des b im Bereich der Explosionskraft unbedingt verloren.

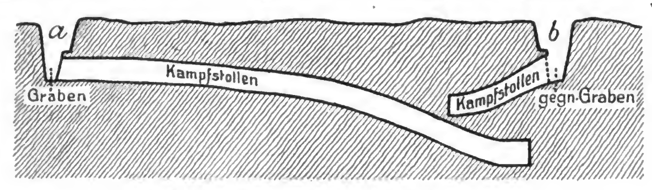


Abb. 1. Zwei gegnerische Kampfstollen vor der Sprengung.

Abb. 2 zeigt schematisch die Wirkung des erstgenannten Falles, während Abb. 3 die Wirkung wiedergibt, die die Sprengung der Mine des Gegners a bringt. Wie die Bilder weiterhin zeigen, konnte im erstgenannten Falle der Graben b erhalten bleiben, während er im anderen Falle vollkommen zerstört wurde.

Eine Erdmine, die wie die in Abb. 2 wirkt, heißt Quetschmine, da sie nur den Zweck hat, den feindlichen Stollen „abzuquetschen“.

Abb. 3 stellt im Schnitt die Wirkung einer Trichtersprengung dar. Diese hat gegenüber der Quetschsprengung den Vorteil, daß die Sprenggase (CO) größtenteils ins Freie puffen, während sie im anderen Fall durch das rissige Erdreich ziehen und so in den Unterständen usw. durch

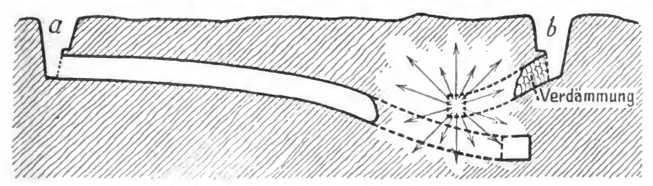


Abb. 2. Schematische Darstellung einer Quetschsprengung.

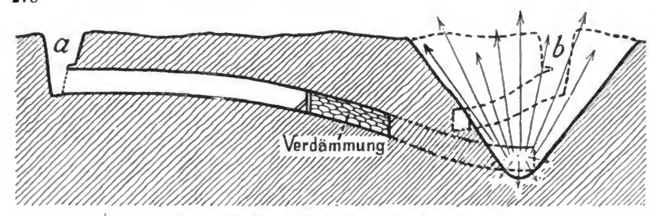


Abb. 3. Schematische Darstellung einer Trichtersprengung.

Gasvergiftungen (Kohlenoxydgas) Verluste hervorrufen.

Wie die vorbesprochenen Kampfstollen und Erdminen fertiggestellt werden, soll an Hand der folgenden Abbildungen erläutert werden.

In weicherem Erdreich muß beim Unterminieren jedes vorgetriebene kleinere Stollenstück gut abgestützt werden, um ein Einfallen zu verhüten. Dazu werden eigens hinter der Front Rahmenhölzer fertiggestellt. Die Abb. 4 zeigt den zusammengesetzten Rahmen. Das Bodenstück, das an den Stoßenden Ausschnitte hat, wird zuerst aufgelegt. Der Zapfen b des Seitenstücks a greift beim Aufsetzen in die entsprechende Nute des Bodenstückes. Um Zapfen c greift dann die Nute des Kopfstückes. Nunmehr wird der Zapfen des zweiten Seitenstückes in die entsprechende Nute des Kopfstückes geschoben (punktierte Lage) und in der angedeuteten Pfeilrichtung nach außen gedrückt. In den noch freien Ausschnitt des **Bodenstücks** wird alsdann ein Keil geschlagen; der Rahmen steht. Auf diese Weise wird ein Rahmen nach dem anderen gesetzt. Soll der Stollen Steigung bzw. Neigung haben, so werden die Rahmen so gesetzt, daß die Steigung treppenförmig erzielt wird (Abb. 5).

Abb. 6 zeigt die Anlage einer Stollenkrümmung in horizontaler Ebene im Schnitt. Die freiliegenden Kreissegmente s werden, wenn nötig, durch quergelegte Bretter ausgefüllt.

Ist ein Kampfstollen so weit vorgetrieben, daß die Mine gelegt werden kann, so wird eine der Größe der Ladung entsprechende „Sprengkammer" ausgehauen, die zweckmäßig um die Ecke gelegt wird. Die Sprengkammer wird mit Sprengmunition, die gewöhnlich aus Kilo-Packungen besteht,

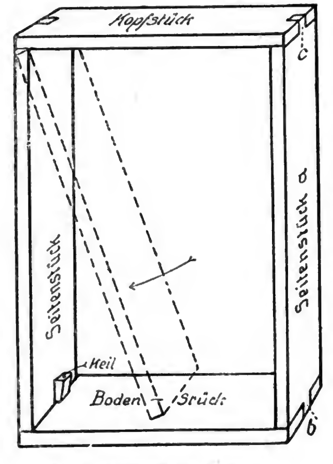


Abb. 4. Zusammengesetzter Stollenrahmen.

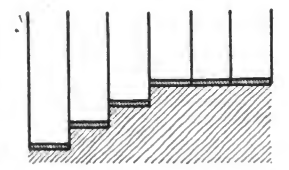


Abb. 5. Treppenförmige Stollenneigung aus Rahmenhölzern.

gefüllt. Alsdann muß die Zündleitung gelegt werden. In den Abb. 7 und 8 sind Zündanlagen veranschaulicht. Die erstere zeigt eine Zeitzündung. Eine Sprengkapsel, die in die Munition (entsprechende Bohrungen sind in jedem Munitionpack) eingeführt wird, enthält einen Knallsatz, der durch den geringsten Stoß, Erschütterung oder Wärme zur Explosion gebracht werden kann. Hier erfolgt die Entzündung des Knallsatzes durch den auszischenden Feuerstrahl beim Abbrennen der Zündschnur. Der Knallsatz, der bei der Entzündung eine hohe Temperatur entwickelt, bringt die Munition, d. h. die Erdmine, zur Explosion.

Um der Explosionskraft den Weg durch den eigenen Kampfstollen zu versperren, werden die Ladungen „verdämmt", indem gefüllte Sandsäcke oder dgl. vorgepackt werden. Die Zündschnur, die in der Sekunde etwa 1 cm weiterbrennt, muß

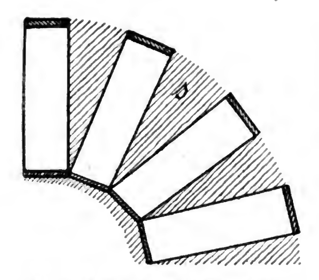


Abb. 6. Stollenkrümmung aus Rahmenhölzern.

so lang bemessen sein, daß demjenigen, der die Zündung vornimmt, Zeit bleibt, sich aus dem Gefahrbereich zu bringen, welch letzteres schon durch die Verdämmung erreicht wird.

Abb. 8 zeigt eine elektrische Zündanlage. Durch Hintereinanderschalten können mehrere Sprengungen zu gleicher Zeit vorgenommen werden. Die Sprengkapsel oder besser der Glühzünder, besteht hier ebenfalls aus einem dünnen Röhrchen mit Knallsatz. Der durch den Knallsatz gehende Platindraht wird glühend, sobald der Stromkreis durch den Zündmagneten geschlossen wird, was gleichzeitig die Explosion zur Folge hat.

Es sei noch erwähnt, daß das Vortreiben der feindlichen Stollen mittels der Horchapparate

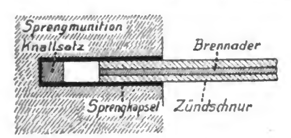


Abb. 7. Eine Zeitzündanlage.

aus größeren Entfernungen festgestellt wird. Sehr empfindliche Mikrophone übermitteln dem Horchposten (meistens auf elektrischem Wege) die geringsten Erderschütterungen, die beim Hacken hervorgerufen werden.

Eine einfache, aber bewährte Art eines Horchapparates, dessen sich unsere Gegner bedienen, zeigt die Abb. 9. Zwischen zwei Membranen a lagert auf Gummiunterlagen b ein Bleikörper c. Das Ganze liegt in einem Kapselgehäuse d. An den Röhrchen e sind Schläuche angeschlossen, die zum Ohr des Horchers führen. Die durch den Bleikörper erzielte Schwere bedingt eine gute Übertragung der Erderschütterungen. Die Membranen nehmen die Schallwellen auf und leiten sie durch die Schläuche zum Horchposten.

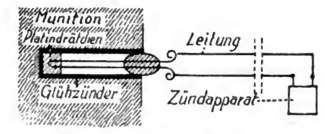


Abb. 8. Eine elektrische Zündanlage.

Mit welch ungeahnten Erfolgen heute Erdminensprengungen vorgenommen werden, davon weiß der Heeresbericht fast täglich zu melden.

Während im Anfang des Stellungskrieges 2- bis 10-Zentner-Minen gesprengt wurden, fliegen heute Erdminen bis zu 1000 Zentnern und noch viel mehr hoch, die richtige Geländeverwandlungen hervorrufen. Wenn daher vor längerer Zeit in einem „Witzblatt" zu lesen war, daß dieser Krieg neben Geschichte auch Geographie macht, so hatte der „Witzbold" recht, wenngleich diese Art

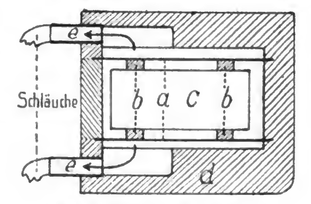


Abb. 9. Französischer Horchapparat.

Geographie mit zu dem Schrecklichsten gehört, das dieser Krieg heraufbeschwor. Die großen 1000 und mehr Zentner umfassenden Sprengungen, wie sie heute öfter angewandt werden, sind auf viele Kilometer im Umkreis hörbar und werden in der Umgebung nicht selten wie Erdbeben verspürt. Die gewaltigen Sprengungen der Engländer zur Einleitung ihrer Mai-Offensive lassen erkennen, welche Bedeutung der unterirdische Krieg erlangt hat.

Vermischtes.

Masken und Maskierungen. Schon lange vor dem Krieg ging das Bestreben unserer Heeresleitung dahin, die Sichtbarkeit des einzelnen Mannes, wie die ganzer Truppenteile nach Möglichkeit einzuschränken, dem Gegner also das Ziel zu verschleiern und seine Treffsicherheit herabzumin-

dern. Eine Folge dieses Bestrebens war zunächst der Fortfall aller blanken im Sonnen- oder Mondlicht blitzenden Teile der Ausrüstung. Dazu gesellte sich dann noch die feldgraue Uniform, die schon auf wenige hundert Meter Entfernung ihren Träger mit der Umgebung zusammenfließen läßt, so daß er sich auch im freien Gelände nicht mehr silhouettenhaft abhebt. Was aber bisher noch nicht unsichtbar gemacht werden konnte, sind Kopf und Hände des Schützen, die dem Feinde immer ein leuchtendes Ziel abgeben. Aus diesem Umstand erklärt sich auch die große Zahl der Kopf- und Handschüsse, die wir in diesem Krieg zu verzeichnen hatten. Sie lassen aber den Gedanken aufkommen, ob es nicht möglich wäre, auch Kopf und Hände der Sicht des Feindes möglichst zu entziehen. Es läßt sich dies gewiß erreichen, braucht man doch die Hände nur in feldgraue Handschuhe zu stecken und dem Gesicht eine Maske vorzulegen, die ebenfalls in Feldgrau zu halten sein würde. Ob sie nun in der Form einer ausgesprochenen Gesichtsmaske oder nur in der eines lose herabgezogenen Schleiers bestehen kann, bleibt eine Frage der praktischen Erprobung. Aber es gilt nicht nur, solche Verhüllungen in der üblichen Umgebung anzulegen, es ist auch notwendig, besonderen Umständen Rechnung zu tragen. Zum Teil geschieht dies ja schon.

Die Maskierung hat im heutigen Krieg eine recht beträchtliche Ausdehnung erfahren. Teilweise beruht diese Maskierung auf eigener Erfindungsgabe des Soldaten, der sie aus dem angeborenen Selbsterhaltungstrieb anwendet, indem er sich seiner Umgebung nach Möglichkeit anpaßt, oder aber diese Umgebung zu seinem persönlichen Schutz heranzieht. Zum andern Teil erfolgt die Maskierung aber auch auf höhere Anordnung, wovon die Schneemäntel, wie sie im Gebirgskrieg oder auch teilweise im flachen Land schon benützt worden sind, Kunde geben. Lediglich dem Wunsche nach Verborgenheit und Unsichtbarkeit entspringt es, wenn die eigenen oder auch feindliche Patrouillen sich mit Zweigen bedecken oder Getreideähren um sich herumbinden und sich so ins feindliche Gebiet begeben. Demselben Bestreben entspringt es aber auch, wenn unsere Artilleristen ihre Geschütze bemalen, wenn sie künstliche Wälder um sie herum erstehen lassen, wenn die Truppen ihre Unterstände und Ruhelager, ihre unterirdischen Bauten dem umgebenden Gelände entsprechend verdecken und maskieren, um sie und sich dem Blicke des Feindes zu entziehen, der in den Fesselballons und den Erkundungsfliegern mit ihren feinen optischen Ausrüstungen heute Möglichkeiten besitzt, seine Augen fast überall zu haben und nicht nur weit, sondern auch scharf zu sehen.

Alle diese Vorkommnisse, diese Versuche und Bemühungen, sich der Sicht des Gegners zu entziehen, bekunden jedenfalls, daß die Maskierung heute ebenso ein Stück Kriegsausrüstung darstellt, wie jede andere Art der Verdeckung und Sicherung. Dieses Gebiet weiter auszubauen und allen Zufälligkeiten und Möglichkeiten Rechnung zu tragen, muß demnach eine Aufgabe der höheren Führung sein und bleiben. Findigkeit und Geschicklichkeit gehören dazu, sind aber letzten Endes immer Sache des einzelnen Mannes. Zweifellos ist und bleibt die Tatsache bestehen, daß eine geschickte Maskierung ein wesentlicher Faktor ist, zur Schonung des Menschenmaterials, das ja bekanntlich das kostbarste Gut ist, das ein Staat ins Feld zu stellen vermag. Es mag Zeiten gegeben haben, wo man solches Versteckspiel hinter irgendwelchen Verschleierungen als einen Ausdruck der Feigheit betrachtet hat, aber diese Zeiten sind vorbei, und die hundertfachen Beispiele haben bewiesen, daß derartige Maskeraden alles andere eher als ein Zeichen der Furcht darstellen. In einer Zeit, wo der Gegner sehr rasch bei der Hand ist, auch auf winzige Ziele (Meldegänger, Essenholer usw.) mit Artillerie und Maschinengewehren zu schießen, in einer Zeit, wo der Krieg Massenopfer fordert, ist es selbstverständliche Pflicht, diese Opfer nach Möglichkeit einzuschränken und sich dem Feind so unsichtbar wie möglich zu machen. Mut und Tapferkeit bleiben davon gänzlich unberührt. W. B.

Die Einwirkung des Luftdrucks von Geschossen auf die Körper. Kann ein Soldat durch den Luftdruck eines Geschosses verletzt oder gar getötet werden, ohne auch nur von dem Geschoß selbst berührt zu werden? Das ist eine Frage, die die Ärzte und andere Gelehrte seit mehr als hundert Jahren beschäftigt. Schon 1792 hat Baron Larrey in einem Gutachten an die Akademie der Wissenschaften in Paris die Frage behandelt, und 1872 hat auch Littré sie in einer Abhandlung über die Verwundungen im Kriege erörtert. Die Zweifel, die damals noch möglich waren, sind in dem jetzigen Kriege völlig beseitigt worden. Sehr zahlreich sind sogar die Fälle, wo Soldaten im Felde taub wurden, da ihr Trommelfell infolge des Luftdrucks zersprang, ohne daß sie irgendwie von dem Geschoß selbst berührt wurden. Auch wurden schon in früheren Kriegen Rippenbrüche festgestellt, die lediglich durch Luftdruck von Geschossen entstanden waren. Noch viel häufiger aber als in früheren Kriegen hat man Tote aufgefunden, die keine äußere Verletzung aufwiesen. Man kann dies nur aus einem plötzlich veränderten starken Luftdruck erklären. So hat Dr. Sencert aus Nanzig die Leiche eines Soldaten untersucht, der etwa 1 m von der Explosionsstelle einer schweren Granate gefallen war; nicht ein Splitter hatte ihn berührt, aber seine Lunge wor förmlich explodiert und die Brusthöhle voll Blut. Physiologisch läßt sich die Erscheinung so erklären, daß der starke Luftdruck, der in die Lunge dringt, diese förmlich sprengt, aber es ist auch möglich, daß der starke Überdruck eine Leere zur Folge hat, die dem inneren Druck nicht mehr widersteht. Eine ähnliche Erscheinung kann man ja auch bei den in großen Tiefen lebenden Fischen beobachten: kommen sie herauf an die Oberfläche, wo der Druck viel geringer ist, so platzen ihre Eingeweide. Neuerdings ist in Frankreich noch eine andere Hypothese aufgestellt worden: danach wurde der Tod verursacht durch eine plötzliche Loslösung des im normalen Zustande im Blute aufgelösten Gases, namentlich des Stickstoffes, so daß die Arterien durch Blutklümpchen oder Gewebetrümmer verstopft wurden (Embolie).


Oetzthaler Alpen
Sterzing
Brixen
Bruneck
Meran
Bozen
Ortler
Agordo
Loffelsp.
S. Vigil
Latsch
Mals
Nauders
Leifers
Vigo
Pala
Grodner T.
Langkofel
Sorapis
Olang
Welsskugel
Hochwilde
Zuckerhütl
S. Leonhard
Pfelders
Neumarkt
Auer
Glurns
Eyrs
Laas
S. Valentin
Schlanders
Lana



Reliefkarte von Oberitalien Blatt II:

Bozen — Trient — Verona — Padua.

Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
(vierteljährlich 5 Hefte zu je 40 Pf.)
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Der moderne Krieg ist der bitterste Ernst auf dieser Erde und eine unerbittliche Lehre des Staates, ohne andere Rücksicht auf die einzelnen Menschen, als auf deren Bedeutung für den Staat.
Kjellen.

Chronik des Krieges

vom 30. November bis 14. Dezember 1917.

30. November. Die Deutschen gehen in der Schlacht von Cambrai zum Gegenangriff über, werfen die Engländer weit zurück und nehmen ihnen 4000 Gefangene ab. — Italienische Vorstöße am Monte Portica werden abgeschlagen. Erkundungsvorstoß österreichischer Torpedoboote nach der italienischen Küste. — Ein deutsches Tauchboot versenkt im Ärmelkanal 21000 Tonnen, darunter einen großen Munitionsdampfer.

1. Dezember. Beginn von Waffenstillstandsverhandlungen mit Rußland. — Wütende Gegenangriffe der Engländer bei Cambrai brechen blutig zusammen. Vorpostengefechte gegen die Franzosen bei Pinon und Brimont. — Erfolgreiche Erkundungsgefechte am Wardar- und Ochridasee. — Türkische Erfolge bei El Tire (Syrien).

2. Dezember. Örtliche Teilangriffe der Engländer bei Passchendaele und Bourlon schlagen fehl; die Zahl der gefangenen Engländer ist auf 6000, die der erbeuteten Geschütze auf 100 gestiegen. Erhöhte Gefechtstätigkeit im Sundgau. — Im Mittelmeer versenken deutsche Tauchboote wiederum 34000 Tonnen Schiffsraum.

3. Dezember. Heftige Teilkämpfe bei Cambrai enden zugunsten der deutschen Waffen. — Der frühere russische Oberbefehlshaber Duchonin fällt im Kampfe gegen die Bolschewiki.

4. Dezember. Rumänien beteiligt sich an den Waffenstillstandsverhandlungen. — Vorfeldkämpfe an der Westfront und in Mazedonien. — Den Italienern werden einige Höhenstellungen östlich Asiago entrissen. — Englisch-türkische Kämpfe bei Betur el Fola.

5. Dezember. Die Engländer räumen unter starkem deutschen Druck auf dem Schlachtfelde von Cambrai ihre Stellungen zwischen Moeuvres und Marcoing; sie verlieren dabei weitere 3000 Gefangene und 48 Geschütze sowie insgesamt 716 Maschinengewehre. Deutscher Fliegerangriff auf Calais, London und die englische Südostküste. — Die Italiener werden auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden aus starken Stellungen geworfen; 11000 Gefangene, 60 Geschütze. — Vereinbarung einer zehntägigen Waffenruhe an der Ostfront.

6. Dezember. Die Engländer werden aus Marcoing vertrieben. Glückliches Vorpostengefecht bei Alremont. — Erstürmung des Monte Sisemol; weitere 4000 Gefangene.

7. Dezember. Erfolgreiche Kämpfe beiderseits Graincourt. — Weitere Fortschritte der Österreicher und Ungarn östlich Asiago.

8. Dezember. Ein feindlicher Vorstoß am Doiransee scheitert. — Ein amerikanischer Zerstörer wird durch ein deutsches Unterseeboot torpediert. — Die Engländer besetzen Hebron. — Revolution in Portugal.

9. Dezember. Vorpostengefechte bei Graincourt, La Vacquerie und Bures. — Wegnahme eines italienischen Brückenkopfs im Piavedelta. — Lebhafte Gefechte in Mesopotamien.

10. Dezember. Glückliches Gefecht gegen die Franzosen bei Craonne. — Vergebliche Gegenangriffe der Italiener im Piavedelta. — Das österr.-ungar. Panzerschiff „Wien" wird durch einen Torpedoschuß versenkt. — Die Türken sehen sich zur Räumung von Jerusalem genötigt, das von den Engländern besetzt wird.

11. Dezember. Im Luftkampfe verlor der Gegner während des November 205 Flugzeuge und 22 Fesselballone, die Deutschen 60 Flugzeuge und 2 Fesselballone. — Weitere Örtlichkeitserfolge zwischen Brenta und Piave.

12. Dezember. Ein deutsches Marineflugzeug vernichtet in den Hoofden ein englisches Luftschiff. — Deutsche Erfolge bei Bullecourt. — Vorpostengefechte im Cernabogen. — Erfolgreicher Handstreich leichter deutscher Seestreitkräfte vor der Tyne-Mündung. Ein deutsches Tauchboot versenkt im Sperrgebiet um England 35000 Registertonnen. — Englische Angriffe östlich von Jerusalem werden abgewiesen.

13. Dezember. Vergebliche Gegenangriffe der Engländer bei Bullecourt. — Artillerieduell zwischen Brenta und Piave. — Vernichtung eines engl. Geleitzugs unweit der norwegischen Küste. Dabei wird auch ein englischer Zerstörer versenkt, während ein zweiter mit schweren Beschädigungen nach Norwegen entkommt. Im Mittelmeer schicken die deutschen Tauchboote wieder 50000 Registertonnen zum Meeresgrund, darunter ein Truppentransportschiff. Ein deutsches Tauchboot beschießt Funchal.

14. Dezember. Siegreiche Gefechte bei Gheluvelt und Thann. — Die Österreicher und Ungarn erobern den Col Caprile und nehmen dabei weitere 3000 Italiener gefangen. — Die Türken versenken im Hafen von Antalia einen feindlichen Hilfskreuzer. — Im Atlantik vermindern deutsche Tauchboote den feindlichen Schiffsraum abermals um 18000 Tonnen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Gegenoffensive der Verbündeten im Sommer 1917 in Galizien.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 4 Abbildungen

Die nach langem Zögern losgebrochene und so blutig verlaufene Offensive der russischen Revolutionsheere in Galizien mußte die Heeresleitung der Mittelmächte zu einem wirkungsvollen Gegenstoß geradezu herausfordern. Es galt dabei nicht nur dem Feinde seinen spärlichen Geländegewinn, den er mit so furchtbaren Opfern erkauft hatte, wieder zu entreißen, sondern auch im Nachstoß ihm die letzten Faustpfänder auf europäischem Boden zu entwinden und vor allem ihn gründlich darüber zu belehren, daß das monatelange Stilliegen der



Abb. 1. Karte zum Durchbruch bei Zloczow-Zborow.

Ostfront keineswegs dem Gefühl der Schwäche entsprungen, sondern lediglich durch ein wohlwollendes Abwarten der Entwicklung der inneren Verhältnisse in der jungen russischen Republik verursacht worden war. Diese Offensive trat urplötzlich und unvermutet am 19. Juli 1917 zwischen Zborow und Zloczow unter dem Oberbefehl des Prinzen Leopold von Bayern in Erscheinung auf zunächst schmaler Front, wuchs sich aber dann in ihrem weiteren Verlauf zu einer der militärisch schönsten und glattesten, großzügigsten und folgenschwersten Operationen des ganzen Krieges aus, fegte den Feind mit eisernem Besen aus Galizien, befreite die Bukowina, zertrümmerte drei große russische Heere und trug den Stellungskrieg über den Grenzfluß Zbrucz nach Podolien. Es war freilich auch höchste Zeit, daß etwas Durchgreifendes geschah, denn südlich des Dnjestr wuchsen die von dem tüchtigen Kornilow gegen Terstyanszky erstrittenen Erfolge nachgerade doch in besorgniserregender Weise an, und ehe der Hauptschlag geführt wurde, mußte erst hier die Lage einigermaßen wieder hergestellt werden. Die Russen hatten sich hier nach der Eroberung von Halicz und Kalusz westlich von Stanislau eine Art Sackstellung geöffnet und warfen nun Division auf Division in diesen Sack, um die wertvollen galizischen Petroleumgebiete in ihre Hand zu bekommen und dann das heiß ersehnte Lemberg von der Südseite aus anzupacken. Sie setzten voraus, daß auch die Deutschen alle verfügbaren Verstärkungen nach diesem meistbedrohten Punkte ziehen würden und vernachlässigten darüber die übrige Front. Unsere Heeresleitung tat ihnen aber den Gefallen nicht, sondern führte den großen Vergeltungsschlag gerade am entgegengesetzten Ende der Front, während sie sich damit begnügte, das Loch von Stanislau durch einige rasch mit der Bahn und auf Kraftwagen herbeigeführte deutsche Brigaden zu stopfen. Das erwies sich auch als ausreichend, denn die Truppen Kornilows waren durch die ungeheuren Anstrengungen und die furchtbaren Verluste der letzten Tage stark erschöpft, in ihrem Gefüge erschüttert und deshalb zunächst wenig schlagkräftig.

Ein weiteres Vordringen des linken russischen Angriffsflügels unter Kornilow war überdies schon aus strategischen Gründen erschwert, nachdem der rechte unter Gutor vollständig hängen geblieben war. Ja, das einseitige Vorprallen Kornilows konnte diesem jetzt geradezu zum Verhängnis werden, und umgekehrt erwies es sich für die Verbündeten als ein großes Glück, daß Graf Bothmer genau wie bei der gefährlichen Brussilow-Offensive des Jahres 1916 mit so zäher Unerschütterlichkeit seine Stellungen im Zentrum behauptet hatte, da Kornilow bei einer Fortsetzung seines Vormarsches diesem furchtbaren Gegner seine rechte Flanke mehr und mehr hätte entblößen müssen. Die Verbündeten packten mit den frisch eingetroffenen Verstärkungen den russischen Angriffsteil von zwei Seiten an seiner Nord- und Südflanke und suchten ihn abzuquetschen. Aus den unüber-



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.

Abb. 2. Die Überreste einer russischen Trainkolonne in einem Dorf zwischen Zborow und Tarnopol.

sichtlichen Waldungen nördlich von Kalusz quollen unvermutet und unaufhaltsam rheinische Regimenter hervor, und auf der anderen Seite bei Landestreu schritten ausgesuchte kroatische Truppenteile zu schneidigem Gegenstoß. Unter diesem doppelseitigen Druck mußten die Russen fechtend weichen und in der Nacht vom 16. zum 17. auch Kalusz selbst wieder räumen. Damit war eine Lage, die unhaltbar zu werden drohte, neu geordnet, dem gefährlichsten Angriffskeil des Feindes die Spitze abgebrochen, der Russe aus dem Angriff in die Verteidigung gedrängt. In dem wiedergewonnenen Kalusz sah es freilich böse aus, denn die Russen hatten sich in diesem unglückseligen Städtchen geradezu viehisch — es gibt kein anderes Wort dafür — aufgeführt, und die hier verübten Greuel werden noch auf lange hinaus einen Schandfleck der russischen Heeresgeschichte bilden. Der Muschik schien die revolutionäre Freiheit vielfach als die Erlaubnis zu allerlei Schandtaten aufzufassen, so daß selbst so harte Männer wie Brussilow und Kornilow sich darüber entsetzten und mit drakonischen Strafen den in ihren Heeren eingerissenen Sittenverfall zu dämmen suchten. Die beiden Infanterieregimenter, die hinter den russischen Stoßtruppen wenige Tage vorher in Kalusz eingerückt waren, hatten sich sofort über die Branntweinvorräte hergemacht, obgleich ihre Offiziere, die die Leute dringend zu Schanzarbeiten brauchten, sie daran zu hindern suchten. Bald waren die meisten Soldaten sinnlos betrunken und fingen an, die Frauen zu vergewaltigen, wobei weder Greisinnen noch achtjährige Kinder verschont blieben. Viele wurden dabei schwer verstümmelt, andere nachträglich erstochen. Eine Menge vergewaltigter Mädchen wurden von der vertierten Soldateska in einen Keller geworfen und das betreffende Haus dann angezündet. Der planlosen Schießerei der betrunkenen Horde fielen auch viele Einwohner zum Opfer. Sogar den Toten schlugen die plündernden Soldaten die goldenen Zahnfüllungen aus dem Munde heraus. Als dann der deutsche Angriff an die Stadt heranbrandete, konnten mit größter Mühe kaum 800 Mann dieser beiden Regimenter ins Gefecht geführt werden. Die übrigen setzten unbekümmert die wilde Orgie von Mord, Zerstörung und Plünderung fort. Am nächsten Tage wurde das ganze linke Ufer der Lomnica von den Russen gesäubert; die das Flußtal beherrschenden Höhenzüge sowie das wichtige Halicz blieben fest in der Hand der Verbündeten. So rasch mochte sich aber Kornilow das Heft nicht aus der Hand winden lassen. In der Nacht vom 17. zum 18. schritt er mit frischen Truppen beim Dorfe Nowidza zu heftigen Gegenangriffen. Diese

scheiterten im allgemeinen; nur am Ostrand des Ortes vermochten sich die Russen festzusetzen, aber auch hier wurden sie am nächsten Morgen wieder hinausgeworfen. Während des ganzen 18. Juli schäumte dann eine russische Angriffswoge nach der andern gegen den Ostrand von Nowidza heran, aber diese menschliche Brandung brach sich jedesmal an dem unerschrockenen Widerstand der Verteidiger, in deren Abwehrfeuer die Kerntruppen Kornilows abermals schwerste Verluste erlitten. Der Russe mußte auf die Linie der Berejnitza zurückfallen, und im Nachstoß gewannen die Verbündeten noch weiter Gelände in der Richtung auf Stanislau zu, so daß am Abend des 18. der ganze feindliche Raumgewinn wieder ausgeglichen war.

Der tatkräftige Brussilow dachte trotz dieses Rückschlages keineswegs an ein Aufgeben seiner Angriffspläne. Er brauchte nur einige Tage der Ruhe und glaubte dieser um so sicherer zu sein, als das trostlose Regenwetter ja auch den Deutschen ein rasches Verschieben ihrer Truppenkörper sehr erschweren mußte. Um es vollends zu behindern, ließ die russische Heeresleitung zur Bindung der feindlichen Kräfte noch an den verschiedensten Stellen der weitgespannten Front Entlastungsangriffe unternehmen. Bei Dünaburg und Smorgon rannten russische Divisionen in aussichtslosem Ansturm in das mähende Feuer der deutschen Maschinengewehre. Besonders heftig war aber ihr Anlaufen an der vorspringenden deutschen Ecke bei Krewo, wo schon seit 14 Tagen erhöhte Gefechtstätigkeit herrschte. Am 19. Juli setzte hier ein dreitägiges Trommelfeuer nach englischem Muster ein. Die Russen legten durch andauernde Beschießung die deutschen Betonwerke vom Erdaufwurf frei, um endlich den kahlen Klotz durch schweren Volltreffer zu zerschmettern. Einer der stärksten ging erst beim 69. Schuß in Trümmer. Besser hielten sich die bergmännisch geführten Stollen, wenn auch ihre Eingänge immer wieder verschüttet wurden. Am Abend des 21. und in der Morgenfrühe des 22. Juli warfen die Russen zahlreiche Gasgranaten, die alles in Dampf und Rauch hüllten, und schritten dann beiderseits der alten Jagellonenstadt Krewo in tief gegliederten Keilkolonnen zum Sturm, ausgewählte Stoßtrupps in Stahlhelmen und mit Handgranaten an der Spitze, größtenteils betrunkene Mongolen- und Tatarenscharen als Auffüllungsmaterial im Hintergrunde. Nur zwei deutsche Divisionen hatten diesen arg zusammengetrommelten Abschnitt gegen eine ganze Armee zu verteidigen, aber sie fochten mit einer Hingebung, als gälte es, hier tief in Polen den heimischen Herd selbst gegen feindliche Gewalttat zu schirmen. Hausten sie doch nun schon fast zwei Jahre in dieser Gegend, hatten sich so traulich und behaglich wie nur möglich eingerichtet und fühlten sich deshalb hier gewissermaßen zuhause. Bis in einige der zerschossenen Gräben, ja an zwei Stellen bis in die vordersten deutschen Batterien gelangte der russische Ansturm, dann aber brachen allenthalben Ostpreußen, Pommern und Märker aus ihren unterirdischen Schlupfwinkeln hervor und fegten in erbittertem Handgemenge die Russen wieder hinaus. Trotzig hielten sie darauf ihre zertrommelten Schanzen gegen alle weiteren Angriffe, so tapfer die Russen auch fochten, so aufopferungsvoll ihnen auch ihre Offiziere mit gutem Beispiel vorangingen. Wo ihre dicken Sturmwellen vorübergehend die deutschen Schanzen überfluteten, pflanzten die Russen schleunigst rote Fahnen auf und machten sich alsbald über den eisernen Bestand her, aßen Zwieback und Konserven auf, brieten die Brieftauben und ließen solange das Grammophon spielen, bis die Platten kaput waren und mit den Füßen vollends zertrampelt wurden. Mit solchen Truppen eine Schlacht zu gewinnen, mochte freilich schwer halten. Von den deutschen Geschützen ging kein einziges verloren. An der bedrohtesten Stelle waren von den vier dort stehenden Feldkanonen drei durch Treffer beschädigt und ausgefallen. Mit dem letzten Geschütz ließ der Hauptmann feuern, bis die Russen dicht vor der Mündung auftauchten — im ganzen 1800 Schuß innerhalb $1\frac{1}{2}$ Stunden. Dann mußte er zurück, traf alsbald auf vorgehende Reserven, setzte sich an die Spitze eines Zuges, eroberte seine drei beschädigten Geschütze zurück und feuerte mit dem einzigen, das gebrauchsfähig geblieben war, unentwegt weiter auf den wankenden Feind. Eine bayrische Batterie auf dem rechten Flügel hatte von ihren acht Geschützen zwar nur eines durch Volltreffer eingebüßt, aber ihre sämtlichen Fernsprechleitungen waren zerstört worden. Nur noch nach den Lichtsignalen der russischen Infanterie konnte sie sich einigermaßen über den Verbleib des Feindes unterrichten und Sperrfeuer vor seine Sturmkolonnen legen. Der Batterieführer sammelte eifrig, was ihm an Versprengtem in die Hände lief, verteilte alle verfügbaren Schützen in die Trichter rings um die Geschütze, ließ Handgranaten verteilen und Kartätschen laden und erwartete so, eine kleine Festung für sich, den Feind. Der kam, bekam ein paar gehörige



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin

Abb. 3. Blindgänger aus einem durch deutsche Artillerietreffer in die Luft geflogenen Munitionslager. Die Blindgänger werden von österreich.-ungar. Truppen geborgen.

Kartätschenladungen und das Schnellfeuer der Schützen in die Nase, stutzte und ging eiligst wieder zurück.

Während so die russischen Divisionen bei Krewo sich nutzlos verbluteten, war die Entscheidung im Raume von Zloczow bereits gefallen, denn wieder einmal erwies sich der Deutsche als flinker denn der Slawe. Der ließ sich wieder einmal überraschen. Und hatte der Russe einen gar nicht üblen Plan, so hatte dafür der Deutsche einen großzügigen, weitaus überlegenen strategischen Gedanken, der sofort das Gesetz des Handelns vorschrieb, sowie er in die Wirklichkeit übertragen wurde. Die unbotmäßigen, nur mit Zuckerbrot und Peitsche vorwärts getriebenen Truppen Brussilows waren dem Schwunge deutschen Angriffsgeistes ja auch da nicht gewachsen, wo sie sich in der Überzahl befanden. Und so wurde auch hier wieder einmal mit verhältnismäßig geringem Materialaufwand durch einen genial angelegten Durchbruch ein Erfolg von solchem Umfange erzielt, wie er in auch nur annähernd gleichem Maße auf der Westfront von Franzosen und Engländern niemals erkämpft werden konnte, selbst wenn sie wochenlang aus Tausenden von Geschützen aller Kaliber ein höllisches Trommelfeuer unterhielten. Der Weltkrieg hat ja nachgerade ein förmliches Klischee für Durchbrüche erzeugt, und doch haben unsere Gegner das scheinbar so einfache Rezept à la Mackensen niemals zustande bekommen, weil sie niemals hinter das Geheimnis der richtigen Mischung der tausenderlei nötigen Ingredienzen kamen. Niemals haben Engländer, Franzosen und Italiener bei all ihren gewaltigen, sorgsam vorbereiteten Anstürmen das zu erreichen vermocht, was zwischen Zloczow und Zborow deutsche Umsicht, geniale Anlage und rasche Erfassung des richtigen psychologischen Moments abermals mit fast selbstverständlicher Sicherheit bewirkten und zum strategischen Ausreifen brachten. Wirklich durchbrochen hat keiner unserer Gegner je eine deutsche Front, nur unfruchtbar geringen Raumgewinn mit den entsetzlichsten Blutopfern bezahlt, die von ihren Völkern selbst als vergeblich beklagt wurden. Das bedauernswerte russische Volk aber mag die Hunderttausende abermals zwecklos geopferter Menschenleben von dem Völkerschlächter Lloyd George fordern, von dem mephistophelischen Hetzapostel Buchanan und von dem dessen Lockungen erlegenen Diktator Kerenski. Die unfruchtbare und dabei so furchtbare opferreiche Offensive Brussilows hatte das Chaos in Petersburg noch vermehrt, den brodelnden Hexenkessel der Revolution dem Überlaufen nahe gebracht, und mitten in die all-

gemeine Verwirrung hinein fuhr nun wie ein Wetterschlag Hindenburgs neuer Stoß. Es war eine böse Überraschung für die Russen, denn sie hatten keine Ahnung von der mit gewohnter Meisterschaft ausgewählten Durchbruchstelle. Das ist ja das Unnachahmliche in der Feldherrnkunst Hindenburgs, daß zu dem Scharfblick in der Erkenntnis der Lage und zu der entschlossenen Tatkraft, sie auszunutzen, die Sorgfalt der Durchführung tritt und ein unerreichtes Geschick, alle Vorbereitungen mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu umhüllen.

Die richtige Wahl der Örtlichkeit zeigte sich gleich darin, daß sofort nach dem ersten Durchbruchserfolg die ganze russische Angriffsfront aus den Angeln gehoben und der Offensive Brussilows das Schultergelenk ausgerenkt war. In der Tat traf das deutsche Vorgehen zermalmend gerade die empfindlichste Stelle der russischen Kampflinie. War der Durchbruch hier überhaupt erst einmal geglückt, so konnte er strahlenförmig erweitert werden, und dann bot sich bei siegreichem Vormarsch die Möglichkeit zu einer scharfen Schwenkung nach Südosten und später Süden, und eine solche mußte geradewegs in Flanke und Rücken der in schwere Frontalkämpfe verstrickten Russenheere führen, mußte auf ihre natürlichen Rückzugs- und wichtigsten Etappenstraßen stoßen und ihnen somit den Lebensnerv durchschneiden. Zug für Zug schritt diese Offensive schachbrettartig vor und bewirkte die unaufhaltsame Aufrollung der ganzen Frontlinie Brussilows von Nord nach Süd. Nacheinander wurden die 11. Armee Gutors, die 7. Bjelkowiczs und die 8. Kornilows unrettbar in den grausen Strudel des Verhängnisses hineingezogen. Die Spaltung der russischen Front durch den vielgeschlängelten Dnjestr erwies sich jetzt als ein Nachteil und erschwerte die rasche gegenseitige Unterstützung der gefährdeten Armeen. ja nach der Wegnahme der Brückenköpfe mußten diese notgedrungen exzentrisch flüchten und konnten erst sehr viel weiter rückwärts auf russischem Boden wieder eine halbwegs einheitliche Front ausrichten. Die Flüsse aber, die dem breiten und mächtigen Strome in nordsüdlicher Richtung in tief ausgewühlten Betten zueilen, also Gniolo Lipa, Narajowka, Zlota Lipa, Koropiec, Strypa, Dzurin, Dupec, Sereth, Niczlawa und Zbrucz, die bei einem frontalen Angriff und Rückzug eine Reihe prächtiger Aufnahmestellungen gewährt haben würden, verloren jetzt für den geschlagenen Gegner jeden Wert, ja sie erschwerten ihm einen geordneten Rückzug. Dieser wurde ohnehin in ein an Bahnen und Fahrstraßen sehr armes Gebiet gedrängt, und es lag daher die Gefahr nahe, daß er zu überstürzter Flucht ausarten würde.

Aber auch psychologisch war der Augenblick zur Offensive vorzüglich ausgewählt, denn sie traf die russischen Massen in einer gar üblen Verfassung; nur noch einzelne Truppenteile schlugen sich mit hingebender Tapferkeit, andere, sogar die berühmte Garde, wichen verhältnismäßig schnell, gaben ihre Stellungen ohne Befehl preis oder verweigerten geradezu den Gehorsam. Die verunglückte Offensive mit ihren ungeheuren Opfern hatte gerade die zunächst angegriffene 11. russische Armee in ihrer Stärke beträchtlich vermindert, wahrscheinlich nicht nur durch Verluste, sondern auch durch massenhaftes Durchgehen nach der Heimat; sie hatte weiter die sittliche Widerstandskraft zermürbt und nicht nur den Angriffswillen der Truppen gebrochen, sondern auch ihre Verteidigungsfähigkeit gelähmt. Sie waren des endlosen und vergeblichen Blutvergießens herzlich satt und aus der Hand ihrer Vorgesetzten geraten, zu denen sie vielfach kein Vertrauen mehr hatten. Es sind Fälle vorgekommen, daß Offiziere ihre Leute kniefällig anflehten, doch den bedrängten Kameraden zu Hilfe zu eilen, aber grob weigerten sich die Soldaten und sagten: „Geh doch selbst, wenn du willst!" Die Soldaten eines finnländischen Garderegiments ließen ihren Obersten Zemirow vollständig im Stich, als er mit vier Tapferen allein gegen den Feind vorging. Ein anderer Oberst hielt aus, als seine Soldaten flüchteten. Unsere Schützen schonten ihn, und er ließ sich dann willig gefangen nehmen. Eine Heldentragödie? O nein! Der Wackere erzählte ganz offenherzig, daß er die Gefangenschaft gesucht habe, weil er sich in ihr sicherer fühle als bei seinen Leuten, die schon seinen Vorgänger erschossen hätten und ihm in den nächsten Tagen wahrscheinlich das gleiche Schicksal bereitet haben würden. Unglaubliche Vorkommnisse werden von Augenzeugen aus Tarnopol berichtet, z. B. wie Soldaten auf offener Straße ihren Offizieren ins Gesicht spuckten oder sie durchprügelten, wie andere plötzlich im Hause eines Pfarrers erschienen, bei dem sich Offiziere verköstigten, sich an den gedeckten Tisch setzten und alles aufaßen, ohne den Offizieren auch nur einen Bissen übrig zu lassen. Statt zu kämpfen, hielten viele Truppenteile beständig Versammlungen ab, und ganze Regimenter zogen singend nach rückwärts, weil sie einfach nicht mehr mitmachen wollten.

Schwere Regengüsse hatten den Beginn der

deutschen Operationen etwas verzögert, aber dann kam der denkwürdige 19. Juli, der das Schicksal der Revolutionsoffensive entschied, Ostgalizien und das Buchenland endgültig vom Feinde befreite. Dicht hinter der Front stand der Sonderzug, der den Oberbefehlshaber selbst an den entscheidenden Punkt geführt hatte. In den engen, schmalen Schlafwagenkammern arbeiteten die Generalstabsoffiziere unter beschränkteren Raumverhältnissen als in den Kabinen eines Kriegsschiffs. Ein Wagen vierter Klasse, der mit Karten vollgepfropft war, bildete die Operationsabteilung. Die k. und k. Armee war mit einigen Bataillonen Fußvolk und einem starken Kontingent Artillerie, deren Feuerwirbel die feindlichen Gräben furchtbar zurichteten, an dem Durchbruch beteiligt. Die artilleristische Vorbereitung war übrigens kurz und währte nur sechs Stunden, denn man gedachte den Angriff überraschend vorzutragen. Um die Beschießung gleichwohl wirksam zu gestalten, wurden viele Geschütze ganz nahe an die Stellungen herangeführt, wodurch sich die Genauigkeit der Einschläge steigerte und die Zone der Trefferstreuung wesentlich eingeengt wurde. Man konnte ja auch damit rechnen, daß die neuen feindlichen Stellungen noch nicht genügend ausgebaut und vor allem noch nicht allzu tief gestaffelt waren, so daß rasches Handeln ohne langwierige, den Feind zu Gegenmaßregeln herausfordernde Artillerievorbereitung den besten Erfolg versprach. Dieser kühne Plan gelang völlig und restlos und zertrümmerte die russische Front an der entscheidenden Stelle so gründlich wie nur möglich. Das Kampfgelände war welliges und hügeliges Ackerland mit vereinzelten Waldstücken und zahlreichen versumpften Bachläufen. Es wird beherrscht von der weithin sichtbaren Kuppe der Zlota Gora, die schon in den Kämpfen der beiden Vorjahre eine wichtige Rolle gespielt und Ströme von Blut getrunken hatte. Die Zlota Gora, der „Goldberg", ist eine etwa $2^1/_2$ km lange, 411 m hohe Kuppe, die aus dem versumpften Tale der Strypa ziemlich steil herauf klettert. Die Fichtenwälder, die ihre Hänge bekleidet hatten, waren schon in den früheren Kämpfen aus dem Boden gerupft worden, und der lag nun völlig nackt, zerwühlt und zermürbt da, auf der Spitze geradezu umgekrempelt. Die Wegnahme dieser wichtigen Höhe, die einen prächtigen Ausblick über die podolische Hochfläche gewährt, war für die Deutschen die erste Vorbedingung des erstrebten Erfolges. Hier gab es blutige Antwort für Konjuchy, Brzezany und Kalusz. Es war ein tolles Trommelfeuer, das hier im Morgengrauen des 19. Juli aus einigen hundert Geschützen und Minenwerfern auf die überraschten Russen niederging. Der prächtige Herrensitz Kazimirowka auf der Strypaseite fiel in Trümmer, sein herrlicher alter Park wurde zu einem urwaldhaften Chaos zusammengeschossen. Um 10 Uhr brachen die deutschen Sturmtrupps vor, deren Kampfbegier das Ende des sechsstündigen Trommelfeuers kaum hatte erwarten können. Die russische Artillerie hatte in Erkenntnis der Sachlage schon vorher abgebaut, und so blieben die Verluste beim Sturm überraschend gering. Mit kaum 300 Toten und Verwundeten war der entscheidende Besitz der

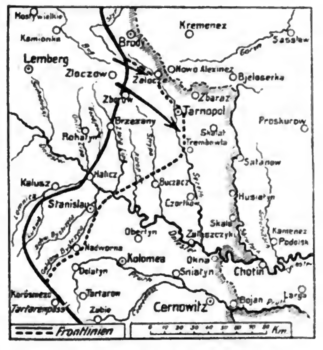


Abb. 4. Das Fortschreiten der Frontlinie nach dem Durchbruch.

wichtigen Höhe wahrlich billig genug erkauft. Die russischen Stellungen wurden einfach überrannt. Erst beim Pionierpark von Kudobinze kam der Kampf wieder zum Stehen, aber auch nur für kurze Zeit; 3000 Gefangene und zehn Geschütze blieben in den Händen der Sieger.

In ebenso glänzendem Ansturm wurden auch die russischen Stellungen weiter nördlich zwischen Karbuzow und Zwyzye durchbrochen. Hier hatte namentlich die österreichische Artillerie ausgezeichnet vorgearbeitet. In der Nacht ausgeladenes und nun rasch vorgezogenes Fußvolk löste die erschöpften österreichischen Grabenbesatzungen ab und überrannte dann die vordersten Verteidigungswerke der Russen. In den von Nässe triefenden, völlig zusammengetrommelten Wäldern kam es aber noch zu schweren

Handgranatenkämpfen, und auch das Säubern der Russennester und Maschinengewehrstützpunkte an den abgelassenen Teichen von Batow und bei der Landenge von Rutysce gab harte Arbeit. Ehe noch die Russen die Brücken an der Enge zerstören konnten, waren die Deutschen schon hinüber und stürmten gleich darauf den Bergkegel Rutysce, den Schlüsselpunkt des ganzen nördlichen Abschnitts. Noch am Abend rückte bei strömendem Gewitterregen ein Bataillon der deutschen Vorhut nach 27stündigem Marsch und Kampf in dem wichtigen Knotenpunkt Zalozce ein, wo es die erste Verpflegung erhielt. Auch sonst waren die Feldgrauen auf diesem Flügel bis zur sinkenden Nacht überall in stürmischem Vorgehen, denn es galt, auch die zweite Befestigungslinie des Feindes ohne lange Vorbereitung zu nehmen. Es begann ein förmlicher Wettlauf nach den feindlichen Geschützen, und jeder Truppenteil hatte nur die Sorge, daß ihm das Nachbarregiment dabei nicht zuvorkommen möge. Die russischen Artilleristen wehrten sich bis auf den letzten Schuß, aber es war vergeblich. Unaufhaltsam wurden die Russen über die Graberka gedrängt und ihre dicht geballten Massen dabei von dem mörderischen Feuer der deutschen Maschinengewehre gefaßt. In voller Auflösung wich die geschlagene russische 11. Armee über den Sereth und vermochte nur noch einen Teil der Brücken zu sprengen. Auch bei Zborow konnte sie lediglich die große Chausseebrücke verbrennen, mußte dagegen die zahlreichen, rechts und links davon über den Strypagrund führenden Holzbrücken stehen lassen, ebenso die große Straßenbrücke über die Wosuszka vor Jezierna. Am Abend stand der linke deutsche Flügel bei Zalozce, der rechte an der Mackowa Gora südlich Olejow. Frohgemut schauten die Sieger im Besitze von 47 erbeuteten Geschützen von den eroberten Höhenzügen aus hinab ins weite Land, das sich wie ein Präsentierteller vor ihnen ausbreitete mit seinen blühenden Kartoffelfeldern, wogenden Ährenmeeren, lustigen Waldstücken und bunten Blumenbändern. Ein mächtiger Keil von 20 km Breite und 7 bis 11 km Tiefe war in die feindliche Front hineingetrieben worden, die bereits in allen Fugen ächzte und rettungslos abzubröckeln begann.

Am nächsten Morgen ging es rastlos weiter, und schon begann sich die große Schwenkung nach Südosten und Süden inmitten des Kampfgewühls abzuzeichnen, denn während der Nordflügel nur versteift wurde, um einer etwaigen russischen Gegenumfassung Halt gebieten zu können, schlug die Hauptmasse die Richtung auf Jezierna ein. Es wurde genommen. Nur noch teilweise konnten die Russen, die riesigen Verpflegungsvorräte, die in dem Städtchen aufgestapelt waren, durch Übergießen mit Petroleum unbrauchbar machen, ebenso die Munitionslager nur zum Teil in die Luft sprengen. Gewaltige Bestände blieben unversehrt, und schon am 21. trafen lange deutsche Lastzüge ein, um sie zur eigenen Verwendung fortzuschaffen. Weiter! Eine menschliche Mauer hat sich in Bewegung gesetzt, eine eisenstarrende Front marschiert. Das Artilleriefeuer schlägt seine hallenden Wirbel, giftige Gasschwaden durchziehen die Täler, in denen die russischen Massen flüchten. Ihre Verbände sind völlig durcheinander gekommen, da die russische Heeresleitung ohne alle Rücksicht auf Korpsverbände auf jedem Wege ihre Reserven heranholt und sie paketweise in aussichtslose Rückzugsgefechte wirft. Es regnet und regnet. Wie weit aufgerissene Augen glotzen die Schlammlöcher der Granattrichter gen Himmel, und in ihnen quaken unzählige Frösche, während auf den breiten Straßen phantastische Motorungeheuer und riesige Lastkraftwagen tutend und rasselnd ihren holprigen Weg rattern. Es ist der reinste Wettlauf zwischen den einzelnen Divisionen. Willig geben die durchnäßten Leute ihr bestes her, denn es geht ja vorwärts. Durchbruch, Bewegungskrieg, Vormarsch, Verfolgung — das waren Zauberworte, die die im trostlos langen Stellungskampf eingerosteten Soldatenherzen wieder rascher schlagen ließen. Die Bahnlinie Tarnopol—Brzeczany wurde in breiter Front erreicht und an mehreren Punkten überschritten. Westlich Tarnopol versteifte sich der feindliche Widerstand, denn hier war als beträchtliches Hindernis das ganze alte Stellungssystem zu überwinden, in welchem sich die Gegner von Ende Juli 1915 bis Anfang September 1916 gegenübergelegen hatten. Die alten Drahthindernisse waren geblieben, die Gräben gut erhalten, ja sogar durch das üppig in ihnen emporgewucherte Unkraut noch besser als früher gegen Sicht geschützt. Die Russen hatten diese Stellungen stark besetzt und schritten sogar zu Gegenangriffen. Aber alle ihre Anstrengungen waren umsonst. Je größere Anforderungen an die Feldgrauen herantraten, um so mehr schien sich ihre Leistungsfähigkeit zu verdoppeln, um so glänzender wurde ihre siegesfrohe Stimmung. An der Straße Lemberg—Tarnopol trieb der Russe plötzlich aus dem Gestrüpp versteckter Bodenmulden Kosaken vor, die auf der Straße

selbst von einem Dutzend Tanks begleitet wurden. Aber auch hier erzielte der Feind nur kurzen Aufenthalt. Drei der Panzerwagen wurden durch Volltreffer erledigt, darunter ein französischer und ein amerikanischer. Nochmals setzten sich die Kosaken in Dolzenka. Als aber auch das nichts half, zogen sie ab und sprengten mit weithin vernehmbarem Krachen die große Serethbrücke von Tarnopol. In Cebrow hatten sie die großen Mehlstapel neben der Feldbäckerei angezündet, so daß eintreffende deutsche Vorhuten von 30000 Zentnern nur noch etwa 2000 retten konnten. Aber sie hatten ein paar Bäcker mit, und während noch die Flammen gen Himmel empor loderten, wurde daneben aus dem in den Trögen stehenden Teig schon wieder köstliches Brot gebacken — so etwas nimmt der Soldat auf dem Vormarsch immer gerne mit.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Erzherzog Joseph.

Mit 1 Abbildung.

Als Kaiser Karl den Thron der Habsburger bestieg, wurde dadurch das zuletzt von ihm selbst innegehabte Oberkommando an der Ostfront frei, dem die kampfbewährten Heere der Generale Koeveß und v. Arz angehörten und dem anfangs auch die Armee Falkenhayn untergeordnet war, ehe sie in den Verband der Heeresgruppe Mackensen übertrat. Der junge Kaiser ernannte zu seinem militärischen Nachfolger an der Front den Erzherzog Joseph und hat damit sicherlich einen guten Griff getan, denn Erzherzog Joseph hat sich in diesem Kriege nicht nur seiner strategischen Befähigung nach als einer der tüchtigsten Heerführer aus prinzlichem Geblüt erwiesen, sondern er erfreut sich auch wegen seines Schneids und wegen seiner wahrhaft rührenden Fürsorge für die Truppen der größten Beliebtheit bei den Soldaten, die mit blindem Vertrauen an ihrem verehrten Führer hängen. Dies gilt namentlich von den Ungarn, die ihn geradezu vergöttern und ihn als Vollblutmagyaren betrachten. Nicht mit Unrecht. Erzherzog Joseph (nicht zu verwechseln mit dem Erzherzog Joseph Ferdinand, der 1914 bei Limanowa siegte, sich aber 1916 als Führer der 4. österr.-ung. Armee bei Luck von Brussilow schlagen ließ) ist am 9. August 1872 in Alcsut in Ungarn geboren. Sein Vater war der 1905 verstorbene, durch seine Vorliebe für Ungarn und durch seine vortrefflichen Forschungen über die Zigeuner bekannte Erzherzog Joseph Karl Ludwig, sein Großvater, der Erzherzog Stefan, der letzte Paladin Ungarns.

Erzherzog Joseph hat die glühende Liebe zum schönen Ungarlande und seinen Bewohnern vom Vater ererbt, hat seine ganze Jugendzeit in Ungarn verlebt, seine Offizierslaufbahn ausschließlich in ungarischen Regimentern zurückgelegt, bald im lebensfrohen Budapest, bald im waldgesegneten Siebenbürgen. Kein Wunder, daß er sich ganz als Ungar fühlt, und daß man ihn in der Doppelmonarchie allgemein kurzerhand als den „ungarischen Erzherzog" bezeichnet.



Erzherzog Joseph.

Vermählt ist er seit dem 15. November 1893 mit der Prinzessin Auguste von Bayern, einer Tochter des Prinzen Leopold von Bayern aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Gisela, der ältesten Tochter des verstorbenen Kaisers Franz Joseph, der es sich nicht nehmen ließ, seinerzeit den Hochzeitfeierlichkeiten in München persönlich bei-

zuwohnen. Die Ehe ist mit vier Kindern gesegnet. Wir haben also hier den merkwürdigen Fall vor uns, daß an unserer Ostfront Schwiegervater und Schwiegersohn Oberbefehlshaber sind.

Neben den Militärwissenschaften und dem ungarischen Volkstum gilt das Hauptinteresse des überaus leutseligen Erzherzogs der Technik, weshalb ihn auch die Budapester Hochschule zum Ehrendoktor der technischen Wissenschaften ernannt hat. Besonders gern beschäftigt er sich mit Fragen der Hygiene, und dies ist ein Gebiet, auf dem er sich mit seiner mildtätigen Gemahlin trifft. Beide gemeinsam haben denn auch noch während des Weltkrieges in Ungarn vorbildliche hygienische Einrichtungen geschaffen und sich dadurch ein großes Verdienst erworben.

Bei Ausbruch des Krieges war Erzherzog Joseph, der bis dahin meist bei der Kavallerie gestanden hatte, Befehlshaber der 31. Infanteriedivision in Budapest und rückte an ihrer Spitze im Verband des 4. Armeekorps alsbald an die serbische Grenze. Er machte hier die kurze erste Offensive gegen Serbien mit und erhielt dann die schwierige Aufgabe, den Rückzug bei Schabatz zu decken, die er im heftigsten feindlichen Feuer löste, wobei er selbst ins ärgste Kampfgewühl geriet. Überhaupt ist die persönliche Unerschrockenheit des „ungarischen Erzherzogs" an der Front allbekannt und trägt nicht wenig zu seiner Beliebtheit bei den Soldaten bei. Mit seinem auffälligen Schimmelgespann fährt er keck bis in die vordersten Reihen und wird dabei oft genug zur Zielscheibe der feindlichen Granaten, die wiederholt schon in bedenklichster Nähe platzten. Nach den blutigen Kämpfen bei Schabatz wurde der Truppenteil des Erzherzogs sofort nach dem bedrängten Galizien verschoben und vermochte hier noch entlastend in die zweite Schlacht bei Lemberg einzugreifen, freilich deren unglücklichen Verlauf nicht mehr zu ändern. Im November 1914 erhielt Erzherzog Joseph den Befehl über das 7. (siebenbürgische) Korps und hatte mit diesem während des Winters schwere Kämpfe in den Karpathen gegen die russische Übermacht zu bestehen, so namentlich bei Homonna. Zu Beginn der großen Offensive durfte er dann mit seinen Tapferen gegen Sanok vorstoßen. Aber der Treubruch Italiens rief ihn alsbald nach Süden, wo er zunächst mit der Organisation der Landesverteidigung in Oberkärnten betraut wurde. Mit gewohntem Geschick entledigte er sich dieser Aufgabe und kam dann mit seinem Korps auf die blutgetränkte Hochfläche von Doberdo. Die erste Isonzoschlacht war hier schon geschlagen, aber die zweite bis neunte hat der Erzherzog an besonders gefährdeter Stelle mit großer Auszeichnung mitgemacht. Im monatelangen Stellungskrieg konnte sich hier sein großes Organisationstalent besonders entfalten, bis ihn der Ruf des jungen Kaisers wieder nach der Ostfront beschied. So hatte Erzherzog Joseph bereits auf drei Kriegsschauplätzen gefochten und überall ungewöhnlichen Scharfblick und große Tatkraft bekundet, Eigenschaften, die ihm dann auch in seiner obersten Führerstellung sehr zustatten gekommen sind.

Die Mittel des Krieges.

Die Feldbäckerei.

Von E. Altschmidt. — Mit 4 Abbildungen

Zu den schwierigsten Aufgaben, die erforderlich sind, um unser Heer in seiner Schlagfertigkeit ständig auf der Höhe zu erhalten, gehört die Versorgung mit dem täglichen Brot. Wohl bezeichnet man mit täglichem Brot in der Regel nicht allein das aus Mehl hergestellte Gebäck, sondern es zählt dazu auch das, was der Soldat Tag für Tag an Nahrungsmitteln notwendig hat. Wir aber wollen uns heute einmal ausschließlich mit dem richtigen Brot beschäftigen. Bei den Massenheeren, die die Gegenwart ins Feld zu stellen pflegt, kann sich auch der Laie schlechterdings kein Bild davon machen, welch ungeheure Menge von Brot tagtäglich herzustellen ist, um immer allen Anforderungen zu genügen. Maß und Ziel gehen dabei über den alltäglichen Begriff weit hinaus, und dennoch muß der Apparat so funktionieren, daß die Maschine auch nicht einen Augenblick ins Stocken gerät. Die Schwierigkeiten pflegen zu wachsen, sobald sich die mobile Armee in Bewegung befindet, ist sie dagegen im Stellungskriege erstarrt, so daß sie tage-, wochen- und monatweise, wie dies im Weltkrieg ja nun schon seit lange in der Hauptsache der Fall ist, an einen Platz gefesselt bleibt, so vermindern sich die Schwierigkeiten wohl um einiges. Be-

stehen bleibt aber trotzdem die Pflicht, dafür zu sorgen, daß immer rechtzeitig eine genügende Menge der duftigen Brotlaibe vorhanden ist, um bis in die vordersten Reihen der Kampflinie zu gelangen. Schon das Verbringen des Brotes von den meistens weit hinter der Front gelegenen Backstuben bis zum vordersten Graben verlangt eine große Menge von Fuhrwerken und Arbeitskräften, die für sich allein schon ein stattliches Kontingent der Heeresmacht darstellen, namentlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die gesamte Frontlänge unserer kämpfenden Armeen viele Hundert Kilometer umfaßt.

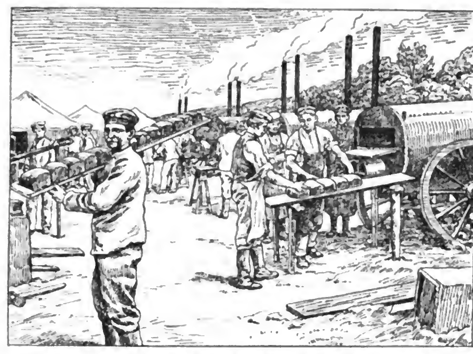


Abb. 1. Eine mobile Feldbäckerei im Betrieb.

Es ist naturnotwendig, daß die Knappheit, die im Laufe von 3½ Kriegsjahren sich im Inland bemerkbar gemacht hat, schließlich auch an den Fronten fühlbar geworden ist, obgleich man von seiten der Obersten Heeresleitung noch immer bemüht geblieben ist, den von England beabsichtigten Hungerkrieg von den Soldaten an der Front nach Möglichkeit fernzuhalten. Einschränkungen lassen sich aber in bezug auf das Brot nicht ganz vermeiden. Ganz abgesehen von den Notwendigkeiten, die in 3½jähriger Kriegsdauer sich auch in der Brotversorgung des Feldheeres ergeben haben, ist doch zu bedenken, daß für jeden Krieg die Beschaffung des Brotes immer schon von längerer Hand vorbereitet wird und auch sein muß. Wenn man nicht befürchten will, daß schon in der Zeit der Mobilmachung Fehler auf diesem Gebiet sich bitter rächen. Daß dem so ist, wird auch in den Veröffentlichungen des Großen Generalstabs schon zu Friedenszeiten immer hervorgehoben. Brot, so heißt es dort, ist das wichtigste und zugleich auch das am schwersten zu beschaffende Nahrungsmittel des Soldaten. Und es war wohl noch nie der Fall, daß die Brotbeschaffung sich ganz ohne Schwierigkeiten hat durchführen lassen. War es schon in früheren Zeiten, so auch im 30jährigen Krieg, in den Befreiungskriegen usw., fast nie möglich, den gesamten Brotbedarf an Ort und Stelle zu decken, so ist das noch viel weniger der Fall bei Heeren, die mit einer millionenfachen Kopfzahl rechnen. Die Folge davon ist, daß namentlich in der ersten Zeit eines Feldzuges die Heimat der einzelnen Truppenteile einen ausgedehnten Brotnachschub zu leisten hat. Das ist insofern schon geboten, als ja die Heimat am leichtesten imstande ist, das erforderliche Brot zu erzeugen. Trotzdem aber stellen sich doch mitunter ganz erhebliche Kalamitäten ein. Erinnert sei an einen Fall im Jahre 1866, wo die Brotversorgung einmal ganz gewaltig stockte, weil man nicht mit den Wechselfällen gerechnet hatte, denen das damals noch verhältnismäßig neue Beförderungsmittel, die Eisenbahn, unterworfen war. Es mag eigentümlich erscheinen, namentlich in der gegenwärtigen Zeit, wo man auch dem Verbraucher in der Heimat empfiehlt, das Brot möglichst alt werden zu lassen, ehe man es dem Verbrauch zuführt, zu hören, daß sich Brot im allgemeinen nicht länger wie neun Tage hält, treten deshalb unvorhergesehene Hindernisse ein, die eine längere Verzögerung in der Zuführung entsprechenden Brotes bedingen, so kann eine marschierende oder gar fechtende Truppe in große Gefahr kommen. Das hat denn auch dazu geführt, daß die Heeresverwaltung schon lange vor Beginn des Krieges darauf bedacht war, die Zahl der mobilen Feldbäckereien außerordentlich zu vermehren. Dies hat dann bei dem raschen Vormarsch unserer Truppen zu Beginn des Krieges sich auch glänzend bewährt. Es fand seine Wiederholung zu der Zeit, da Hindenburg und Mackensen ihre glänzenden Siege an der Ostfront zu verzeichnen hatten.

Es wurde schon gesagt, daß mit dem Eintritt des Stellungskrieges sich die Brotversorgung etwas leichter gestaltet hat; und als dann auf Monate hinaus keine wesentlicheren Veränderungen in der Frontenführung eintraten, konnte sich der Bäckereibetrieb hinter der Front ebenfalls in festen Plätzen dauernde Niederlassung leisten. Nicht allein war es möglich, die bisherigen mobilen Bäckereikolonnen in stationäre umzuwandeln. So konnten auch schon vorhandene Bäckereibetriebe der Heeresversorgung nutzbar gemacht werden, und wo solche fehlten, zog man einfach leerstehende Häuser, Fabriken, Scheunen, kurz alle sich für diesen Betrieb eig-

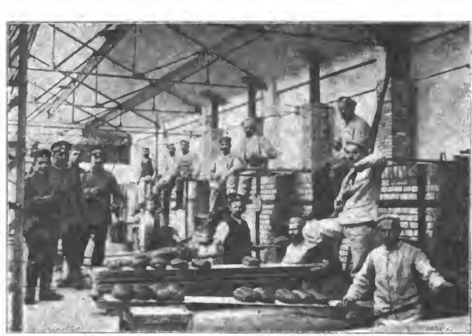
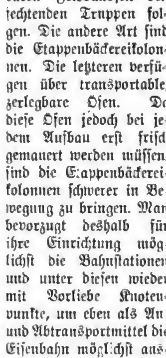


Abb. 2. Die in einer ehemaligen Maschinenfabrik untergebrachte Etappenbäckerei: Blick in die Backstube mit den gemauerten Backofen.

nende Gebäude heran. Auch den Mannschaften der Bäckereien wurde dadurch manche Erleichterung. Da sich die Betriebe zumeist in Mittel- und Kleinstädten, Dörfern und Flecken ansiedelten, standen Hilfskräfte aus den Reihen der Einwohnerschaft in genügender Zahl zur Verfügung. Mitunter ist es trotzdem wohl vorgekommen, daß nicht nur militärische Bäckereien, sondern auch ortsansässige Bäckereien die Verpflichtung auferlegt erhielten, für einzelne Truppenteile die notwendigen Brotlieferungen zu leisten.

Wenn wir bisher von der Brotversorgung gesprochen haben, so ließen wir ganz außer acht, daß zur Herstellung des Brotes in erster Linie das Mehl gehört. Dieses aber muß in den meisten Fällen von weither, in der Regel auch aus der Heimat zugeführt werden. Daß zu einer ausgiebigen und regelmäßigen Brotversorgung ganz ungeheure Mengen Mehls erforderlich sind, läßt sich leicht denken, und daß weiterhin der Transport dieses Mehls eine ganz erstaunliche Menge rollendes Material beansprucht, ist ebenfalls selbstverständlich. Daß es dann im gewissen Sinn nur angenehm sein kann, wenn die Mehlzüge direkt bis zum Verbrauchsort geleitet werden können, liegt auf der Hand. Auf alle Fälle wird dadurch eine Unsumme von Arbeit erspart, die andernfalls das Umladen der Mehlsäcke auf Gespanne und deren Beförderung in die Bäckerei erfordert.

Unser militärischer Bäckereibetrieb kennt zweierlei Arten von Bäckereikolonnen. Die eine Art sind die sogen. mobilen Feldbäckereikolon-



nen, die mit ihren fahrbaren Feldbacköfen den fechtenden Truppen folgen. Die andere Art sind die Etappenbäckereikolonnen. Die letzteren verfügen über transportable, zerlegbare Ofen. Da diese Ofen jedoch bei jedem Aufbau erst frisch gemauert werden müssen, sind die Etappenbäckereikolonnen schwerer in Bewegung zu bringen. Man bevorzugt deshalb für ihre Einrichtung möglichst die Bahnstationen und unter diesen wieder mit Vorliebe Knotenpunkte, um eben als An- und Abtransportmittel die Eisenbahn möglichst aus-

giebig benützen zu können. Da der Weltkrieg bisher zu einem erheblichen Teil als Stellungskrieg durchgeführt wurde, war es möglich, die Etappenfeldbäckereikolonnen nach jeder Richtung hin auszubauen, und sie auf eine größere Leistungsfähigkeit zu bringen. Trotzdem aber stehen auch heute noch die fahrbaren Feldbäckereikolonnen neben den Etappenbäckereien im Betrieb. Beide müssen sich sozusagen ergänzen, namentlich aber müssen die Etappenfeldbäckereien dann einspringen, wenn die fahrbaren Feldbäckereikolonnen bei Verlegung der ihrem Versorgungsbereich zugewiesenen Truppen von einem Platz zum andern diesen zu folgen gezwungen sind, was ja auch während des Stellungskrieges oft schon der Fall war.

Eine vom Bäckereibetrieb unzertrennliche Einrichtung sind die Feldmagazine, an deren Beamte die oft plötzlich eintretenden Verschie-

bungen sehr hohe Anforderungen stellen. Die Magazine nehmen eben nicht nur das notwendige Rohmaterial auf, sondern sie haben auch ständig eine entsprechende Menge fertigen Brotes bereit zu halten. Es geht daraus hervor, daß die Verwaltung des Bäckereibetriebs im Felde keine kleine Aufgabe ist. Man muß einesteils dafür sorgen, daß das Brot weder zu frisch noch zu alt ist — es soll nicht älter als acht Tage sein — anderenteils schwankt auch die Anforderung der zu liefernden Brote ganz gewaltig. So kommt es vor, daß an einem Tag 30 000 Brotportionen und mehr angefordert werden. Daß derartige Lieferungen nicht immer ohne weiteres von den Feldbäckereien geleistet werden können, liegt in der Natur ihres ganzen Wesens. Es müßten deshalb die Etappenbäckereien so angelegt und eingerichtet sein, daß sie ohne sonderliche Mühe allen Anforderungen gerecht werden können. Sie bilden gleichsam die Basis für die ganze Brotversorgung der Truppen.



Abb. 3. Die in einer ehemaligen Maschinenfabrik untergebrachte Etappenbäckerei: Blick in die Backstube mit den Backtrögen und den Brotständern.

Es wurde schon erwähnt, daß sich die Etappenbäckereien gerne jede günstige Gelegenheit zu ihrer Etablierung zunutze machen. Sie sind aber auch so ausgerüstet, daß sie ihren Betrieb überall, sogar auf freiem Felde, aufbauen können. Ein Haupterfordernis für ihre Existenz ist das Vorhandensein guten und genügenden Wassers. Liefert dieses Wasser nicht schon eine vorhandene Leitung oder ein frischer Quell, so stehen ihnen mitgeführte abessinische Brunnen zur Verfügung. Immerhin ist zu sagen, daß die Betriebe auf freiem Felde mancherlei Nachteile haben. Es ist klar, daß sich die Aufbewahrung des Mehls, des fertigen Brots, die Unterbringung der Backräume und der Backöfen unter einem festen Dach viel besser bewerkstelligen läßt, als in den luftigen Zelten.

Wenn weiter oben bereits berichtet wurde, daß die Beamten der Feldbäckereibetriebe ständig mit hohen Anforderungen zu rechnen haben, so gilt dies in dem gleichen Maße oder noch viel mehr auch von den Mannschaften der Kolonnen. Ihr Dienst ist kein leichter, und ihre Arbeit erleidet keine Unterbrechung bei Tag und bei Nacht. Ist es doch feststehende Tatsache, daß das gute Funktionieren der Bäckereibetriebe einen wesentlichen Faktor bei der Durchführung unseres Verteidigungskrieges darstellt. Wer Gelegenheit hatte, mitzuerleben, wie so eine Etappenbäckerei sich aus kleinen primitiven Anfängen heraus zu einem großen Betriebe entwickelte, der einer heimatlichen Friedensbäckerei des größten Maßstabes vollauf entspricht, der hält nicht zurück mit der Anerkennung, die sich die Bäcker in Feindesland redlich erworben haben. Da ist so eine Bäckereikolonne vor nunmehr 40 Monaten in irgendeinem Städtchen Nordfrankreichs eingezogen und hat sich in der Nähe des Bahnhofs, zunächst im freien Felde, angesiedelt. Das Vorhandensein guten und reichlichen Wassers mag neben der Bahnhofnähe den Ausschlag zu dieser Niederlassung gegeben haben, aber man hatte nicht damit gerechnet, daß Tücken der Witterung dem ganzen Betrieb ungeahnte Erschwerungen bringen könnten. Nur zu bald stellten sich diese ein. Es kam Regen, der lange und andauernd vom Himmel herniederrann, schließlich das benachbarte Bächlein zum Überlaufen brachte, den lehmigen Boden aufweichte und am Ende alles unter Wasser setzte. Dadurch wurde nicht allein das Gelände rings um die Zelte ein einziger Morast, das Wasser drang auch in das Innere ein und drohte die fertiggestellten Brote wieder in ihre Bestandteile aufzulösen. Es unterspülte die Back- und Brotzelte und arbeitete sich schließlich langsam, aber sicher selbst an die Öfen heran. Weder



Abb. 4. Das Mehl- und Brotlager einer Etappenbäckerei im Maschinensaal einer französischen Fabrik.

lichkeit in besonderem Maße gepflegt. Man schuf für die Bad- und Wascheinrichtung Vorkehrungen, die diesen dauernd warmes Wasser zur Verfügung stellten. Dieses warme Wasser erzeugte man unter Ausnützung der ohnehin vorhandenen Backofenwärme dadurch, daß man auf diesen in Spiralen gewundene Rohrleitungen anlegte. Außer den Arbeiten, die mit der Broterzeugung im engsten Sinn zusammenhängen und zu denen das Sauerteigmachen, das Teigkneten, das Formen und

das Anlegen von Abzugsgräben noch das Abziehen der Schlammassen half. Das Wasser zwang zuletzt zum Abbau der mühsam errichteten Bäckerei, und die Kolonne mußte sich anderswo häuslich niederlassen. Sie zog aus den Erfahrungen die Lehre, jetzt unter einem festen Dach ihr Heim aufzuschlagen. Eine in der Nähe gelegene Fabrikanlage wurde für die Bäckereizwecke hergerichtet und dadurch erreicht, daß nicht nur der Betrieb ungestört vor sich gehen konnte, sondern auch eine wohlangebrachte Schonung des Materials sich ermöglichen ließ. Auch die Güte des Brotes und die Gesundheit der arbeitenden Bäcker wurde dadurch wesentlich gehoben. Außerdem aber bot das Gebäude die Möglichkeit einer Vergrößerung und einer Erhöhung der Leistungsfähigkeit. Bald ließ sich dann auch ein direkter Geleiseanschluß, der ehemals schon vorhanden gewesen war, wieder herstellen, so daß die heimatlichen Mehlzüge bis direkt an die Fabrik geführt werden konnten. Ebenso konnte auch aus dem Backraum selbst das fertige Brot gleich in die Eisenbahnwagen verladen werden, was ein wesentlicher Vorteil für die Weiterbeförderung war. Im Laufe der Zeit konnte der Betrieb so erweitert werden, daß rund 10000 Zentner Mehl als Bestand eingelagert werden konnten. Die Eisenbahn bot außerdem die Möglichkeit, anderen Kolonnen ohne sonderliche Schwierigkeiten auszuhelfen.

Wie in der Heimat, wo als oberstes Gesetz bei der Broterzeugung die Reinlichkeit gilt, so wurde auch in der Etappenbäckerei diese Rein-

Wirken der Brote und das Abstempeln dieser mit dem Datumstempel gehören, hat die Bäckerei hier noch eine Menge Nebenarbeiten zu verrichten, die in Holzspalten, im Ausladen und Beladen der ein- und ausgehenden Züge, nicht zuletzt auch in der ständigen Reinhaltung der großen Back- und Broträume bestehen. Unsere Abbildungen geben ein klares Bild von dem Betrieb, wie er sich bei der Bäckerei Tag für Tag abwickelt

In gesundheitlicher Beziehung ist für die Mannschaften aufs beste gesorgt. Alle 14 Tage werden sie auf Krankheit und unbeschädigte Hände untersucht; außerdem finden auch Kontrollen in Beziehung auf die Reinlichkeit statt. Wie groß der Betrieb nach und nach geworden ist, geht daraus hervor, daß monatlich mehr als 200 Wagen aus- und eingeladen werden. Dazu kommen aber täglich noch etwa 40 bis 50 Gespanne, auf denen die regelmäßigen Brotempfänger ihren Bedarf abholen. So hat die Kolonne seit ihrer Ansiedlung in jener Fabrik nun schon mehr als 15 Millionen Stück Brote gebacken, was einem Mehlverbrauch von etwa 300000 Zentnern entspricht. Wenn die schön gleichmäßig geformten Laibe aus den Öfen herauskommen, werden sie in Reihen dicht über dem Boden auf Lagerbrettern aufbewahrt, um von hier aus nach entsprechender Frist auf kleinen Wagen entweder an den Eisenbahnzug oder die abholenden Fuhrwerke geführt zu werden. Und es ist sicher, daß die Truppen schon oft sich dankbar der Bäckerei erinnert haben, die ihnen in emsiger Arbeit das tägliche Brot liefert.

Unsere Maschinengewehr-Scharfschützen.

An der breiten, weißschimmernden Heerstraße liegt eine rastende Truppe. Nach heißen Kampftagen befindet sie sich auf dem Rückmarsch in die wohlverdienten Ruhequartiere irgendeines Waldlagers. Mann und Offizier, bis in die dichtbepuderten Augenbrauen und Schnurrbärte bestaubt, bilden eine graue unscheinbare Masse. Dennoch zeigt niemand Mattigkeit oder Stumpfheit. Die Augen unter den Stahlhelmen blitzen, ihre Blicke bohren sich in das sonnenverklärte Blau des Himmels, — oder sie lauschen mit seitlich gewendetem Kopf nach der Front, wo unablässig die Geschütze grollen.

Wer sind die streitbaren, sonnenverbrannten Männer? Das Abzeichen auf dem linken Oberarm, das ihnen der Kaiser verlieh und auf das jeder einzelne stolz ist, sagt es: Es sind Maschinengewehr-Scharfschützen, eine junge Truppe, die nur aus kampferprobten jugendlichen Kriegern besteht und die ruhmvolle Aufgabe hat, letzten Endes einen feindlichen Durchbruch auf jeden Fall zu verhüten. Ein Scharfschütze gibt sich niemals gefangen; lieber stirbt er an seinem geliebten M.-G., das er zu bemeistern versteht, wie sich der Kampf auch wenden möge.

An den Brennpunkten der Schlacht stehen die Maschinengewehre der Scharfschützen, oft nur in notdürftig ausgebauten Granattrichtern. Splittersprühend und giftfauchend umheulen Riesengeschosse ihr einsames Erdnest. Aber inmitten wahnwitzigen Wirbelfeuers halten die Braven aus. Von vorspringender Bergnase richten sie ihr Flankenfeuer gegen den anrennenden Gegner; von einer rückwärtigen Höhe überschießen sie die eigene Infanterie und mähen die feindlichen Sturmwellen nieder; im zurückliegenden Riegel, hinter dem bereits einige vorgeschobene Geschütze stehen, bilden sie die letzte Rettung, wenn feindliche Übermacht die ersten Gräben durchbrochen hat. Immer aber ist es der grimme Tod selber, der seine Knochenarme aus den schwarzen Schlünden ihrer hämmernden M.-G. streckt und seine spitzen Krallen den Feinden unentrinnbar tief ins Fleisch bohrt. In der Flut peitschender und pfeifender Geschosse bricht des Gegners Sturmlauf kläglich zusammen.

Und nun ein anderes Bild aus der Gefechtstätigkeit unserer M.-G.-Scharfschützen. Hoch oben in der flimmernden Atmosphäre überfliegt in majestätisch ruhiger, schwimmender Bewegung ein feindliches Erkundungsgeschwader die deutschen Stellungen. Mit weitausgespannten Flügelarmen wagt es ein besonders schneidiger Flieger sich der Erde auf wenig mehr als hundert Meter zu nähern. Doch seiner harrt im versteckten M.-G.-Nest lauernd der Scharfschütze. Schon richtet die ruhige Hand das Gewehr, und der stählerne Mund hebt zu stottern an. Himmelwärts jagt er seine Bleiflut. — Ein Freudenruf! Eine Stichflamme zuckt aus dem Flugzeug Das Gewehr ruht. Atemlos verfolgen die Schützen das schaurig-schöne Schauspiel. Nur noch eine dichte Rauchwolke ist da zu sehen, wo eben die feindlichen Kokarden wie die Augen eines toten Fisches von den Tragflächen niederstarrten. Jetzt löst sich das Flugzeug heraus. Ruckweise schwebt es hernieder, schwankend, wie ein angeschossener Falke. Ein schmaler Dunststreifen bezeichnet seinen Todesweg. Nun überschlägt es sich und saust pfeilgeschwind abwärts Krachend stößt das Gerippe auf das Trichtergefilde. — Unsere M.-G.-Scharfschützen haben wiederum einen feindlichen Flieger zum Absturz gebracht.

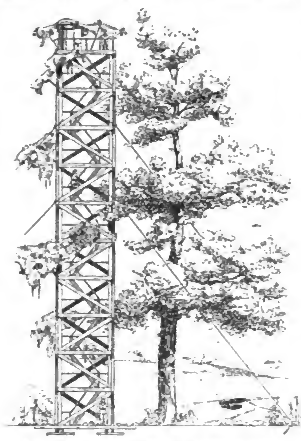
Dem durchgebrochenen Gegner einen ehernen Riegel vorzuschieben, die Artillerie zu decken, feindliche Flieger abzuwehren, — das ist die vielgestaltige Aufgabe unserer Scharfschützen, und wo immer die Pflicht es gebietet, verrichten sie ihr schweres Handwerk wie etwas Selbstverständliches und mit dem vollen Einsatz von Leib und Leben.

Ist nicht jeder von den wackeren Mannen, die dort in gesammelter Ruhe an der staubigen Straße liegen, zum Helden geworden? Haben nicht die Taten eines jeden einzelnen Schützen zusammengewirkt zu dem ungeheuren Erfolge, daß dem Feinde trotz allen Aufwandes und vielfacher Übermacht ein Durchbruchsversuch nach dem anderen zerschellt? Wahrlich, keinen Augenblick wollen wir es vergessen, wir in der Heimat am allerwenigsten, was wir unseren M.-G.-Scharfschützen verdanken! In ihrem anspruchslosen, täglich sich neu bewährenden Heldentum, ihrer aufopfernden Pflichttreue liegt die sicherste Bürgschaft des deutschen Endsieges.

ooo

Vermischtes.

Die Wäscherei hinter der Front. Ein wesentlicher Umstand für die Gesunderhaltung unsrer Soldaten im Felde und die Abwendung von Seuchengefahren ist die Reinlichkeit. Hat unsre Heeresverwaltung an und hinter der Front dafür gesorgt, daß die Soldaten Bade- und Waschgelegenheit reichlich finden, so war sie ebenso ernstlich bemüht, auch für ausgedehnte Reinigungsgelegenheit der Leibwäsche zu sorgen. In den besetzten Gebieten Frankreichs, Belgiens, Rußlands und wo sonst unsre Truppen an der Front stehen,



Ausgebauter, in Deckung eines Baumes erstellter Beobachtungsturm.

sind allenthalben Kriegswäschereien entstanden, die den Truppen das ersetzen, was besonders in der Heimatgarnison die Angehörigen ihnen für gewöhnlich zu besorgen pflegen. Der anerzogene Sinn für Sauberkeit ist eben unsern Soldaten mit ins Feld gefolgt. Die großen Waschanstalten, die vielfach sogar mit Dampfbetrieb ausgerüstet sind, reinigen die von den einzelnen Truppenteilen gesammelte Wäsche der Soldaten nach allen Regeln der Kunst und bessern sie obendrein auch noch aus. So kann in bestimmten Fristen jeder Mann immer wieder seine Wäsche wechseln. Tacitus, der römische Geschichtsschreiber der alten Germanen, erwähnte schon, daß diese zu den Hemden tragenden Völkern gehörten, womit dargetan ist, daß sie die Sauberkeit zu schätzen wußten. Dieser Sinn für Sauberkeit ist unsrem Volk bis zum heutigen Tag erhalten geblieben, und die Wäschereien hinter der Front bestätigen dies in trefflicher Weise. Unter Leitung von Offiziersstellvertretern werden in diesen Waschanstalten Frauen und Mädchen, teilweise auch männliche Arbeiter beschäftigt, und ob auch die Gegner über diese Waschanstalten manche Schauermär in die Welt gesetzt haben, so bieten sie doch den dort angestellten Personen guten Lohn und anständige Behandlung. Oft und viel legen auch unsere Soldaten selbst mit Hand an, denn der deutsche Soldat ist geschickt und anstellig auch zu diesen Dingen. Er kann sogar, wenn es nottut, selbst waschen, denn er lernt es in seiner Dienstzeit. Auch das Ausbessern der Wäsche, vor allem der Strümpfe, ist ihm nicht fremd. Häufig macht es ihm sogar Spaß, Mithelfer zu sein, so namentlich beim Aufhängen der Wäsche zum Trocknen und beim Mangen. An der Ostfront kommt es bei den schlechten Wegeverhältnissen auch heute noch sehr oft vor, daß der einzelne Mann sich selbst bedienen muß, wenn die von der Militärbehörde gelieferte Wäsche zu lange ausbleibt, müssen wir ja überhaupt immer wieder staunen ob dem, was unsre Soldaten draußen an Entbehrungen und Einschränkungen auf sich nehmen. Mancher herrliche Parkteich, manches Flüßchen hat es schon erleben müssen, daß seine Ufer von fleißigen, ihre Wäsche reinigenden Soldaten umstanden waren. Und wenn es auch nicht gerade eine willkommene Tätigkeit ist, so wird sie dennoch mit freudiger Pflichterfüllung und ohne Murren erledigt. Selbst das Spötteln der einheimischen Bevölkerung vermag nicht unsere Feldgrauen davon abzuhalten, den Geist der Ordnung und Sauberkeit, der ihnen eigen ist, zu vertreiben. Die Wohltat, die ihnen in der Reinigung ihrer Leibwäsche erwächst, wird von allen außerordentlich hoch geschätzt und sie unterziehen sich deshalb, wo es notwendig wird, auch dieser Arbeit, denn auch sie entspricht letzten Endes dem Geist, der unsern Heeren auch so manchen Waffensieg schon gebracht hat. W. B.

Ein französischer Beobachtungsturm. In Flandern ist die Beobachtung besonders schwierig, weil das Land flach ist und man außer den Fesselballons hauptsächlich auf künstlich erstellte Beobachtungsposten angewiesen ist. Auf deutscher Seite hatte man z. B. einen wie ein Baumstamm aussehenden Beobachtungsposten errichtet, der im vorigen Herbst von den Kanadiern „erobert" wurde. Die Franzosen behalfen sich in der Weise: sie errichteten vor der Offensive im vorigen Sommer 2 Kilometer hinter ihrer Front zwei Beobachtungstürme, nach Art des hier abgebildeten, einen von 27 und einen von 24 m Höhe, bei einem Grundriß von 3,50×2,50 m. Ein solcher Turm sieht etwa aus, wie der Steigerturm einer Feuerwehr. Er besteht aus Bohlen und Brettern, die vorher in Teilstücken zusammengefügt werden, so daß sie an Ort und Stelle nur aufeinander gesetzt zu werden brauchen. Der Turm wird mit Stahldraht an verschiedenen Stellen verankert, der Beobachter kann im Innern hinaufsteigen. Auf der obersten Plattform werden wissenschaftliche Instrumente angebracht. Damit der Turm im flachen Gelände nicht auffällt, wird er hinter einem Baum aufgestellt.



Der Fahnenträger.

Nach einer Tonzeichnung von Paul Weber.



Kriegszeitschriften der Engländer.

Von **Karl Bruno.** Mit 6 Abbildungen.

Ein jedes Land hat seine Kriegszeitungen und Kriegszeitschriften; Deutschland von allen wohl die meisten, England augenscheinlich die wenigsten.

Ganz wie bei uns, haben sich dort viele der illustrierten Zeitschriften in reine Kriegsblätter verwandelt, so z. B. die Illustrated London News, Graphic, Sphere und andere. Daneben sind besondere, meist wöchentlich erscheinende Kriegszeitschriften entstanden, die in der Hauptsache von den großen Tagesblättern herausgegeben werden und eine Art von laufender Kriegsgeschichte bringen, allen voran „The Times History and Encyclopaedia of the war", großformatige Hefte von je 36 Seiten Umfang mit vielen Abbildungen. Eine Seite daraus, die hier wiedergegeben wird (Abb. 1), zeigt vier von den zahlreichen Anleiheplakaten, die in England überall angeschlagen waren. Auch der „Manchester Guardian" gibt eine ähnliche Kriegsgeschichte in laufenden Heften unter dem Titel „The Manchester Guardian History of the war" heraus, und im Verlag der Zeitung „The Daily Telegraph" erschien rund ein Jahr lang: „T.P.'s Journal of great deeds of the great war" (T.P.'s Zeitschrift von den Heldentaten des großen Kriegs — mit T. P. beginnen die beiden Vornamen des Herausgebers Thomas Power O'Connor).

Die meisten der in England erscheinenden Kriegszeitschriften sind aber reine Bilderunternehmungen, in denen der geringe beigegebene Text nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Auffallend darin ist besonders der anmaßende Ton, in dem die Erklärung zu den einzelnen Abb.



Abb. 1. Eine Seite von „The Times History and Encyclopaedia of the war" mit Wiedergabe einiger englischer Kriegsanleiheplakate.



Abb. 2. Titelblatt eines Heftes von „The Illustrated War News“ (Illustrierte Kriegsnachrichten).

gehalten sind. Es gibt ihrer vielleicht ein Dutzend; wenig gute, aber viel mehr schlechte und minderwertige darunter. Zu den besten zählen „The Illustrated War News“ (Abb. 2); das Titelblatt, das hier wiedergegeben wird, zeigt einen Franzosen, der eine Flügelmine zum Abschuß fertig macht. Diese „Illustrierten Kriegsnachrichten“ erschienen früher in einem Quer-Oktavformat, während die jetzigen Hefte in Quart herauskommen. Andere nannten sich „The War“ (Der Krieg) — „Nelson's Portofolio of war pictures“ (Nelsons Kriegsbildermappe) — „War Pictures“ (Kriegsbilder) usw. Mehrere davon sind inzwischen wieder eingegangen, zum Teil aus Papiermangel und vielleicht auch wegen Abonnentenschwundes, zum Teil wegen der strengen Zensur, der die Bilder von den militärischen Behörden unterworfen worden sind. — Das verlogenste von all diesen Blättern aber — die Bilderlüge ist entschieden die wirksamste — „The War Illustrated“ (Der Krieg im Bild) besteht unentwegt weiter (Abb. 3). Dabei ist es technisch in ganz minderwertiger Weise hergestellt.

Von monatlich veröffentlichen Zeitschriften ist das Unterhaltungsblatt „Khaki“ zu erwähnen, das für die Übersee-Truppen, besonders für die Kanadier, bestimmt war, an die es auch reichlich kostenlos verteilt wurde. Mit Beginn des Jahres 1917 ist auch dies wieder eingegangen. — Eine photographische Bilderzeitschrift „The Canadian War Pictorial“ wird von der kanadischen Regierung selbst herausgegeben; sie soll die Heldentaten und das Leben und Treiben dieser Truppen, die besonders im Ypern-Bogen für Englands Interessen oft genug und rücksichtslos eingesetzt worden sind, für spätere Zeiten festhalten (Abb. 4). — Propagandazwecken, namentlich in den neutralen Ländern, dient das vom Kriegsamt herausgegebene „War Pictorial“. Dieser Ursprung wird natürlich weder auf dem Titel noch an irgend einer anderen Stelle des Blattes erwähnt, aber es ist so. Trefflich, ja raffiniert hergestellt — auch die Kunstgriffe der Photographie müssen den Zwecken der Propaganda dienen (siehe die zwei Kanonenrohre in Abb. 5, die viel, viel dicker erscheinen, als sie es in Wirklichkeit sind) — kostet es fürs Heft nur zwei Pence oder 20 Centimes; doch auch dieser Preis ist nur nominell. Tatsächlich wird es weithin kostenlos verteilt. Es erscheint in verschiedenen Sprachen. Die englische Ausgabe hat englischen Text und bringt die Bilderunterschriften: Deutsch, holländisch, schwedisch und dänisch; die französische, mit dem Titel „La Guerre illustrée“, französisch und deutsch. Wahrscheinlich gibt es auch noch Ausgaben in anderen Sprachen.

Es werden auch eine ganze Anzahl von Feldzeitungen veröffentlicht, doch ist unsere Kenntnis davon zurzeit noch sehr beschränkt, weil die Ausfuhr dieser intimen Blätter augenscheinlich von der militärischen Zensur aufs strengste verhindert wird. Auch in Frankreich scheinen sie außerhalb der englischen Armee nur sehr wenig bekannt zu werden. Es ist zwar gelungen, mehr als 50 Titel von solchen Zei-



Abb. 3. Titel und Umschlagbild eines Heftes des Lügenblattes „The War Illustrated“ (Der Krieg im Bild).

tungen und Zeitschriften aus allen möglichen, nicht immer sehr sicheren Quellen zusammenzustellen, aber es hat nicht viel Zweck, diese bloßen Titel hier alle aufzuführen. Es fehlt ihnen Fleisch und Bein, wenn man keine näheren Angaben darüber machen kann. Trotzdem wird es sich nicht umgehen lassen, auch von diesen Titeln wenigstens einige zu nennen, um das Bild, das die wenigen wirklich hierher gelangten Zeitschriften bieten, einigermaßen abzurunden.

Zunächst soll eine offizielle Kriegszeitung „The Trench Echo" (Das Schützengraben-Echo) an der Front verteilt werden, die also dem französischen „Bulletin des armées" entsprechen dürfte.

Dann werden von einzelnen Truppenteilen für ihren engeren Kreis Zeitschriften in zumeist monatlichen Zwischenräumen veröffentlicht. „The Outpost" (Der Vorposten) ist das Organ des 17. Bataillons — die alten Regimenter der britischen Armee haben jetzt alle schier unzählbare Bataillone — der „Highland Light Infantry". Es wird in Glasgow und zwar, wie der hier wiedergegebene Umschlag (Abb. 6) schon zeigt, sehr hübsch hergestellt. Der Inhalt ist recht mannigfaltig und bringt auch Berichte von der Fronttätigkeit des Bataillons, die

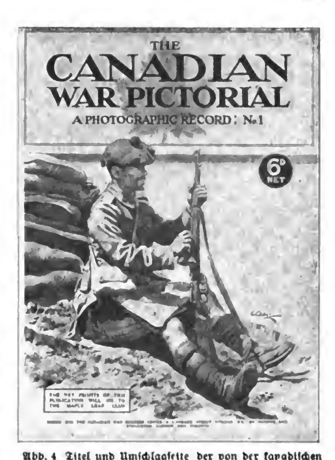


Abb. 4 Titel und Umschlagseite der von der kanadischen Regierung herausgegebenen Kriegszeitschrift.

jedoch recht trüb klingen. Es hatte kein „Glück". In der Sommeschlacht wurde es im Novem-

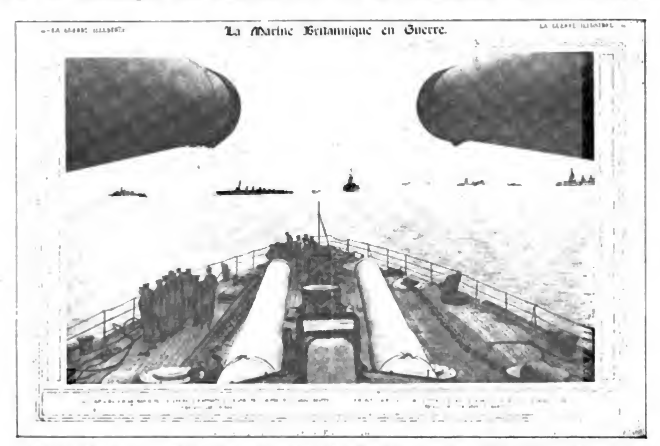


Abb. 5. Ein zweiseitiges Bild aus der vom englischen Kriegsamt herausgegebenen Zeitschrift „War Pictorial", das zu Propagandazwecken in verschiedenen Sprachen erscheint.

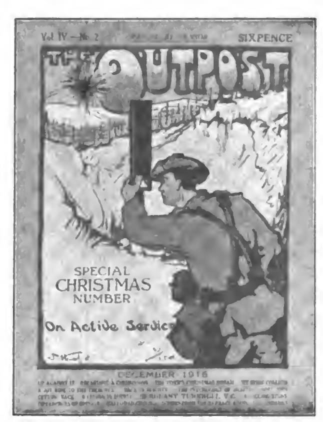


Abb. 6. „Der Vorposten", das Blatt des 17. Bataillons der Highland Light Infantry.

ber 1916 auf dem linken Flügel der englischen Armee zum Sturm eingesetzt, wurde dort aber so jämmerlich zusammengeschossen und geschlagen, daß es noch am selben Tage aus der Front herausgezogen werden mußte. — „The Pow Wow" (unübersetzbar) nennt sich die Zeitschrift der „Universitäts- und Schulbrigade". Soviel mir bekannt, war das eine freiwillige Truppe, aus Studenten und Schülern gebildet, die den Wunsch ausgesprochen hatten, zusammenzubleiben. Sie sind auf Gallipoli gewesen und sollen später doch aufgelöst und als Offiziere auf andere Regimenter verteilt worden sein. Doch das kann nur vom Hörensagen gemeldet werden; von der Zeitschrift, die mehr als 30 Nummern zählt, ist vielleicht noch gar kein Exemplar hierhergekommen. — In Gallipoli ist im Juni und Juli 1915 im Gebiete der 1. Australischen Division ein Journal „Dinkum Oil" veröffentlicht worden; der Titel, ein Slangausdruck aus Melbourne, besagt soviel wie „zuverlässige Nachrichten". Nach allem, was darüber bekannt ist, scheint es humoristisch gehalten zu sein. — „Fall in" (Antreten!) ist der Titel für die Zeitschrift des Middlesex Territorial-Regiments, das den Namen des Herzogs von Cambridge führt (The Duke of Cambridge's own). Es steckt „irgendwo an der Ostküste", gehört also zu den Heimatverteidigern. Das Blatt erscheint wöchentlich. — Auch „The Kent Fencible" (Der Milizsoldat von Kent), so nennt sich das Freiwilligen-Regiment von Kent, ist die Zeitschrift einer Truppe der Heimatarmee. Seit 1917 scheint sie aufgehört zu haben; vermutlich hat das Regiment eine andere Verwendung gefunden. „The National Volunteer" ist das Organ der irischen Freiwilligen — hier gibt es überhaupt nur Freiwillige —; es erschien wöchentlich in Dublin; ist aber jetzt wahrscheinlich auch eingegangen. Die irischen Regimenter sind aber nicht für den Heimatschutz bestimmt gewesen, sondern an der Front eingesetzt worden. In einer vorliegenden Nummer wird beweglich darüber geklagt, daß eins dieser Regimenter unbekannt wohin verschoben worden ist, und daß alle Briefe und Pakete der Angehörigen als „ungenügend adressiert" zurückgekommen wären. Das wird natürlich nur eine gewisse Zeit gedauert haben. (Schluß folgt.)

Künstlerkarten aus dem Felde. Die Herausgeber unserer verschiedenen Feldzeitungen suchen auch in anderer Weise den Wünschen ihrer Leser gerecht zu werden. Der Soldat schreibt im allgemeinen wenig, ihm fehlt die Zeit, oft auch die Stimmung, die Eindrücke seines Frontlebens ausführlich wiederzugeben. Deshalb erfreut sich die sogenannte Ansichtskarte wachsender Beliebtheit. Zuerst war es die Zeitung der 10. Armee, die von den Sportfesten und Festlichkeiten ihres Bereiches Ansichtskarten herstellte, deren künstlerischer Inhalt auch in diesen Blättern schon gewürdigt worden ist. Interessante Karten verdanken wir auch den Herausgebern der „Sappe", die eine Anzahl mehrfarbiger Karten im Gebiete der Vogesen herausgaben. Mit der Verlegung des Regiments nach Rumänien fand man hier besonders originelle Motive für Postkarten. Die beiden Künstler Lechner und Sommer wählten sich die malerischen Trachten der Einheimischen als Vorbilder, wovon im Steindruck reizende Bilder entstanden. Olly.

Eine österreichisch-ungarische Feldwochenschrift. Eine besonders interessante Feldwochenschrift in deutscher und ungarischer Sprache wird seit Anfang Juli 1917 vom Kommando der Heeresfront Generaloberst Erzherzog Joseph, Ö.-U. Feldpost 516, herausgegeben. Die interessanten Hefte bringen neben ausführlichen Artikeln Zeichnungen und Bilder bekannter Künstler, unter denen wir zahlreichen Reichsdeutschen begegnen. Das vierteljährliche Abonnement kostet für Soldaten 4 Kronen = 3 Mk., für Zivilpersonen 6 Kronen = 4 Mk.

Mancherlei Kriege gibt es und mancherlei Heldenruhm; das vornehmste Lob gebührt denen, die der Kultur der Menschheit durch siegreiche Waffen neue Schauplätze eröffnet haben. Ranke.

Chronik des Krieges

vom 15. Dezember 1917 bis 4. Januar 1918.

15. Dezember. Abschluß eines Waffenstillstands zwischen Rußland und Rumänien einerseits, Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei andrerseits. — An der Westfront nur Vorfeldgefechte. — Erweiterung der österr.-ungar. Erfolge am Col Caprile.

16. Dezember. Ein englischer Teilvorstoß zwischen Wardar und Doiransee mißglückt. — Im Sperrgebiet um England werden wieder 21000 Schiffstonnen versenkt.

17. Dezember. Einnahme italienischer Stellungen am Monte Solarolo. — Deutsche Tauchboote vernichten im Ärmelkanal einen amekanischen Zerstörer und 22000 Tonnen Handelsschiffsraum. — Türkische Erfolge östlich von Jerusalem.

18. Dezember. Glückliches Gefecht bei Craonne. — Österr.-ungar. Truppen erstürmen den Monte Asolone; 2000 Gefangene. — Im Mittelmeer wird ein französischer Panzerkreuzer torpediert. — Erhebung der Ukraine und des Kosakengenerals Kaledin gegen die Bolschewiki.

19. Dezember. Die Engländer beschießen Dixmuiden. — Italienische Gegenangriffe am Monte Asolone und Monte Pertica werden abgeschlagen. — Neue Tauchbootbeute im Ärmelkanal: 23500 Tonnen.

20. Dezember. Glückliche Erkundungsgefechte bei Hollebeke und Mitzach. — Die Italiener setzen ihre fruchtlosen Gegenangriffe fort. — Die Türken behaupten sich östlich Jerusalem. — Ergebnis des U-Boot-Kriegs im November: 607000 Registertonnen.

21. Dezember. Beginn von Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. — Deutscher Erkundungsvorstoß bei Thann. — Im Mittelmeer vernichten deutsche Tauchboote 63000 Schiffstonnen und beschießen die Bahnanlagen von Paolo. Auch im Sperrgebiet um England werden wieder 20000 Tonnen versenkt. — Die Italiener mühen sich fortgesetzt in fruchtlosen Gegenangriffen am Monte Asolone ab.

22. Dezember. Deutsche Flieger belegen Dünkirchen, Dover und Sherneß kräftig mit Bomben. — Zahlreiche glückliche Erkundungsgefechte an der Westfront. — Ein neuer italienischer Vorstoß am Monte Asolone und ein englischer am Butkovosee scheitern.

23. Dezember. Die Bulgaren weisen einen feindlichen Vorstoß am Doiransee zurück. — Die Österreicher und Ungarn erstürmen den Col del Rosso und machen dabei 5000 Gefangene.

24. Dezember. Am Col del Rosso werden weitere 4000 Italiener gefangen genommen. — Englische Flieger bombardieren Mannheim.

25. Dezember. Französische Erkundungsvorstöße bei Joincourt mißglücken. — Ebenso starke italienische Gegenangriffe am Col del Rosso. — Im Mittelmeer fallen den deutschen Tauchbooten wieder feindliche Handelsschiffe im Ausmaße von 38000 Tonnen zum Opfer.

26. Dezember. Erfolgreicher deutscher Teilvorstoß bei Bezonvaux. Gefechte im Houthoulsterwald und bei Oberburnhaupt. — Vergeblicher Vorstoß der Italiener am Monte Tomba. — Die Türken verhindern weitere Fortschritte der Engländer in Palästina. — Im Sperrgebiet um England werden 21000 Tonnen Schiffsraum versenkt.

27. Dezember. An allen Fronten nur Artillerie- und Erkundungsgefechte. — Weitere 18000 Registertonnen Tauchbootbeute auf dem nördlichen Kriegsschauplatz.

28. Dezember. Vergebliche Erkundungsvorstöße der Engländer in Flandern. — Die Italiener mühen sich noch immer am Monte Tomba ab. — Ein einziges deutsches Tauchboot vernichtet in der Irischen See 18500 Tonnen Handelsschiffsraum.

29. Dezember. Torpedierung eines englischen Minensuchschiffes.

30. Dezember. Deutscher Sturmerfolg bei Marcoins.

31. Dezember. Erweiterung des deutschen Erfolges bei Marcoins.

1. Januar 1918. Die Österreicher und Ungarn räumen unbemerkt die Dammstellung von Zenson an der Piave. — Ergebnisreiche Kaperfahrt eines deutschen Tauchbootes bis zum Kap Verdi.

2. Januar. Glückliche Vorpostengefechte an der flandrischen Küste.

3. Januar. Im Sperrgebiet um England sind den deutschen Tauchbooten wieder 24000 Registertonnen zum Opfer gefallen.

4. Januar. Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk, zu denen auch Vertreter der selbständigen Ukraine zugelassen werden. Die russischen Vertreter machen Schwierigkeiten. — Ein größeres Erkundungsgefecht bei Bullecourt endet zum Nachteil der Engländer. — Im Ärmelkanal werden wieder 43000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Gegenoffensive der Verbündeten im Sommer 1917 in Galizien.

Schluß. Von Dr. Kurt Floericke. Mit 7 Abbildungen.

Als nächstes lohnendes Ziel winkte nun das volkreiche Tarnopol, das die Russen zu ihrem Hauptetappenplatz auf diesem Frontteile gemacht und wo sie ungeheure Vorräte aufgespeichert hatten. Der Frontalangriff erschien aber schwierig und hätte viel Blut gekostet, weil der Sereth sich hier seeartig erweitert und daher eine vorzügliche Deckung abgibt. Deshalb

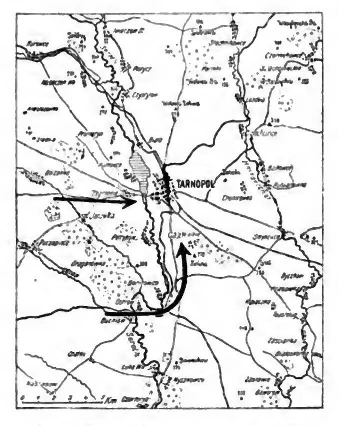


Abb. 1. Karte zur Wiedereroberung von Tarnopol.

und um die schwergeprüfte Stadt zu schonen, beschloß man, sie durch Umfassung zu nehmen und erzwang zunächst zu diesem Zwecke den Flußübergang weiter südlich bei Nikulince und Ostrow, während an einer dritten in Aussicht genommenen Stelle die russischen Verteidigungsmaßnahmen sich als zu stark erwiesen. Zuerst schwammen im Morgengrauen ein Leutnant und drei Mann waghalsig durch den Sereth, wurden von den wenigen übrig gebliebenen Bewohnern des schon 1915 gründlich zerstörten Fleckens Ostrow unter Freudentränen empfangen und bereitwilligst über alles aufgeklärt, obwohl sie in Strümpfen und mit um den Hals gebundenen Hosen wahrlich keinen sehr Achtung gebietenden militärischen Eindruck machten. Breit und tief fließt hier der Fluß zwischen Höhenzügen, die namentlich auf der Ostseite steil abfallen und deren Kämme hier von stark eingedeckten Gräben gekrönt und mit Maschinengewehren gespickt waren. Dagegen hatten die Russen die Übergänge nur teilweise zerstören können, da einige der Holzstege nicht recht hatten Feuer fangen wollen. Die Deutschen setzten am 23. Juli zunächst kleine Trupps über, die die Russen durch flankierendes Feuer belästigten und Raum zum Übergang größerer Truppenmassen zu schaffen suchten. Im heftigen feindlichen Feuer besserten Pioniere die beschädigten Stege aus und schlugen Pontonbrücken, die am nächsten Tage auch schon für Artillerie überschreitbar wurden. Die Feldbatterien setzten dicht hinter der Infanterie über den Fluß, während die schwere Artillerie vom diesseitigen Ufer aus die Russen unter flankierendes Feuer nahm. Auf den Höhen des jenseitigen Ufers kam es zu erbitterten Dorf- und Waldgefechten. Der Russe verteidigte sich mit großer Zähigkeit und wich nur langsam nach Norden und Osten zurück; Nikulince räumte er erst, als es voller Leichen lag. Die Deutschen besetzten Luczka, nahmen Richtung auf Tarnopol und erstürmten die die Zugänge zur Stadt beherrschenden Zahira-Höhen nach heftigem feindlichem Widerstande. Nun aber sahen sie sich starken Gegenangriffen von Osten her ausgesetzt, denn die Russen boten ihre letzten Kräfte auf, um Tarnopol zu retten. Die rechte deutsche Flügeldivision sah sich von zwei russischen angefallen, sprengte aber mit kraftvollem Stoß die drohende Umklammerung. Ein anderer feindlicher Vorstoß bei Kapiaczka war 16 Glieder tief gestaffelt und wurde von zahlreichen Tanks vorgetragen, brach aber trotzdem kraftlos im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Weiter westlich fochten Kerenskis Todesbataillone. Rote Fahnen mit aufgenähten Sprüchen in ihrer Mitte, die Kokarden mit roten Bändern geschmückt, griffen sie an wie die Teufel. Donnerwetter, das erinnerte an die besten russischen Zeiten, an die Brussilow-Offensive 1916, an die Kämpfe am Stochod! Fauchend wie böse Tiere fuhren die deutschen Granaten in den klatschnassen Boden, aber die „Kämpfer für Freiheit und Brüderlichkeit" ließen sich dadurch nicht irre machen. Bis auf



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 2. Deutscher Train zieht in Tarnopol ein.

500 m kamen sie an die auf freiem Felde aufgefahrenen deutschen Batterien heran und wurden dann von ihnen niederkartätscht. Es war eines der entsetzlichsten Blutbäder dieses Krieges, das Siegern wie Besiegten unauslöschlich in der Erinnerung haften bleiben wird. Die Reste der Todesbataillone, die ihrem Namen alle Ehre gemacht hatten, liefen wie Wahnsinnige ins deutsche Maschinengewehrfeuer. Schon lag Tarnopol selbst in greifbarer Nähe vor den Siegern. Auf dem schlanken gotischen Turm der neuen Pfarrkirche ließen sich russische Beobachter mit Maschinengewehren erkennen und nötigten zu kurzer Beschießung. Der erste Schuß saß im Nebengebäude des Prälatenhauses, der zweite im Garten, der dritte war ein Volltreffer in den Turm. Im übrigen erschienen die Russen hauptsächlich mit der Zerstörung ihrer Magazine in den Serethdörfern beschäftigt, und wo sie nicht selbst mehr Hand anlegen konnten, suchten sie sie durch die Granaten ihrer schweren Artillerie aus der Ferne in Brand zu setzen. Dies gelang ihnen z. B. am Bahnhof von Strusow, wo ganze Berge schönster Fischkonserven noch wochenlang schwelten. Viele tausend Kisten mit Butter und Eiern, unzählige Säcke mit Mehl, Erbsen, Linsen und anderen schönen Dingen vermochten unsere Soldaten doch noch zu ihrer Freude zu retten. Ein schwer beladener Eisenbahnzug, der noch im letzten Augenblick zu entkommen suchte, würde vor Gelysow von Ulanen und Jägern abgefangen, die auf dem dortigen Bahnhof auch noch sechs schwere, zur Verladung bereit gestellte Flachbahngeschütze erbeuteten. Tarnopol, von mehreren Seiten angegriffen, war für die Russen nicht mehr zu halten, wenn sie nicht abgeschnitten werden wollten. Der ungeheure Druck von zwei Seiten ließ keine Wahl mehr. Schon sah man Offiziere und Soldaten barfuß in den Serethsümpfen umherirren und ängstlich einen Ausweg suchen. Die russische Hauptmacht zog nach Osten ab; lodernde Flammensäulen verrieten ihren Marsch, der nicht ungestört blieb, denn die deutschen Geschütze und Maschinengewehre suchten sich in den dichten, verknäulten Massen lohnende Ziele, und in den Rücken der Weichenden schossen die Flieger, die bis auf wenige hundert Meter herab gingen. Im Getümmel dieser Nachhutkämpfe fand auch der russische Stabschef, Oberst Old, den Soldatentod, während er Befehle erteilte.

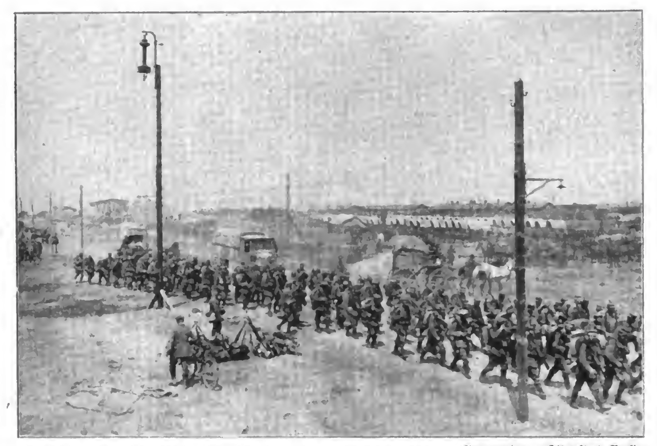
Tarnopol brannte an allen Ecken und Enden



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 3. Am Bahnhof in Tarnopol. Rechts Reste verbrannten Materials, daneben große Mengen Leitungsdrahts.

und wimmelte noch von betrunkenen Mordbuben, als die Deutschen einrückten. Die letzten Tage der Russenherrschaft waren eine grausame Prüfung gewesen für die Stadt, die sich schon seit dem September 1914, also fast drei Jahre lang, in der Hand des Feindes befand. Allein 150 nachgewiesene Raubmorde zählt die Schreckenschronik von Tarnopol für die beiden Tage vor der Zurückeroberung auf. Die Russen begnügten sich nicht etwa damit, die Magazine in Brand zu stecken, wodurch Millionenwerte vernichtet wurden, sondern sie zündeten auch den Bahnhof, das Gerichtsgebäude und zahlreiche andere Häuser an. Drei Tage und drei Nächte plünderten die Soldaten schonungslos, beraubten die Bürger auf offener Straße sowohl wie in ihren Wohnungen, schossen in die Fenster und schändeten jedes junge Weib, das ihnen in die Hände fiel. Mordbrenner zogen von Haus zu Haus, schleppten weg, was wegschleppbar war, raubten alle Läden aus und schlugen jeden nieder, der nicht willig sein letztes hergab. In den Straßen kam es zu richtigen Knüppelschlachten zwischen den Plünderern und den in der Hand ihrer Führer verbliebenen Truppen. Die Stadt brannte an verschiedenen Stellen lichterloh und ungeheure, dicke Rauchschwaden behinderten den Ausblick. In zitternder Angst saßen die Einwohner in den Kellern und atmeten befreit auf, als das jubelnde Hurra der Sieger erscholl. Der Verlust von Tarnopol war für die Russen ein höchst empfindlicher, denn die im Frieden über 40000 Einwohner — zur Hälfte Juden — zählende Stadt ist als Verkehrsknotenpunkt von höchster Bedeutung. So öde und reizlos ihre Lage auf der podolischen Hochebene mit ihren tief eingeschnittenen Flußtälern auch ist, weshalb der österreichische Offizier und Beamte diese Gegend schaudernd als das „galizische Sibirien" bezeichnet, so bunte Bilder entrollt doch der lebhafte Handelsverkehr, und keine alltägliche Sehenswürdigkeit bilden die Tarnopoler Pferdemärkte mit ihrem Gewimmel von kaftantragenden Juden und bunt gekleideten Ruthenenbauern, von kleinen und struppigen, aber zähen und ausdauernden Pferdchen und breitgestirnten podolischen Steppenrindern in den nicht sonderlich sauberen Straßen. Die einzige Schönheit von Tarnopol ist der vom Sereth gebildete See, der etwa drei Viertelstunden lang und 1000 m breit ist und in dessen dunklen Wassern sich die Mauern des alten Schlosses spiegeln.

Mit dem Verlust von Tarnopol war die Zertrümmerung der 11. russischen Armee vollendet. Ihr Führer, General Gutor, wurde



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.
Abb. 4. Unsere Truppen auf dem weiteren Vormarsch hinter Tarnopol.

abgesetzt und beging einen Selbstmordversuch. Die Reihe der Vernichtung kam nun an die 7. russische Armee, deren rechte Flanke dem deutschen Vormarsch offen lag, denn die Truppen des Prinzen Leopold von Bayern bogen von Tarnopol nach Süden ab, vollführten also eine vollständige Drehung im rechten Winkel, um den neuen Feind in den Stromwinkel von Zaleszczyki hinein zu drängen und ihn über den Zbrucz zu werfen. Von Tag zu Tag tat der Durchbruch fürchterlichere und gründlichere Wirkung. Die Einnahmen von Skalat, Trembowla und Buczacz, das erst nach hartem Kampfe genommen werden konnte, sind die ersten Marksteine dieser neuen Operation. Der Russe tat das Gescheiteste, was er tun konnte, er — riß aus, und abermals bekundete er hier seine große Meisterschaft in geschickten Rückzügen. Einmal ins Laufen gekommen, rannte er so, daß alle Anstrengungen dazu gehörten, ihm auf den Hacken zu bleiben und dabei noch den hartnäckigen Widerstand seiner kleinen, aber reichlich mit Maschinengewehren ausgerüsteten, geschickt aufgestellten und zur Opferung bestimmten Nachhuten zu brechen. Die größten Marschleistungen dieses Krieges mußten hier von der Truppe gefordert werden. Glücklicherweise hatten die ewigen Regengüsse nachgelassen, ein kräftiger Wind trocknete die verschlammten Wege rasch wieder auf, und die glühende Hochsommersonne des befreiten Landes lächelte den unermüdlich marschierenden Siegern. Gewaltige Menschenmengen waren aufgeboten worden, hinter der vorrückenden Front den Nachschub zu sichern. Überall waren Arbeiterkolonnen am Werke, alle Hindernisse zu beseitigen, die die Straßen durchziehenden Schützengräben zuzuschütten und die Löcher zu flicken, die das Feuer aus grobem Geschütz gerissen hatte. Während so die Deutschen beim Aufbauen waren, waren die Russen beim Zerstören. Flammensäulen bezeichneten ihren Weg. Mit sinnlos barbarischer Wut rächte sich die zügellose Soldateska an dem unglücklichen Lande, das sie so unerhörte Blutopfer gekostet hatte und das ihnen nun doch endgültig verloren ging. Die deutsche Verfolgung führte also jetzt den Sereth abwärts in südlicher Richtung, somit gerade in die Rückzugsstraßen der 7. russischen Armee hinein, die gleichzeitig durch den Grafen Bothmer in der Front bedrängt wurde. Durch die Stoßrichtungen aus Norden und Westen wurden somit die feindlichen Divisionen von ihrer natürlichen Rückzugrichtung abgedrängt und jedesmal die Kampftruppen auf die Zufuhrstraßen der südlichen Nachbargruppe geworfen, wodurch eine ungeheure Verwirrung

entstehen mußte, der sich nur durch schleunigstes Abbauen einigermaßen begegnen ließ. Aber die deutschen Flieger, die in anstrengenden Aufklärungsarbeiten miteinander wetteiferten, berichteten getreulich über alle Truppenverschiebungen der Russen und brachten durch ihre unausgesetzten Bomben- und Maschinengewehrangriffe steigende Unordnung in die zurückflutenden Kolonnen. Diese mußten bei der Hast des Rückzugs viel wertvolles Material liegen lassen, und die große Beute erleichterte die Verpflegung der Verfolger. Von den englischen Dampfwalzenzügen aus Leeds bis zu den Ballen von Tee aus China, vom Panzerkraftwagen bis

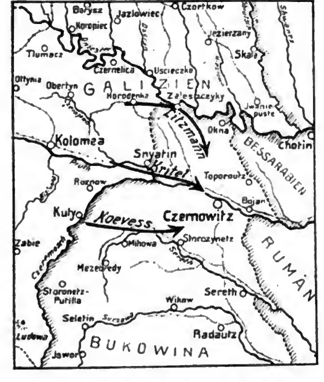


Abb. 5. Der konzentrische Vormarsch auf Czernowitz.

zum prallen Mehlsack, vom schweren Festungsgeschütz bis zur Gasmaske wurde alles erbeutet, was eine siegreiche Armee nur erbeuten und gebrauchen kann. Wo die Russen zu hinhaltenden Gegenstößen sich aufrafften, wurden sie blutig zusammengeschossen und auch Angriffe aus östlicher Richtung zerschellten wirkungslos, da die Deutschen auf ihrem linken Flügel rechtzeitig ausstrahlenden Flankenschutz geschaffen hatten. Die englischen Blätter machen viel Rühmens davon, wie großartig die britischen Tanks unter dem Kommandanten Looker-Lampson den Rückzug gedeckt und mit welch mörderischer Wirkung sie ihre Salven gegen die Verfolger geschleudert hätten. Die Russen erzählens anders, und jedenfalls waren auch die Tanks nicht imstande, die Katastrophe der 7. Armee zu verhindern oder auch nur hintanzuhalten. Sie verlor vielmehr fast ihren gesamten schweren Artilleriepark, und das Bild ihrer Rückzugstraße wurde immer schauerlicher. Mitten im grünen Klee, in dem schon wieder die bunten Kopftücher fleißiger Bauernweiber leuchteten, stand bisweilen seltsam unmotiviert ein solch verlassenes Riesengeschütz, als habe ein Riesenkind sein Spielzeug vergessen. In den Dörfern blieben die Feldküchen stehen, oft noch mit den halb gekochten Mahlzeiten in den Kupferkesseln, daneben Berge von Konserven, Wasserkarren und unzähliger anderer Kram. Überall flogen Munitionslager in die Luft. Schwarz gebrannt war der Boden, übersät mit Eisensplittern und verbeulten, blinkenden Messinghülsen. Dunkle Rauchsäulen stiegen auf, ballten sich zu schweren Dunstwolken zusammen, überzogen den ganzen Horizont und verdeckten das Blau des Himmels. Unter ihrem trüben Schleier eilte der fliehende Russe aus dem erlösten Lande, und mit ihm zogen der Schrecken und das Grauen.

Ungestüm vorgehende osmanische Truppen warfen in schneidigem Angriffe die letzten Trümmer des Russenheeres aus dem Winkel zwischen Zbrucz und Dnjestr. Dann gebot hier der starke Brückenkopf Chotin, der zugleich das Einfalltor nach Bessarabien bildet, weiterem Vordringen einen Halt. Aber nördlich davon lockte der Grenzfluß Zbrucz zur Überschreitung, um den Krieg in feindliches Land zu tragen. Der Zbrucz versieht die Aufgabe eines Grenzflusses bereits wenige Kilometer unterhalb seiner Quelle. Mit dem Eintritt in einen der für die podolische Hochebene so kennzeichnenden Seen erreicht das hier noch schmale Flüßchen die schwarzgelben Grenzpfähle, um sie bis zu seiner Mündung nicht wieder zu verlassen. Neben dem malerisch gelegenen Dorfe Toki erheben sich in quadratischem Umriß die gewaltigen Trümmer des Fürstenschlosses der Wisniowiecki, wohl die großartigste und schönste Ruine des burgengesegneten Podolien. Wenig südlicher führt bei der wichtigen Grenzstation Podwoloczyska die Bahnlinie nach Rußland hinein. In der Nähe liegt das viel besuchte Dörfchen Krecilow mit seiner hochragenden Felsenkapelle. Viel genannt wurde in den deutschen Heeresberichten die Stadt Husiatyn, die sich auf einer Halbinsel an der Einmündung der Gniza in den Zbrucz aufbaut, im 16. Jahrhundert gegründet und später von einem ihrer eigenen Söhne, dem Kosakenhetman Nalewajko ver-

wüstet wurde; ihr Wahrzeichen ist die zur Zeit der Türkenherrschaft in rein maurischem Stil erbaute Synagoge. Zwanzig Kilometer weiter südlich kommen wir nach Skala mit dem stolzen Palast des früheren Ministers Grafen Agenor Goluchowski und den Ruinenschlössern der Grafen Lanckronski und Tarno. Okopy, wo schließlich der Zbrucz in den Dnjestr einmündet, ist mit seinen 107 Meter Meereshöhe der niedrigste und wärmste Punkt Galiziens und deshalb durch seinen Obst- und Weinbau berühmt. — Erzwungen wurde der Übergang über den Zbrucz fast gleichzeitig an mehreren Punkten, also in breiter Front. Versteifter russischer Widerstand nützte ebenso wenig wie starke Gegenangriffe, die in den ersten Tagen des August gegen die neuen deutschen Stellungen einsetzten. Diese Kämpfe spielten sich also schon auf einem neuen Kriegstheater ab, nämlich in der Landschaft Podolien, die mit ihrer fruchtbaren Schwarzerde für eine der reichsten Kornkammern Rußlands gilt. Nicht nur Getreide wird dort erzeugt, sondern auch der Anbau der Zuckerrübe ist so umfangreich wie in keiner anderen Gegend Rußlands. Die Bevölkerung ist eine ziemlich dichte, wenn es auch in Podolien (= Niederland) an größeren Städten fehlt. Sie besteht zu 80% aus ruthenischen Kleinrussen, also Ukrainern, zu 14% aus Juden, die sich in den zahlreichen Kleinstädtchen zusammendrängen, und zu 5% aus Polen. Unter den sonstigen Volkssplittern befinden sich auch etwa 4000 Deutsche, die von Katharina II. im Kreise Jampol angesiedelt wurden, ihre Sprache und Sitten getreulich bewahrt haben und sich als tüchtige Ackerbauer und Viehzüchter auszeichnen. Die ukrainischen Bauern sind 84,5% Analphabeten, bestellen noch ganz in der urwüchsigen Art der Vorväter den Acker, züchten ihr Vieh, heilen ihre Krankheiten, haben aber trotzdem eine eigene, alte, verhältnismäßig hoch entwickelte Volkskultur und stehen nach Siedlungen, Bauten, Trachten, Sitten, Nahrung und Lebensweise entschieden höher als die russischen und polnischen Bauern. — Phantasievolle Zeitungsstrategen sahen nun schon die siegreichen deutschen Heere quer durch Podolien nach Kiew marschieren, aber einem geschulteren Auge wurde es rasch genug erkennbar, daß der Krieg auf dem östlichen Ufer des Zbrucz wieder zum Stellungskampf erstarren würde. Uferlose Pläne entsprachen nicht dem Geiste der deutschen Heeresleitung, und der Zweck des Durchbruchs war ja erreicht, soweit das Land nördlich des Dnjestr in Frage kam. An katastrophaler Bedeutung, an Rückwirkung auf weite Frontteile und an moralischem Eindruck steht dieser Durchbruch keinem andern nach, wenn auch verhältnismäßig früh wieder gebremst wurde und wenn auch die Gefangenenzahl (rund 30000) infolge besonderer Verhältnisse und der geschickten russischen Rückzugstaktik eine verhältnismäßig bescheidene blieb.

Inzwischen war auch südlich des Dnjestr die Entscheidung gefallen. Hier handelt es sich nach Wiederherstellung der Lage zunächst um die Wiedereroberung von Stanislau. Wie Tarnopol wurde die Stadt nicht im Frontalangriff erstürmt, sondern ihre Räumung durch kräftigen Flankendruck von zwei Seiten her erzwungen. In der Frühe des 24. Juli zog Korniłows berühmte 19. Division ab und setzte sich nur am Abend noch einmal zu kurzem Widerstande bei Otynia. Wie zwei gewaltige Fäuste packten auch hier die Heere der Verbündeten die zäh widerstrebende russische Front und schoben sie mit so unwiderstehlicher Gewalt gen Südosten vor sich her, daß der ganze Abschnitt bis nach Nadworna hinunter in ihre Hände fiel. Nadworna fiel fast gleichzeitig mit Stanislau und damit wurden die beiden Eckpfeiler aus der russischen Stellung herausgebrochen, beide Städte zum zweitenmal in diesem Kriege der habsburgischen Monarchie zurück gewonnen. Über ein Jahr lang hatten die Russen in Stanislau gesessen und sich währenddem eigentlich nicht schlecht benommen oder doch keine offenbaren Schandtaten begangen, aber jetzt beim Rückzuge begannen auch hier die abscheulichsten Plünderungen und Gewalttätigkeiten. So übel hausten die Kosaken, daß die auf russischer Seite fechtenden polnischen Lanzenreiter das Elend ihrer Landsleute nicht länger mit ansehen konnten und eine regelrechte Attacke gegen die Plünderer ritten, wobei es viele Tote und Verwundete gab. Die Braven opferten sich nachher tapfer für die Sicherheit des russischen Rückzuges und wurden dabei nahezu aufgerieben. Doch hat ihr edelmütiges Eingreifen Stanislau wenigstens vor dem Schlimmsten gerettet. Weniger militärisch dachte eine andere polnische Legion, die die russische Kokarde mit Füßen trat, den polnischen Adler aufsteckte und sich in geschlossener Masse den Honveds ergab. Die Russen verloren bei diesen Rückzugsgefechten ihren besten Flieger, den Leutnant Kruten, der im Kampfe mit einem Doppeldecker tödlich verwundet wurde.

Der weitere Vormarsch führte durch Pokutien, ein anheimelndes, reiches Land, in dem die Rebe gedeiht, große Obstgärten, weite Maisfelder und wogende Weizenschläge das Auge erfreuen.

Unmittelbar am Dnjestr erhebt sich als ragende Landmarke die stolze Ruine des alten Trutzschlosses Czernelica, 1659 von Georg Czartoryski erbaut und einst der bevorzugte Aufenthalt des Türkenkämpfers Johann Sobieski. Das so oft von den Wogen der Tatareneinfälle umflutete Nadworna streckt sich lang am Fuße der Ausläufer der Karpathen hin. Weiter östlich liegt Obertyn, wo 1532 der Hetman Jan Tarnowski einen glänzenden Sieg über die Tataren unter dem Moldauwoiwoden Peter erfocht. Freundlich in anmutige Rebenhügel eingebettet ist das hübsche Städtchen Horodenka, einst ebenfalls von einer starken Burg beschirmt. An der Grenze Pokutiens, nach der Bukowina zu, finden wir als entlegenste polnische Siedlung die Stadt Sniatyn, und neben ihr künden mächtige Schloßruinen von der Zerschmetterung der Kosakenheere durch den berühmten Jeremi Wisniowiecki. Die Hauptstadt Pokutiens ist das reiche, 50000 Einwohner zählende Kolomea im fruchtbaren Tale des Pruth, rings umgeben von üppigen Gärten und Obstpflanzungen, Mais- und Tabakfeldern. Es ist eine Gründung der Haliczer Fürsten Koloman aus dem 13. Jahrhundert und geschichtlich dadurch bekannt geworden, daß hier 1485 der Woiwode Stefan der Moldau und Walachei dem Polenkönig Kasimir feierlich huldigen mußte. Kolomea hat nicht nur als reger Handelsplatz Bedeutung, sondern auch als Mittelpunkt der blühenden pokutischen Hausindustrie, die ihre kunstvollen Holzschnitzereien und Töpfereierzeugnisse von hier aus vertreibt. — Alle diese Plätze wurden in den letzten Tagen des Juli nach mehr oder minder heftigen Kämpfen von den Truppen Boehm-Ermollis besetzt. Die Einnahme von Kolomea, die erst nach hartnäckiger Gegenwehr erfolgen konnte, bedeutete zugleich die Überwindung der Pruthlinie, diejenige von Sniatyn die Eröffnung des Angriffs auf die Bukowina und des konzentrischen Vormarschs gegen Czernowitz. Während alledem war nämlich auch die Karpathenfront der Russen bis nach Kirlibaba hin zusammengebrochen, und ihr nachdrängend konnte nun auch die Armee Koeveß in das allgemeine Ringen eingreifen. Vergeblich versuchte der Feind eine Entlastungsoffensive und Flügelbedrohung vom rumänischen Grenzwinkel her. Sie kam zu spät und konnte deshalb trotz örtlicher Anfangserfolge einen Einfluß auf die strategische Lage nicht mehr gewinnen. Die Russen Schtscherbatscheffs und die Rumänen Averescus verbissen sich hier in wechselvollen, örtlich eng gebundenen Kämpfen am ragenden Felsmassiv der Casinului und in den wildromantischen Tälern des Tortus und der Susita, wo sie bald noch durch einen gefährlichen Vorstoß Mackensens von Focsani her im Rücken bedroht wurden.

Rasch und kraftvoll rückten die Verbündeten in die Bukowina ein, aber hier versteifte sich der Widerstand der Russen und es bedurfte hartnäckiger Kämpfe und äußerst anstrengender Märsche, um in annähernd gleichmäßigem Tempo vorwärts zu kommen. Auch General Tscheremisow, der jetzt hier an Stelle des zum Oberbefehlshaber der Südwestfront ernannten Kornilow kommandierte, erwies sich als ein Meister der Rückzugstaktik. Jede Hügelwelle mußte der Abwehr dienen. Immer und immer wieder stellten sich die geschlagenen Verbände, unterstützt von frischen Kräften; ihre Freiwilligenbataillone fochten mit trotziger Todesverachtung und ihre Artillerie hielt oft noch länger aus, als das Fußvolk. Nicht leichten Kaufes gaben sie ihre Stellungen preis, und oft genug versuchten sie, schon verlorenes Gelände durch wuchtige Gegenstöße zurück zu gewinnen. Was sie noch an verfügbaren und kampfeswilligen Kräften frei bekommen konnten, das holten sie heran und warfen es mit verzweifelter Tatkraft gegen den sie enger und enger umschnürenden Bogen. Aber der Siegeswille war ihnen durch die vorangegangenen Schläge bereits genommen. Sie fühlten sich unsicher, glaubten sich überall bereits überflügelt. Für dergleichen hat der Russe ein mimosenhaft feines Empfinden. Die großen Hindenburgschlachten haben ihm das beigebracht. Er fürchtet dann überall Umzingelung und reißt aus. Das ist das banale Geheimnis seiner ausgezeichneten Rückzugstaktik. Diese stellte die höchsten Anforderungen an unsere Truppen. Es war schwer, dem Russen nachzukommen, denn er hatte es gar eilig. Und wo man ihn zu packen kriegte, waren es oft nur kleine Nachhuten, gewöhnlich Kraftwagen, auf die man in aller Eile ein paar Maschinengewehre gesetzt hatte. War dann unsere Artillerie heran, so baute der Russe schlennigst wieder ab und sauste davon, falls ihn nicht noch rechtzeitig ein Volltreffer erwischte. Jede Brücke, auch die kleinste, war zerstört, alle Wege zerfahren, handhoher Staub wurde Menschen und Tieren zu fürchterlicher Qual, an den Regentagen erschwerten glitschige Wege das Fortkommen der Kolonnen in fast beängstigender Weise. Dazu kamen die brennende Hitze des Hochsommers, schlechte Unterkunft, bisweilen auch Verpflegungsschwierigkeiten. Und trotz all dieser Widerwärtigkeiten haben unsere Pferdekolonnen täglich 40, ja 50



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 6. Wiederaufbruch deutscher Kolonnen nach einem Biwak vor Czernowitz.

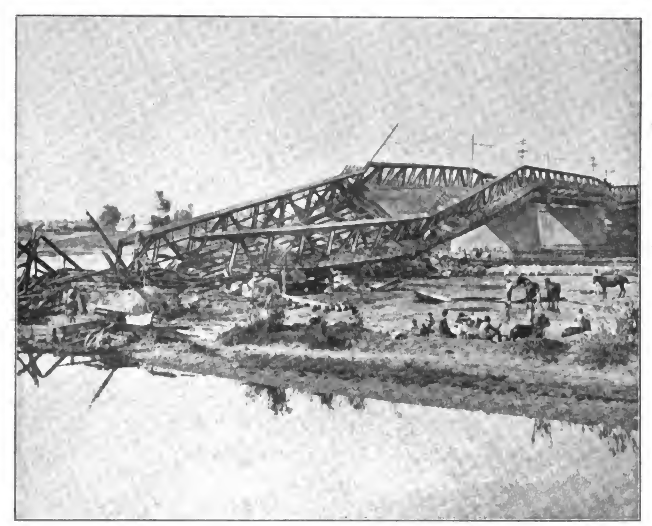
und noch mehr Kilometer zurücklegen müssen und haben sie auch zurückgelegt, während man sonst im Kriege für den Train mit einer Marschleistung von höchstens 25 Kilometer rechnet. Die Gruppe Litzmann hat in einer Woche 120 Gefechtskilometer hinter sich gebracht.

Der Vormarsch gegen Czernowitz, von wo aus die Russen ungeheures Kriegsmaterial wegzuschaffen hatten und sich den dazu nötigen Zeitgewinn erkämpfen mußten, erfolgte gleichzeitig von drei Seiten aus. Erstlich bog die von Horodenka nach Zaesczyky vorgedrungene Gruppe Litzmann hier scharf nach Süden ab, marschierte also von Norden her über Wereszanka gegen die Hauptstadt der Bukowina. Eine zweite Heeressäule unter dem Befehle des Generaloberſten von Kritek rückte auf der großen Straße von Kolomea her aus nordwestlicher Richtung über Sniatyn heran, und die 7. österr.-ungarische Armee des Generalobersten von Koeveß zog über Kuty, bedrohte also Czernowitz von Westen her. Sie fand den hartnäckigsten Widerstand am Flusse Czeremosz, wo sich die Russen stark verschanzt hatten und sich einige Tage zu halten vermochten, bis die drohende Überflügelung durch Litzmann und Kritek sie zum Rückzug nötigte. In breiter Front wurde schließlich der Czeremosz überschritten. Aber es war ein hartes Stück Arbeit, denn die Russen spannten ihre letzten Kräfte an, um ihren immer noch sehr umfangreichen Troß zu retten, und ihre Freiwilligenbataillone fochten mit hingebender Tapferkeit, bis endlich auch sie erlahmten. Während die Czeremosz-Linie mit dem breiten Flußtal, den steilen Höhen des Ostufers und den dichten Wäldern dahinter, eine ideale Verteidigungsfront dargeboten hatten,. strömten von hier an alle Flußläufe nach Südosten und öffneten so den nachdrängenden Verbündeten breite Wege, auf denen sie Czernowitz immer stärker von der Südseite her zu bedrohen vermochten. Auch auf beiden Ufern des Pruth und auf den Hügelketten zwischen diesem und dem Sereth leisteten die Russen mit rasch vorgeworfenen Verstärkungen erbitterten Widerstand, ohne aber gegen den prachtvollen Schwung ihrer Gegner aufkommen zu können, bei denen wieder einmal Artillerie und Infanterie in geradezu idealer Weise sich in die Hände arbeiteten. Je weiter man vordrang, desto zäher wurde der Widerstand der Russen, desto schwerer und blutiger aber auch ihre Verluste, zumal ihre Verbände voll-

kommen durcheinander geraten waren, weil sie immer neue Truppenkörper und frisch zusammengeraffte Freiwilligenformationen dem Angreifer entgegen warfen. Litzmanns tapfere, kampferprobte Truppen stürmten nach glücklicher Überwindung des schwierigen Waldgeländes zwischen Wasilentz und Cerniawka den Schlüsselpunkt der russischen Hauptstellung im Norden der Stadt, die alles weithin beherrschende Mogilahöhe. Hier war man nur noch 12 Kilometer von Czernowitz entfernt, das bereits im Bereich der weittragenden deutschen Geschütze lag. Die Hauptstadt der Bukowina war unter diesen Umständen nicht länger zu halten. Schon am Nachmittage des 2. August konnte man den Abzug der Russen von den genommenen Höhen aus beobachten, sah, wie in wilder Hast Kolonnen und Nachhuten unter dem wohlgezielten Feuer der deutschen Ferngeschütze auf allen Straßen herbeiströmten und sich an der Pruthbrücke zusammendrängten, sah, wie der große Bahnhof in Flammen aufging, wie die Russen erst die Eisenbahnbrücke und dann die große Straßenbrücke sprengten. Wenig später rückten ihre letzten regulären Truppen — zwei Gebirgsbatterien — vom Marktplatz ab, und die Kosaken begannen mit den üblichen Plünderungen. Doch ist Czernowitz glücklicherweise glimpflich weggekommen, denn das Einrücken der Sieger erfolgte zu schnell, ihr Nachdrängen war zu scharf. Schon nachmittags 5 Uhr tauchten die ersten mährischen Infanteriepatrouillen in Czernowitz auf, ihnen folgten am Abend plänkelnde Kroaten und Honveds, und als nach einer wundervollen, silberhellen Vollmondnacht der Morgen des 3. August strahlend heraufdämmerte, rückten auch schon geschlossene Truppenkörper ein. Mittags hielt dann unter dem Jubel der erlöst aufatmenden Bevölkerung Erzherzog Josef an der Spitze seiner Jäger und der 5. (Olmützer) Infanteriedivision seinen feierlichen Einzug. Unsern treuen Waffenbrüdern blieb also die Ehre des Tages, aber darüber möge nicht vergessen werden, einen wie hervorragenden Anteil deutsche Truppen an der Befreiung von Czernowitz hatten und daß ihnen und ihrer genialen Führung in erster Linie der Erfolg zu verdanken war.

Der Durchbruch von Zloczow hat mit der Zurückgewinnung der Hauptstadt der Bukowina seine ruhmvolle Krönung gefunden. Und diesmal war die Freude ungetrübt, weil die Stadt fast völlig heil geblieben war, wenn auch dumpf hallende Sprengungen ertönten und schwarzdunkle Rauchfahnen das leuchtende Städtebild in einen Trauerflor hüllten. Diese Lichtquelle deutscher Kultur an der Ostgrenze Europas hat schon im Frieden kein Leben der Ruhe und der Bequemlichkeit geführt. Und wie wechselvoll waren ihre Schicksale erst während des großen Völkerringens! Dreimal in drei Kriegsjahren hat diese Stadt die Schonung der Einwohner erbitten müssen, dreimal die Befreier willkommen heißen dürfen, dreimal sind die russischen Fahnen auf dem schlanken Turme des Rathauses aufgepflanzt, dreimal sind sie wieder heruntergeholt worden. Nun ist diese Stadt wieder österreichisch, die in gewissem Sinne immer die österreichischste gewesen ist und gleich der ganzen Bukowina ein würdiges Spiegelbild der ganzen Monarchie darstellt mit ihrem bunten Völker- und Sprachengemisch. Deutsche (50%, von Josef II. nach der Vertreibung der Türken hier angesiedelt), Polen (10%), Ruthenen (20%), Rumänen (10%), Ungarn, Lipowaner und Armenier leben hier friedlich zusammen, und doch hat die Stadt ausgesprochen deutschen Charakter als die einzige des Ostens, hat deutsche Hochschule, deutsche Theater, deutsche Amts- und Verkehrssprache, während ihr doch die eigenartige Mischung westlicher und europäisch-byzantinischer Kultur einen höchst fesselnden Reiz verleiht. Dieses kleinste Kronland Österreichs stellt sich zugleich dar als ein Klein-Österreich mit allen nationalen Reizen und Gereiztheiten. Die deutsche Sprache aber ist das Band, das diese buntscheckige Völkerfamilie eint — ein Sinnbild für ganz Österreich und ein Vorbild zugleich. Reich an Gegensätzen ist auch das architektonische und das Straßenbild der Stadt, aus dem der Prachtbau der griechisch-orientalischen Bischofsresidenz hervorragt, eines der schönsten Bauwerke Österreich-Ungarns überhaupt. Ursprünglich ein unbedeutendes Landstädtchen entwickelte sich Czernowitz allmählich zu einem so lebhaften Handelsplatz, daß es sogar mit dem stolzen Lemberg in Mitbewerb treten konnte, aber seine eigentliche Blüte schreibt sich doch erst von der am 4. Oktober 1875 erfolgten Eröffnung der Hochschule her. Während der letzten Russeninvasion war es der Stadt nicht eigentlich schlecht gegangen, denn der Gouverneur Dornschenko war ein zwar gestrenger, aber rechtlicher Herr, und sein Gehilfe Dr. Lauder gab sich redlich Mühe, der Bevölkerung das harte Kriegsschicksal zu erleichtern. Zu essen gab es genug und wer genügend Geld hatte, konnte von Kosaken und Chauffeuren kaufen, was immer das Herz begehrte.

Um aber Czernowitz nicht weiteren Wechsel-



Phot.: Bild- u. Film-Amt, Berlin.

Abb. 7. Die von den Russen gesprengte große Brücke über den Pruth bei Czernowitz.

fällen des Krieges auszusetzen, war es nötig, die Front genügend weit nach Osten vorzuschieben. Dies geschah in den Tagen vom 3. bis 10. August. Der Russe wich nur langsam von den glacisartig abfallenden Hängen an der Reichsgrenze und bestrich alle offenen Mulden mit seinen geschickt eingebauten Maschinengewehren. Ja, am 5. raffte er sich sogar zu einem äußerst kraftvollen Gegenstoß auf. Kosaken schlichen durch die hohen, von Sonnenblumen umgitterten Maisfelder, überraschten die österreichisch-ungarischen Vorposten und bemächtigten sich einer Batterie. Aber ein flotter Gegenstoß ließ unsere Truppen Batterie und Gelände zurückgewinnen und trug uns am Abend noch teilweise in die Hauptstellung des Feindes. Auf dem Südflügel wurde der westliche Ausgang des wichtigen Beckens von Radautz durch kühnes und schneidiges Vorbrechen österreichisch-ungarischer Streitkräfte geöffnet und diese Stadt selbst genommen. Auf dem Nordflügel standen Deutsche und Türken vor Chotin, dessen zerfallende Minarette dem XV. Osmanenkorps von vergangener Herrlichkeit erzählten.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Zwei deutsche Botschafter am Wiener Hof.

Mit 2 Abb.

Zu denjenigen Diplomaten, die der Tod noch vor Beendigung des großen Krieges von ihren Posten abberufen hat, gehört der kaiserlich deutsche Botschafter am Wiener Hofe Heinrich von Tschirschky und Bögendorff, der diese gegenwärtig doppelt wichtige Stellung seit dem 28. November 1907 inne hatte. Er ist als der dritte Sohn des langjährigen Generaldirektors

der sächsischen Staatseisenbahnen, des Wirklichen Geheimrates Otto von Tschirschky am 15. August 1858 zu Hosterwitz bei Dresden geboren. In der sächsischen Hauptstadt besuchte er das Gymnasium, studierte dann in Leipzig und Berlin die Rechts- und Staatswissenschaften, trat 1881 in den sächsischen Justizdienst ein und wurde nach zweijähriger Ausbildung als Referendar in den Dienst des Auswärtigen Amtes übernommen. Nach Ablegung der Diplomatenprüfung begann er seine Laufbahn bei der Botschaft in Konstantinopel und wurde 1885 Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt, kam aber schon 1886 als zweiter Botschaftssekretär nach Wien, wo er bis 1889 verblieb. Zwischendurch war er mehrere Monate Privatsekretär des Grafen Herbert Bismarck, des damaligen Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes und machte bei ihm eine vorzügliche Schule durch. Von 1889 bis 1890 hatte er die Stellung eines Sekretärs bei der Gesandtschaft in Athen inne und kam dann in gleicher Eigenschaft nach Petersburg. Auf diesem wichtigen Posten verblieb er bis 1900, zuletzt mit dem Titel und Rang eines außerordentlichen Gesandten, um dann Ministerialresident in Luxemburg zu werden. Von 1902 bis 1907 war er preußischer Gesandter für Mecklenburg und die Hansastädte und schloß sich während dieser Zeit viel an den Fürsten Bülow an, so oft dieser zur Erholung in Klein-Flottbeck weilte, und begleitete wiederholt den Kaiser auf seinen Nordlandreisen, wobei er sich die besondere Zuneigung des Monarchen erwarb, der ihn seitdem nicht mehr aus den Augen ließ. Hierauf ist es wohl auch zurückzuführen, daß Tschirschky im Januar 1907 als Nachfolger des verstorbenen Freiherrn von Richthofen zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes ernannt wurde.

Er hat sich in dieser verantwortungsreichen Stellung, die seiner Veranlagung und vermutlich auch seiner Neigung wenig entsprach, jedoch nie sehr wohl gefühlt. Sein vorbildlicher Fleiß, die Vornehmheit der Gesinnung und seine unzweifelhaft guten Absichten reichten hier nicht aus, denn es fehlte ihm die schöpferische Tatkraft, er war im Innern seines Wesens eine überwiegend passive Natur und passiv waren seine besten Eigenschaften. Wohl war er verbindlich, durch und durch korrekt und verstand es, in schwierigen Lagen seine Ruhe zu bewahren und unnötige Reibungen zu vermeiden. Aber auch rein äußerlich verfügte er nicht über die Mittel, die einem Staatsmann vor dem Parlament schon den halben Erfolg sichern. Er war ganz und gar kein Redner, konnte keine drei Sätze zusammenhängend sprechen, und mit seiner kleinen, kaum wenige Meter weit tragenden Stimme konnte er in erregten Sitzungen niemals durchdringen, sprach obendrein stets mit zugekniffenen Augen, da er sehr kurzsichtig war. Überdies war seine Stellung eine sehr beengte, denn der eigentliche Leiter des Auswärtigen Amtes war seit Bismarcks Rücktritt in Wahrheit unter häufig wechselnden Staatssekretären der stets bleibende, oft genannte, aber nur von wenigen jemals gesehene oder gar näher gekannte Herr von Holstein, dessen beherrschender Einfluß sich bis zum Jahr 1906 erstreckte und sich oft in unheilvoller Weise geltend machte. Diesem Mann gegenüber hat Herr von Tschirschky eine sonst bei ihm nicht gewohnte Tatkraft gezeigt und es durch ruhiges und entschlossenes Handeln dahin gebracht, daß Herr von Holstein seinen Abschied nehmen mußte. Aber auch Tschirschky wird froh gewesen sein, als er im Herbst 1907 dem brodelnden Hexenkessel des Auswärtigen Amtes entkommen konnte, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, als Botschafter nach Wien zu gehen, als der bisherige deutsche Botschafter Graf Wedel zum Statthalter der Reichslande ernannt wurde. Gerade nach Wien zogen Herrn von Tschirschky ja viele alte und angenehme Verbindungen, und auch seine Gattin war seit 1888 eine geistvolle Dame der Wiener Gesellschaft, Marie Stummer von Tavernok, die Tochter des bekannten Großindustriellen und Großgrundbesitzers. Aus dieser Ehe sind vier Töchter hervorgegangen, von denen die eine im jugendlichen Alter verstorben ist, während die älteste, Elisabeth von Tschirschky, mit dem Prinzen Hermann von Hatzfeld zu Trachenberg vermählt ist, der bis zu Eintritt Nordamerikas in den Krieg Legationsrat bei der kaiserlich deutschen Botschaft in Washington war. Der Tausch zwischen dem Auswärtigen Amt, das an seiner Stelle der bisherige Pariser Botschafter Baron von Schön übernahm, und dem stillen Palast auf der Metternichgasse in Wien war auch insofern ganz nach Tschirschkys Geschmack, als ihm das Verhandeln von Angesicht zu Angesicht, der Verkehr von Persönlichkeit zu Persönlichkeit bedeutend mehr behagte und ihm auch viel besser lag, als das Erscheinen und Redestehen in großen parlamentarischen Körperschaften.

Freilich war es nicht leicht, der Nachfolger eines Grafen Wedel zu sein und diesen Mann auch nur halbwegs zu ersetzen, der, Soldat und Staatsmann zugleich, gewissermaßen eine lebhafte Verkörperung der ruhmvollen Überlieferungen aus der Zeit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches war, der 1866 noch in der

hannoverschen Armee gegen Preußen gefochten, 1870 sich das Eiserne Kreuz erkämpft und 1877 bis 1878 in besonderer Vertrauensstellung den Russisch-Türkischen Krieg mitgemacht hatte, dann zunächst als Militärattaché nach Wien gekommen war, deshalb Land und Leute aus eigener Anschauung aufs genaueste kannte und sich bald ein ebenso großes allseitiges Ansehen und Vertrauen erworben hatte, wie vor ihm Prinz Reuß. Bildete dieses tiefe Vertrauen, das der deutschen Botschaft in Wien entgegengebracht wurde, für jeden künftigen Botschafter auch ein wertvolles Erbe, so war es doch sicherlich für niemanden leicht, mit so leuchtenden Vorbildern in Wettbewerb zu treten. Der Wiener Botschafterposten ist an sich ein besonders schwieriger, und es ist eine ganz laienhafte Auffassung, wenn man etwa glauben wollte, daß die Vertretung bei der engen Freundschaft und dem langjährigen Bündnis der beiden Reiche eine besonders leichte und einfache sei. Gerade im eng verbündeten Lande ist der Botschafter zwar ein Freund, aber doch kein Staatsangehöriger, er ist zuhause und doch ein Ausländer und braucht sehr viel Takt, um seine warme Anteilnahme an allen Vorgängen im Freundesland zu zeigen und doch diskrete Zurückhaltung gegenüber dem Hausrecht des Verbündeten zu bewahren. In Wien und Österreich wird dies noch besonders gesteigert durch den Umstand, daß zwischen den Deutsch-Österreichern und Süddeutschen im Gefühl und Wesen ein weit geringerer Unterschied ist, als zwischen Süd- und Norddeutschen. Je ernsthafter ein Botschafter in Wien seine Aufgabe auffaßt, desto größeren Schwierigkeiten muß er begegnen, die ihre Wurzeln einerseits in der mangelnden Vertrautheit reichsdeutscher Kreise mit der Eigenart österreichischen Lebens, andererseits in der übertriebenen österreichischen Empfindlichkeit haben, die als ein Niederschlag der geschichtlichen Ereignisse zweifellos vorhanden ist und immer eine Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes und eine unerwünschte Bevormundung fürchtet. Tschirschky war Norddeutscher von Geburt und Geistesart, aber mit einer Ungarin verheiratet und in Wien von früher her gut eingelebt, war voller Empfänglichkeit für den Reiz der österreichischen Landschaft, wie für die Eigenart des österreichischen Volkes. Das kam ihm jetzt sehr zustatten. Wo eine Meinungsverschiedenheit auftauchte, wußte er sie in der verbindlichsten, jede berechtigte Empfindlichkeit schonenden Form zu überwinden und lediglich mit dem Gewicht guter Gründe in freundschaftlich-offener Darlegung den Sieg davon zu tragen. Er hat auch von der Wiener diplomatischen Schule, deren feine Köpfe man keineswegs unterschätzen darf, viel gelernt und es deshalb in der Kunst sanfter Vermittlung schließlich zu einer wahren Meisterschaft gebracht, und schon aus diesem Grunde wird er nicht leicht zu ersetzen sein. Durch seine besonnene, nüchterne Darlegungsweise gelang es ihm nämlich bald, sich das Vertrauen des Kaisers Franz Josef zu erwerben, und man darf wohl sagen, daß Tschirschky in Wien während schwerer Jahre im Geist unverfälschter und echter Bismarckscher Politik gewirkt hat, deshalb einerseits viel erreichte, andererseits aber auch manchen gehässigen Angriffen ausgesetzt war. Nicht immer reichte sein persönlicher Takt aus, um die Unterschiede in



Abb. 1. Botschafter Heinrich von Tschirschky und Bögendorff.

Temperament und Auffassung auszugleichen, und allen vermochte auch er es nicht recht zu machen, vermochte nicht böswilligem Tratsch zu entgehen. Denn es gibt in Österreich-Ungarn immer noch Leute, denen jede Vertraulichkeit zwischen Berlin und Wien ein Greuel ist. Und die feindlichen Botschafter am Wiener Hofe erkannten in ihm sehr richtig den Fortführer Bismarckscher Politik und waren deshalb seine ausgesprochenen Gegner. Schon deshalb, weil sie in ihm die festeste Stütze des Deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisgedankens mit Recht witterten. Namentlich der englische Botschafter Cartwright, unseligen Andenkens, hat ebenso wie sein Nachfolger Bunsen, manche häßliche Intrigen gegen Herrn von Tschirschky gesponnen und nicht immer ohne Er-

folg. Von Bunsen ging z. B. die seither oft wiederholte, obwohl längst als falsch widerlegte Beschuldigung aus, der deutsche Botschafter habe die befristete Note des Grafen Berchtold an Serbien bereits vor ihrer Absendung gekannt.

Ein Ruheposten war die Wiener Stellung für Tschirschky ja von allem Anfang an nicht, denn bereits als er sie antrat, war der politische Horizont von schwarzen Wolken umdüstert und die furchtbaren Ereignisse der Gegenwart warfen schon ihre Schatten voraus. Von der Begegnung von Reval an, bis zu dem großen Völkerringen, hat Tschirschky alle Phasen der englischen Einkreisungspolitik miterlebt und mitbekämpfen helfen und deshalb bewegtere Tage gesehen, als früher irgendein deutscher Botschafter am Wiener Hofe. Er hat die bosnische Krise neben Ährenthal vorsichtig dämpfend durchgehalten, obwohl er die österreichische Annexionspolitik in diesem Fall persönlich nicht billigte und darüber auch vorübergehend mit Ährenthal in Konflikt geriet. Er hat während der Balkankrise, die jetzt allgemein als Vorspiel des Weltkrieges erkannt wird, mit dem Grafen Berchtold harmonisch an der Erhaltung des Friedens gearbeitet und ihn noch einmal für kurze Zeit retten helfen. Er hat dann gemeinsam mit Baron Burian die schwierigen Probleme der durch den Weltkrieg vorbereiteten Neuorientierung zu lösen versucht, insbesondere die polnische Frage. Nie war er der Kriegshetzer, als der er in der englischen Presse gern hingestellt wird, und dann an dem Ausbruch des Krieges so unschuldig, wie nur einer. Wohl aber war er ein genauer Kenner aller in diesen kritischen Jahren gesponnenen feinen Fäden und wegen seiner Wachsamkeit den englischen Intriganten natürlich unangenehm. Für ihn gab es seit Kriegsausbruch keinen Tag der Ruhe mehr, denn die deutsche Botschaft war ja der natürliche Mittelpunkt aller Dinge, die mit dem deutsch-österreichischen Bündnis zusammenhingen, und ihre Arbeitslust wurde dadurch um das zehnfache erhöht. Neben den laufenden Arbeiten gab es unausgesetzt noch besondere Geschäfte, zu denen namentlich die Versuche zählten, die von Wien aus gemacht wurden, um Italien und Rumänien vom Treubruch abzuhalten. Dabei war Tschirschky ein abgesagter Feind jener alten und falschen Diplomatenkunst, die ihre vermeintliche Weisheit hinter leeren oder undurchsichtigen Redewendungen zu verhehlen trachtet. Er entsprach so ganz und gar nicht dem Begriff, den sich der Laie von einem Diplomaten zu machen pflegt, sondern war nur ein Arbeitsmensch in des Wortes schönster Bedeutung. Nichts vermochte ihn nervös zu machen, nichts seine Unverdrossenheit einzuschränken; immer hielt er sich den hohen Zweck vor Augen, dem seine Arbeitsfreude galt. Hinter der Gelassenheit des Diplomaten, der die Menschen zu nehmen verstand, wie sie nun einmal waren, blickte bei ihm doch immer der aufrechte, edle Charakter, die streng sachliche Auffassungsweise durch, und er billigte auch den Gegnern gerne mit philosophischer Weitherzigkeit die gleichen vaterländischen Beweggründe zu, die ihn selbst leiteten. Niemals erniedrigte er sich zum Pharisäer, niemals beschimpfte er den Feind. Aber er war derart von der Güte und Gerechtigkeit der deutschen Sache überzeugt, daß er oft mit Stolz erklärte, wir bedürften keiner unehrlichen Mittel. Zu dem überlieferten Bilde vom glatten, kahlen, innerhalb hohlen Diplomaten will das alles nicht recht stimmen, aber den Menschen Tschirschky macht es uns um so wertvoller. Die innerpolitischen Vorgänge in Österreich verfolgte er nicht nur mit der pflichtgemäßen Aufmerksamkeit seines Amtes, sondern mit der inneren Beteiligung des begeisterten Deutschen, der weiß, daß ein gut Teil des deutschen Nationalschicksals in Österreich entschieden wird, wenn er sich natürlich auch jeder Einmischung in rein österreichische Angelegenheiten enthielt. Um so lebhafter trat er stets für einen engeren zollpolitischen Zusammenschluß zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ein. Auch das russische Intrigenspiel bemerkte er rechtzeitig, denn er kannte ja von seinem früheren Aufenthalt in Petersburg her die dort herrschende unberechenbare Ruchlosigkeit. Sobald daher plötzlich der ganze Aufmarsch der Entente mit den serbischen Verschwörern an der Spitze sichtbar wurde, ließ er seinen Widerwillen gegen die Annexionspolitik des Grafen Ährenthal fahren und gab dem Bundesgenossen freie Hand. Diese Hand war wirklich ganz frei, denn niemand, auch Graf Tschirschky nicht, kannte den Wortlaut des Ultimatums an Serbien. Im übrigen ist es sehr schwer, über die Leistungen eines Botschafters, dem ja seine Haltung vom Auswärtigen Amt und vom Reichskanzler vorgeschrieben wird, ein Urteil zu fällen, ja es ist für den nicht in die Geheimnisse der Diplomatie Eingeweihten überhaupt kaum möglich, wenn es sich nicht um stark ausgeprägte und überragende Charaktere handelt. Zu diesen aber zählte Tschirschky nicht. Er war ein Mann von gutem Verstand, unermüdlichem Fleiß und sanft vermittelndem Wesen. Aber eine passive Natur und der Mangel an positiven staatsmännischen Gaben wurde bei ihm in seiner Wirkung noch erheblich verschärft und vertieft

durch eine seltsame Ungewandtheit im Verkehr auf größeren Versammlungen und durch ein eigenartiges, persönliches Mißgeschick, das ihn wiederholt zum Gegenstand unliebsamer Zwischenfälle machte. Auf Hofbällen in Petersburg und Wien hatte er unangenehme Erlebnisse; mit Ährenthal wußte er sich nicht zu stellen, bei einem Besuch des deutschen Kaisers beim Erzherzog Franz Ferdinand erhielt Tschirschky, der deutsche Botschafter, keine Einladung. Er gehörte offenbar zu denjenigen, die sich überall Feinde machen, ohne es zu wollen, die Gegnerschaften hervorrufen, denen sie nicht gewachsen sind. Vielleicht ist dieses Mißgeschick zum Teil dafür verantwortlich, daß in seinem Wesen und in seiner Haltung schon seit seinem Wirken in der Wilhelmstraße etwas Müdes und Unfrohes lag.

Trotz alledem erfreute sich Tschirschky in weiten Kreisen Wiens einer großen Beliebtheit, ja sogar einer gewissen Volkstümlichkeit, obwohl er nichts weniger, als ein Popularitätshascher war und niemals die Reklametrommel für sich rühren ließ. Jeder kannte in Wien die hohe, schlanke Gestalt des deutschen Botschafters mit dem feingeschnittenen, etwas vorgebeugten Kopf und den scheinbar etwas müden Zügen, die aber sofort Lebhaftigkeit und Tatkraft erkennen ließen, wenn seine Berufsarbeit zur Sprache kam. Seine Tür stand jedermann offen, der ihm etwas Wertvolles oder Nützliches bringen konnte. Sein Haus war, wie schon früher in Berlin, ein ungemein gastliches und vereinigte die ganze vornehme Gesellschaft Wiens, die an einem künstlerisch verfeinerten Leben teilnahm. Der fürsorgliche Hausherr und die geistreiche Hausfrau wußten immer dafür zu sorgen, daß ihre Gäste sich auch wirklich wohl fühlten. Auch an gemeinnützigen Bestrebungen, die außerhalb seiner diplomatischen Tätigkeit lagen, nahm Herr von Tschirschky regen Anteil, und namentlich der deutsche Hilfsverein „Niederwald" hat ihm viel zu verdanken. Regelmäßig wohnte er auch den berühmten Silvesterfeiern des Wiener Männergesangvereins auf dem ständig für ihn reservierten Ehrenplatz bei. Sogar seine Gesundheit hat Herr von Tschirschky oft über seiner hingebungsvollen Arbeit vernachlässigt. Er litt an einem Leistenbruch, und es wäre schon längst eine Operation nötig gewesen, die er aber immer wieder hinausschob aus Furcht vor dem damit verbundenen Zeitverlust, zuletzt noch, um dem Leichenbegängnis seines Freundes, des ermordeten Grafen Stürgkh, beiwohnen zu können. Als dann die Operation endlich im Sanatorium Löw vollzogen wurde, nahm sie zwar zunächst einen günstigen Verlauf, aber nach wenigen Tagen trat Embolie ein, die zuerst die Lunge und dann das Herz ergriff und so dem Dasein des Botschafters ein unerwartet rasches Ende setzte. Seine letzten Worte galten dem wiedererstandenen Polen, zu dem er Zutrauen hatte, und dem Siege Deutschlands, an den er mit unerschütterlicher Zuversicht glaubte. Es war die Tragik seines Lebens, daß er die Früchte seiner mühsamen und aufopfernden Arbeit nicht mehr ernten durfte.

Sein Nachfolger als Wiener Botschafter wurde Graf Botho von Wedel, ein Hannoveraner, der als Sohn eines Majors und Flügeladjutanten am 23. Dezember 1862 in Schloß Evenburg in Ostfriesland geboren wurde, jetzt



Abb. 2. Botschafter Graf Botho von Wedel.

also 55 Jahre alt ist. Er ist ein Neffe des Fürsten von Wedel, des ehemaligen Statthalters von Elsaß-Lothringen und Vorgängers des Herrn von Tschirschky, vermählt mit einer Base, der Gräfin Ilsa von Wedel, und Vater zweier Töchter. Nachdem er in Bonn, Göttingen und Berlin studiert und bei den ersten Gardedragonern gedient, den Doktorgrad der Rechte erworben und die Referendarprüfung bestanden hatte, begann er seine Laufbahn als Attaché bei der Botschaft in Paris, um zwei Jahre später als Legationssekretär ganz in den diplomatischen Dienst übernommen zu werden. Von Paris kam er nach Madrid, wo damals Radowitz Botschafter war, dann als erster Botschaftssekretär nach Tokio;

hierauf als Botschaftsrat nach Wien. Er kennt also bereits die österreichischen Verhältnisse und hat alte Beziehungen in der Kaiserstadt an der Donau, die ihm jetzt ebenso, wie seine ausgedehnten verwandtschaftlichen Verbindungen im Verein mit seinen weltmännischen und liebenswürdigen Formen zustatten kommen werden. 1904 wurde er für mehrere Jahre Generalkonsul in Budapest, ein Posten, der in unserer Diplomatie für wichtig gilt, weil dieser Generalkonsul gleichzeitig politischer Vertreter des Reiches in Ungarn ist. Später kam er als preußischer Gesandter nach Weimar und wurde von dort ins Auswärtige Amt übernommen, wo er mit dem Titel eines außerordentlichen Gesandten und Ministers hauptsächlich als Dezernent für die Beamten des politischen Dienstes tätig gewesen ist. Es ist dies ein sehr einflußreicher Posten, obwohl von ihm wenig gesprochen wird, wenn im Reichstag über die Vorbildung der Diplomaten und über Neuerungen im diplomatischen Dienst lange Reden gehalten werden. Nachfolger des Grafen Botho von Wedel auf dieser wichtigen Stelle wurde sein Vetter Graf Georg von Wedel, der bis dahin während des Krieges in der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes Verwendung gefunden hatte und in dieser Eigenschaft auch der Presse näher getreten war. Es unterliegt keinem Zweifel, daß aus den schon mehrfach genannten Gründen gerade Graf Botho von Wedel als Botschafter in Wien willkommen sein wird, zumal er als Angehöriger des Hannoverschen Uradels auch gute Beziehungen zum Cumberlandschen Hofe in Gmunden unterhält und hervorragend an der Versöhnung beteiligt war, die zur aufrichtigen Freude aller deutscher Vaterlandsfreunde durch die Heirat der Tochter unseres Kaisers mit dem Sohne des Herzogs von Cumberland, dem jetzigen Herzog von Braunschweig, zwischen den beiden Herrscherhäusern sich vollzogen hat.

Mittel des Krieges.

Die Militärmusik im Kriege.

Von G. Hermann. Mit 2 Abbildungen.

„Ein tüchtiger Marsch von einem Hoboisten, und es ist eine Lust, mit Europa durch Kanonen zu reden.“ Dieses Wort des alten Marschalls Vorwärts kennzeichnet so recht die Bedeutung, die der Musik im Kriege zukommt. Und in der Tat, es gibt wohl kein Volk der Erde, das ohne Musik seine Kriege ausgefochten hat; wenn auch der Begriff Musik bei den einzelnen Völkern, je nach dem Stand ihrer Kultur, ein recht wesentlich verschiedener ist.

Die Musik ist so alt wie die Welt. Mit der Entwicklung der Sprache hielt die Kunst des Singens gleichen Schritt. Anfangs rauh und schwerfällig, gestaltete sie sich allmählich harmonischer. Tausenderlei Stimmen der Natur lieferten immer neue Noten, und bald schon begleiteten Instrumente den Gesang. Rohrpfeifen, Panflöten und kunstlose Vogelpfeifen waren die ersten Instrumente. Trommeln und Trompeten folgten, die Leier schloß sich an. Doch wenn auch sie schon so gestaltet war, daß man auf ihr „das Säuseln des Windes in den Zweigen“ nachzuahmen vermochte, so war die Tonkunst doch noch weit davon entfernt, der höchsten Freude oder dem tiefsten Schmerz Ausdruck zu geben.

Bezeichnend aber ist es dennoch, daß die ersten Gesänge kriegerische Weisen waren, nicht minder die erste Instrumentalmusik, die die Menschen in den Krieg begleitete. Zweck und Wesen dieser Musik war es, die Leidenschaften aufzustacheln, die Begeisterung zu wecken, den Kämpfenden jenes Gefühl einzuflößen, bei ihnen jenes Fieber im Blut zu erzeugen, das die Sinne umnebelt, die Furcht vor den Schrecknissen des Todes hinwegräumt, Unerschrockenheit, Furchtlosigkeit, kurz jene Stimmung schafft, die den Helden macht. Wie der Krieg mit den Menschen in die Welt kam, so mischte sich mit dem ersten Waffengeklirr und dem ersten Kampfgeschrei auch das Getöse und der Klang der Kriegsmusik.

Vermag man somit auch nicht zu sagen, zu welcher Zeit und bei welchem Volke der Gebrauch der Musik zu kriegerischen Zwecken erstmals aufgekommen ist, so ist es doch zweifellos, daß das Bedürfnis nach einer Schlachtmusik eben so tief, wie die Liebe zur Musik im allgemeinen, in der Natur des Menschen von Anfang an wurzelte.

So wird sich also keiner Zeit und keinem Volke der Ursprung der Kriegsmusik zuweisen lassen. War es der Zweck der Musik, vor der Schlacht bei den Kriegern die Begeisterung zu heben, die Mühen und Anstrengungen des Marsches zu erleichtern, so hatte sie während des Kampfes die Aufgabe, den Mut zu beleben, dem Feind aber wohl auch Schrecken einzuflößen. Nach dem Kampf und Sieg indessen diente sie wohl dazu, dem Jubel Ausdruck zu geben und der Gottheit Preis und Dank zu sagen. Belebung und Unterhaltung war also und ist noch heute der Doppelzweck, den die Musik im Kriege zu erfüllen hat. Wahrlich, das war eine schwere und große Aufgabe, von deren rechter Erfüllung zu allen



Phot.: Kuhlewindt, Königsberg.

Abb. 1. Militärkonzert in einer Waldstellung an der Ostfront.

Zeiten sehr viel abhing. Es fehlt dafür in der Geschichte nicht an Beispielen und der Mangel an Musik hat mehr als einmal den Sieg in Frage gestellt. So hat einmal ein berühmter preußischer General das Wort geäußert: „Nicht Friedrich der Große, sondern der preußische Grenadiermarsch war der erste Held im 7jährigen Krieg." Mag dieses Wort auch einigermaßen übertrieben sein, so beweist es doch, wie sehr die Musik den Gang und das Ende eines Krieges zu beeinflussen vermag. Und wenn berichtet wird, daß in der Schlacht bei Quebek im Jahr 1759 die sonst so tapferen Schotten zu weichen begannen, weil General Wolfe ihnen die Instrumente genommen, zu denen sie gewohnt waren, Kriegslieder zu singen, so ist dies eine weitere Bestätigung für den Wert der Musik im Kriege. Gerade in dem angeführten Fall fehlte auch nicht der Gegenbeweis, denn als man eben jenen Schotten ihre Bagpipen wiedergab, erklang sofort auch ihr Gesang aufs neue. Sie kehrten um und drangen mit neuer Kraft siegreich auf den Feind ein. Auch aus den neuesten Kriegen wissen wir, daß oft nur die Musik es war, die die ermüdeten Truppen zu längerem Marschieren und zum Angriff befähigte. Wir wissen auch, daß die Vereinigung von Musik und Lied, namentlich, wenn letzteres Allgemeingut der Truppen ist, nicht nur die höchste Begeisterung, sondern auch die größte Leistungsfähigkeit zu entfesseln vermag. Wie oft schon hat nicht auch in diesem Kriege die Musik solchermaßen Wunder gewirkt!

Sehen wir uns ein wenig in der Geschichte der uns bekannten Völker um, so finden wir bei den alten Ägyptern die Trommel als das beherrschende Musikinstrument des Krieges, bei den Israeliten war es die Posaune, „denn," heißt es in der Bibel, „als das Volk den Schall der Posaunen hörte, machte es ein groß Feldgeschrei und die Mauern fielen um und das Volk erstieg die Stadt, ein jeglicher stracks vor sich." Bei den Griechen zählte die Lyra, die Geige und Flöte, teilweise auch das Horn zu den Musikinstrumenten, die die Krieger in die Schlacht begleiteten. Die Römer hatten die Bucina und die Tuba im Gebrauch. Gleichzeitig aber dienten diese Instrumente bei ihnen noch dem Zweck der Signalgebung. Sie erklangen beim Antritt der Nachtwachen, gaben das Kommando zum Aufheben des Lagers usw. Die Deutschen sangen beim Schall ihrer Trompeten ihre Schlachtlieder, die Spanier hingegen begnügten sich mit dem Zusammenschlagen ihrer Schilder nach dem Takt, und andere Völker sollen sich sogar des Peitschenknalls als Kriegsmusik bedient haben.

Es erscheint eigentümlich, daß mit dem Eintritt in das Mittelalter die Kriegsmusik an Bedeutung verlor, teilweise wohl auch ganz verschwand. Seinen Grund mag dies darin gehabt haben, daß zu damaliger Zeit die Heere nur aus Reitern bestanden, die Musik aber in erster Linie für das Fußvolk geeignet erschien, weil sie bei berittenen Truppen durch das Geräusch der sich bewegenden ausgerüsteten Pferde und bewaffneten Reiter übertönt wurde. Auch war sie zu jener Zeit noch zu unvollkommen, um auch von berit-

tenen Truppen benützt zu werden. Erst zu Ausgang des 15. Jahrhunderts stand die Militärmusik wieder mehr in Geltung, und zwar zunächst bei den Italienern, von denen sie bald darauf auch bei den Franzosen Eingang fand, wo eine Zeitlang sogar die Violine zur Musik des Fußvolks gehörte. So spielten z. B. beim Sturm auf Lerida (1647) 24 Geigen.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts begann auch in Deutschland sich eine wesentliche Verbesserung der Militärmusik anzubahnen. Sie wurde veranlaßt durch die Erfindung des Marsches, der bald ebenso verbreitet wie beliebt war. Diese Art der Marschmusik datiert allerdings zurück bis zum 30jährigen Krieg, und ihr Zweck war zunächst, die sich bewegenden Massen des Fußvolkes in Ordnung zu halten, weshalb auch der Hauptwert auf den Rhythmus gelegt war. Ausgegangen mag diese Anregung sein von der Blütezeit der Landsknechte, welch letztere wir uns ja in größeren Trupps nicht ohne die unförmigen, dumpfen Trommeln und die schrillen Pfeifen denken können. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts war der Marsch schon eine in sich abgeschlossene Musikart, deren Namen von ihrer Bestimmung hergeleitet wurde.

Es war nur natürlich, daß die Marschmusik je länger je mehr ausgebildet wurde und Deutschland darf als das Land bezeichnet werden, von dem aus alle Bereicherung und Vervollkommnung sowohl der Marschmusik wie überhaupt jeder Militärmusik ausging und eine immer höhere Stufe erreichte. In der instrumentalen Besetzung war die Militärmusik zwar auch zu Beginn des 18. Jahrhunderts noch ziemlich einfach; man fand bei der Infanterie Pfeifen, Flöten, Flageolett, Zinken, Trompeten und Pauken, bei der Kavallerie dagegen nur Trommeln und Pauken. Nur die Franzosen führten außerdem noch den von den Schotten übernommenen Dudelsack. Ein Instrument, das wir auf Zeichnungen des 16. und 17. Jahrhunderts des öfteren erwähnt finden, ist der große Pumhart, er ist gleichbedeutend mit dem italienischen Bombardo und stellt ein heute nicht mehr gebräuchliches Blasinstrument vom Ton unserer Fagotts dar. Es gab nach Remageus Geschichte der Militärmusik, der wir bei diesen Angaben im wesentlichen folgen, Pumharts für alle vier Stimmen. Diese Instrumente waren an sich unbequem, aber so lange unentbehrlich, als sie nicht durch eine bessere Erfindung verdrängt wurden. Einen Ersatz brachte schließlich das Fagott, aus dem wiederum die Hoboe, das jetzige Oboe, entstand. Die Hoboe wurde schließlich das die erste Stimme führende Hauptinstrument. Nach der Hoboe sind auch heute noch die Militärmusiker zum Teil Hoboisten genannt, wenngleich schon längst inzwischen die Hoboe durch die Klarinette ersetzt worden ist.

Die Hoboistenchöre zählten bis zu Ende des 18. Jahrhunderts in der Regel nur 7—10 Mann, sogar in Preußen, wo man schon verhältnismäßig früh und besonders unter den ausgesprochenen Soldatenkönigen der Militärmusik eine besondere Bedeutung beilegte. Im 19. Jahrhundert machten dann die Musikchöre der Armeen rasche Fortschritte auch in bezug auf die Zahl der Musiker, wie auf die Besetzung der einzelnen Instrumente. Sie erreichten bald die Stärke von 30, dann 36 Mann, die in der Lage sind, die glänzendste Harmoniemusik zu bieten. Überhaupt ist im Lauf des 19. Jahrhunderts neben der eigentlichen militärischen Musik je länger je mehr auch Wert auf die Konzertmusik der Militärkapellen gelegt worden. Traten zu Besetzung dieser Kapellen auch die Becken und der sogenannte Halbmond, so führte die Musik den Namen Janitscharenmusik.

Die Verquickung der ausgesprochenen militärischen Musik mit der Konzertmusik hat schließlich dazu geführt, daß jeder Musiker mindestens zwei Instrumente vollkommen beherrschen muß, und zwar in der Regel ein Streich- und ein Blasinstrument. Wir haben heute aber sehr viel Musiker, die drei und vier Instrumente durchaus fertig zu spielen vermögen.

Die Pflege der Musik in den Armeen hat sich seit ihrer Vervollkommnung zu allen Zeiten als besonders dankbar erwiesen. Ihr Wert wurde von allen bedeutenden Feldherren in vollem Umfang erkannt und der Umstand, daß man auch der Verschiedenartigkeit dabei Rechnung trug, hat nicht unwesentlich zu ihrer Beliebtheit, sowohl bei den Truppen selbst, wie auch vor allem bei der Zivilbevölkerung beigetragen. Daß man die Verschiedenheit des Charakters der einzelnen Truppenteile auch durch die äußere Gestaltung der Musik Rechnung trug war ein glücklicher Gedanke. Die Jägerchöre und die Trompetenkorps der berittenen Truppen sind das beste Zeugnis dafür. Während die ersteren ausschließlich Hörner besitzen, führen die letzteren durchgängig Trompeten. Die volle Harmoniemusik haben dagegen die Infanterietruppen. Ihre Musikkapellen bestehen bei voller Besetzung aus Blech-, Holz- und Schlaginstrumenten.

Im Weltkrieg ist die Militärmusik in ihrer ursprünglichen Bedeutung eigentlich nur in der ersten Zeit des Krieges zur Geltung gekommen, damals, als der rasche Vormarsch unserer Truppen durch Belgien und Frankreich erfolgte und dann später wieder gelegentlich der einzelnen Phasen des Bewegungskrieges in Ostpreußen, Galizien, Polen, Serbien, Rumänien und neuerdings auch in Italien. Da konnten die Regimentsmusiken ihre Aufgabe in vollem Umfang erfüllen, den Truppen eine willkommene Begleiterin auf den Märschen sein und sie bei den Angriffsoperationen in der altgewohnten Weise anfeuern. Waren dann die Schlachten geschlagen und der Feind siegreich zurückgedrängt, dann ereignete sich wohl auch des öfteren, daß die Musikchöre gelegentlich der Ruhepausen in den eroberten Dörfern und Städten zur Belustigung der Besatzungstruppen und der Einwohnerschaft auf Straßen und Plätzen ihre Weisen erklingen ließen. Doch auch in den langen Monaten des Stellungskrieges auf allen Fronten haben die Militärmusikchöre unter Anpassung an die neuen Verhältnisse ihren Zweck und ihre Aufgabe vollauf erfüllt. In den Ruhelagern und den Etappenorten, nicht zuletzt auch an den größeren Plätzen des besetzten Feindesgebietes durften sie oft und viel erfolgreich tätig sein. Parademusiken, Ständchen, Konzerte aus besonderen Anlässen, oft auch zu wohltätigen Zwecken in Kirchen, Sälen, Parks haben allenthalben stattgefunden. Auch bei Gottesdiensten, bei Gedenkfeiern, Bestattungen, zur Aufmunterung und Erheiterung Kranker und Verwundeter, bei Theateraufführun-



Phot.: Kuhlewindt, Königsberg.

Abb. 2. Sonntags-Nachmittags-Konzert einer deutschen Militärkapelle auf dem Markt in einer besetzten Stadt Rußlands.

gen und sonstigen geselligen Veranstaltungen hat überall die Musik eine dankbare Aufgabe zu erfüllen gehabt. So ist auch in diesem großen Kriege die Militärmusik jederzeit durchaus gewürdigt worden und nicht nur die Kameraden des Feldheeres, auch die der Etappen- und Heimatgarnisonen nicht minder die Insassen der Lazarette und die Einwohner der vom Kriegslos betroffenen Orte haben den Leuten mit den Schwalbennestern an den Schultern allezeit ihre besondere Zuneigung entgegengebracht. Die Musikkapellen haben sich durch ihre auf Seele und Gemüt jedes einzelnen einwirkenden Darbietungen gar oft und viel den heißen Dank der Soldaten im Feld verdient. Manchem wurde durch die Klänge der Musik das Herz leichter und freier, mancher faßte wieder frischen Mut in der schweren Not des Augenblickes, manchem wohl auch ist durch sie das Scheiden von dieser Welt leichter, manchem auch das Schmerzenslager erträglicher geworden. Ruferin zum Streit, Kraft- und Mutspenderin, Helferin und Trösterin zugleich war und ist die Militärmusik im Kriege, auch im Weltkriege. Ihre schönste Aufgabe werden die Musikkapellen aber noch zu erfüllen haben, wenn sie einmal die Scharen unserer Krieger nach vollzogenem Friedensschluß mit klangvollem Spiel in die Heimat zurückführen dürfen, wenn sie an der Spitze ihrer Regimenter und Bataillone ihren siegreichen Einzug in die altgewohnten Standorte halten dürfen.

Das Lausoleum.

Von W. Bautzner. **Mit 1 Abbildung.**

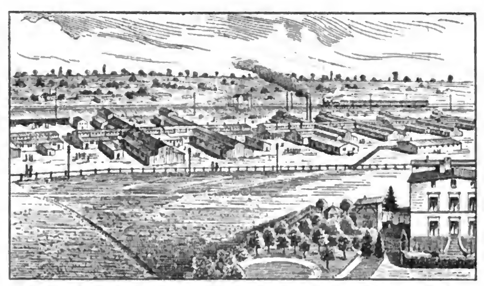
Zu den besonderen Mißhelligkeiten, die im Felde von den Soldaten empfunden werden, gehört unstreitig die Läuseplage. Nicht allein ist es für jeden an Reinlichkeit gewöhnten Menschen an sich schon ein mißliches Gefühl, eines Tages die Entdeckung machen zu müssen, daß die kleinen Plagegeister sich auch in seiner Kleidung und auf seinem Körper niedergelassen haben, es kommt vielmehr hinzu, daß diese kleinen Lebewesen als die Träger und Verbreiter ganz gefährlicher Krankheiten erkannt worden sind. Das war schon in früheren Zeiten so; der gefährliche Flecktyphus ist lediglich auf die Läuseplage zurückzuführen. Man hat noch nicht festgestellt, durch welchen Bazillus er erregt wird, aber man weiß, daß an seiner Verbreitung die Kleiderlaus hervorragenden Anteil nimmt. Wie gefährlich und menschenmordend gerade diese Krankheit, die als Begleiterscheinung jedes Krieges anzusehen ist, werden kann, das haben wir unter anderem bei den Serben feststellen können. Es zeigt sich überhaupt, daß sie bei den slawischen Völkern häufiger auftritt als bei den westlichen. Aber der Flecktyphus, obwohl in Deutschland nicht heimisch, hat doch auch schon in deutschen Armeen mitunter ziemliche Verheerungen angerichtet. Auch Generalfeldmarschall von der Goltz ist ja bekanntlich diesem heimtückischen Übel zum Opfer gefallen. Früher, d. h. im 16.—18. Jahrhundert, war das Fleckfieber als die sogenannte Soldaten-Krankheit bekannt und spielte in allen Feldzügen eine große Rolle. Sagt doch Tobias Cobrus, der den Flecktyphus in den türkischen Kriegen kennen lernte, von dieser Krankheit, daß sie das Ekelhafteste sei,

was ihm als Feldarzt begegnete. Er war auch der erste, der die enge Verbindung zwischen Läusen und Flecktyphus erkannte. Auch Ärzte der neueren Zeit haben sich eingehend mit dem Studium dieser Krieg- oder Lagerseuche beschäftigt und sie sind zu dem Ergebnis gekommen, daß der Kampf gegen die Läuse nicht allein aus Gründen der Sauberkeit und des Wohlbefindens, sondern auch um das Umsichgreifen der genannten Krankheit zu verhüten, eine dringend notwendige Aufgabe der Heeresverwaltung sein muß. Unsere Heeresleitung hat deshalb auch keine Kosten gescheut, um große sanitäre Einrichtungen zu schaffen, die eine schnelle und sichere Reinigung des Soldaten und gleichzeitig die unfehlbare Abtötung der Laus bezwecken. Namentlich das Letztere erschien ihr wohl als das Wichtigere; denn nur so war es möglich bei den Massenheeren auch eine Massenausbreitung des gefährlichen Flecktyphus zu verhüten. Kann man doch dieser Krankheit nur prophylaktisch entgegentreten, da man eben, wie schon erwähnt, den eigentlichen Erreger noch nicht kennt. Bekannt ist nur, daß dieser Erreger im Blute des Kranken zu finden ist und besonders das Zentralnervensystem eigenartig und schwer zu schädigen vermag.

Unter den sanitären Einrichtungen, die dem Zweck und der Abtötung der Läuse dienen, steht in erster Reihe die Sanierungs- oder Entlausungsanstalt, die der Soldatenmund mit dem hübschen Namen „Lausoleum" bezeichnet hat. Diese Anstalten sind anfangs nur klein gewesen, sie haben sich aber im Verlauf des Krieges in ungeahnter Weise entwickelt, so daß sie heute täglich Tausenden von Mannschaften zur Wohltat werden können. Die Ostgrenze allein verfügt zurzeit über 8 solcher Anstalten. Die größte und wohl auch besteingerichtete dieser Anstalten ist in Oppeln errichtet. Sie breitet sich in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Oppeln-Ost aus und macht in ihrer Anlage ganz den Eindruck einer großen Barackenstadt. Ganz wie in einer Stadt verfügt sie über breite Straßen, die elektrisch beleuchtet sind und sogar besondere Namen führen. Die Hauptstraße beispielsweise heißt Hohenzollerndamm, eine andere ihr gegenüberliegende Brandenburger Weg. Dann gibt es eine Brandenburgische, eine Konstantinopeler Straße usf. Durch diese Straßen wird die Anstalt in acht große Abteilungen oder, wie die amtliche Bezeichnung heißt, Sektoren, eingeteilt. Sie sind alphabetisch geordnet und führen zu diesem Zweck den Namen der großen Städte: Aachen, Berlin, Köln, Dresden, Elberfeld, Frankfurt, Goslar und Halle.

In der Anstalt Oppeln können täglich, d. h. innerhalb 24 Stunden, 12000 Mann entlaust werden. Der Betrieb wird Tag und Nacht aufrecht erhalten. Jede der acht Abteilungen vermag 500 Mann aufzunehmen und es dauert die Reinigung von A—Z durchschnittlich acht Stunden. Trifft ein Zug mit entlausungsbedürftigen Mannschaften in Oppeln ein, so wird er bis in die Entlausungsanstalt geleitet. Die Mannschaften haben sich in einer Antretehalle zu sammeln und geben dort Gewehre und andere Waffen, Patronen, Kochgeschirr und sonstige Gegenstände ab. Sie kommen gerne hierher, haben sie doch die Sicherheit, daß sie hier die Plage los werden sollen, die ihnen so viel zu schaffen macht. Sie sehen schmutzig und struppig aus, wenn sie kommen, unansehnlich ist die Uniform, von Schmutz starrt das Lederzeug und die Wäsche. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß sie oft fünf und sechs Monate lang draußen an der Front waren und immer nur notdürftig der körperlichen und der Kleidungspflege obliegen konnten. Wochenlang, wenn nicht noch länger, haben sie die Uniform nicht vom Leib gebracht. Hatten auch mitunter wohl in langer Frist keine Möglichkeit und Gelegenheit die Wäsche zu wechseln. Mit unglaublicher Schnelligkeit legen sie daher die schon erwähnten Gegenstände ab, die nach Befehl ordnungsgemäß hingestellt, hingelegt oder den ständigen Bedienungsmannschaften der Anstalt übergeben werden. Dann geht es in Reihen zu zweien nach einem der Sektoren. Hier erfolgt auf der sogenannten unreinen Seite der Eintritt. Soldaten nehmen sie in Empfang, die in langen, weißen Kitteln, ebensolcher Kopfbedeckung und einem Armband mit der Aufschrift ihres Dienstgrades, bereitstehen, um etwa vorhandene Wertsachen in Empfang zu nehmen. Diese werden in Netze verpackt. Dann erfolgt das Ablegen der Uniform und der zu reinigenden Ledersachen und auch diese wandern zur Reinigung weiter. Jeder Soldat erhält eine Nummer, die gleiche Nummer erhält jedes zur Reinigung abgegebene Kleidungs- und Ausrüstungsstück. Außerdem empfängt jeder Mann hier Holzpantoffeln. Während die Uniformen in zwei große Sterilisatoren wandern, von denen jeder 125 Mäntel resp. Uniformen aufzunehmen vermag, marschieren die Soldaten nach den Haarschneideräumen, wo unbarmherzig Haupt- und Barthaar der Schere zum Opfer fallen. Dann geht es in das Bad, wo in kleinen Gruppen abgeduscht wird und zwar ziemlich warm (40—42 Grad) und wo sich die Soldaten gegenseitig mit reichlich zur Verfügung stehender Schmierseife abseifen. Die Sterilisation der Ausrüstungs- und Uniformstücke erfolgt durch strömenden Wasserdampf. Gegenüber sonstigen gleichen Anstalten besitzt die in Oppeln die Neuerung, daß die Uniformen nicht zusammengedrückt, sondern auf Bügeln gehalten werden. Die Kleidungsstücke behalten dadurch ihre Form und brauchen nachträglich nicht besonders behandelt, gebügelt oder glatt gepreßt zu werden.

Haben die Soldaten das Bad überstanden, so ist die Arbeit in der unreinen Hälfte erledigt. Der Austritt aus den Baderäumen erfolgt nach der reinen Seite. Sie erhalten neue Holzpantoffeln und Handtücher zum Abtrocknen. Beides ist nach Benützung wieder abzugeben. Der nächste Raum ist die Wäschekammer. Hier lagern für rund 1000000 Mann Wäschestücke in Sommer- und Winterkleidung. Mit besonderem Wohlbehagen nehmen die Soldaten die reine frische Wäsche in Empfang und manch vergnügtes Gesicht bestätigt die Freude über diese fürsorgliche Wohltat. Sie wird noch erhöht beim Betreten des nächsten Raumes, der sich als ein großer Speisesaal erweist. Jeder Mann nimmt hier den seine Nummer tragenden Platz ein und empfängt nun zuerst Kaffee und später noch warmes Essen, das zumeist in Reis und Rindfleisch besteht. Inzwischen sind für 125 Mann desinfizierte Uniformen und Mäntel in einer sehr zweckmäßigen Aufhängvorrichtung mit einer selbsttätigen Zählung zum Trocknen aufgehängt worden. Das Trocknen geht sehr rasch vor sich und nicht lange dauert es, so kommen


Gesamtansicht der größten deutschen Entlausungsanstalt in Oppeln in Oberschlesien.

auch die Lederausrüstungsstücke wieder zur Stelle. Sie sind in einer besonderen Schwefelkammer eingehend behandelt worden. Diese Schwefelkammer ist ebenfalls eine Einrichtung, über die zunächst nur Oppeln verfügte. Man hat mit dieser Schwefelkammer sehr gute Erfahrungen gemacht und sie ist deshalb zum Teil auch in den anderen Anstalten eingerichtet worden.

Die Desinfizierung erfolgt hier in kleinem, mit einem dichten Drahtnetz umfriedigten Raum, in dem in besonderen Gefäßen je vier Liter Schwefelkohlenstoff verbrannt werden. Die entstehenden Dämpfe vernichten auch die außerordentlich widerstandsfähige Brut der Laus. Nach Beendigung des Verfahrens werden die Dämpfe durch große elektrisch angetriebene Elevatoren wieder nach außen in die Atmosphäre überführt.

Nach dem Essen erfolgt der Wiederempfang der Wertsachen sowie aller übrigen in der Antretehalle zurückgelassenen Gegenstände, die inzwischen ebenfalls einer gründlichen Reinigung unterzogen worden sind. Die Pantoffeln werden wieder abgegeben und die Mannschaften verlassen dann den Sektor, um auf der Rampe in der bereitgestellten und inzwischen gleichfalls gereinigten Zug verladen zu werden, um aufs neue der Front entgegen zu fahren.

Das ist, kurz geschildert, der Vorgang, der sich bei jeder Entlausung wiederholt. Man kann den Eindruck, den die mustergültig angelegte blitzsaubere Anlage auf den Besucher macht, dahin zusammen fassen, daß es wohl kaum eine größere Wohltat für unsere Soldaten gibt, und daß von allen, die hier Einkehr hielten, noch keiner war, der die Prozedur nicht als solche empfunden hätte. Überschaut man das Ganze, so wird es erklärlich, wenn man die Baukosten von 1 Million Mark nennen hört. Diese Million für sanitäre Zwecke ist aber nur ein verschwindender Bruchteil jener Dankesschuld, die wir unseren Soldaten zu entrichten haben, dafür, daß sie in unvergleichlichem Heldenmut unser Land davor bewahrten, daß die Begleiterscheinungen des Krieges, die im Fall der Überflutung unserer Heimat durch unsere Feinde sicher nicht ausgeblieben wären, bei uns Einkehr hielten, und wozu gewiß auch das Hereintragen von Krankheiten zu zählen sein würde.

Feldgraue Handwerker.

Von Ernst Albert. Mit 5 Abbildungen.

Als der Krieg begann, brachte es das Zuströmen vieler Tausende von Reservisten und Landwehrmännern mit sich, daß Handwerker aller Berufe in den Armeen versammelt waren. Viele von ihnen waren anfänglich gezwungen, nur dem Waffenhandwerk noch zu dienen. Mit dem Eintritt des Stellungskrieges aber erfolgte auch hierin eine Änderung. Leute, die wochen- und monateweise nur Flinte und Bajonett gehandhabt, die Kanonen bedient, Munitionswagen gefüllt und geleert hatten oder sonstwie ausschließlich im militärischen Dienst sich betätigt, fanden wieder Gelegenheit, sich in den friedlichen Künsten ihres Gewerbefleißes zu üben. Zuerst mögen es wohl die Berufe gewesen sein, die mit der Pflege des persönlichen Ich in enger Fühlung stehen, das sind die Barbiere, die auch während des Bewegungskrieges schon Gelegenheit fanden, ihr Können bei sich, den Kameraden und Vorgesetzten auszuüben. Das Bild vom Barbier im Schützengraben, wie er das Kinn rasiert oder die Haare schneidet, ist keine Seltenheit. Aber auch manche andere Berufe konnten ihr Können an und hinter der Front betätigen oder mußten es betätigen auf höhere Veranlassung, da nämlich, wo es galt, Stücke der militärischen Ausrüstung instand zu erhalten oder wieder instand zu setzen. Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Mechaniker usw. fanden bald allenthalben lebhaften Zuspruch, denn nirgends mehr als im Kriege offenbart sich die Vergänglichkeit alles menschlichen Werkes. Als Kompagnie-Schuster und als -Schneider hat

so mancher tüchtige Gesell sich dergestalt um das deutsche Heer Verdienste erworben, wenn sie auch nicht gerade mit dem Eisernen Kreuz belohnt wurden. Aber ungeteilten Dank haben sich sicherlich Bäcker, Köche und Fleischer bei allen Beteiligten verdient, denn die Magenfrage ist auch im Krieg ein wichtiger Punkt.

So kam denn der Gewerbefleiß allenthalben immer zu seinem Recht und fand die Anerkennung, die ihm gebührt, namentlich dann und dort, wann und wo sein Hervortreten sich als besonders notwendig erwies.

Doch der Kreis derer, die ihre Handfertigkeit zeigen durften, ward immer mehr, je länger der Krieg dauerte und je fester er zum Stellungskrieg erstarrt war. Schon der Bau der Stellungen erforderte schließlich geschulte Kräfte. Die Anlage von Deckungen, Sicherungen und Unterständen verlangte die Handwerker, die in der Handhabung von Bauhandwerkzeugen und Baumaterial zuhause waren. Es mußten Techniker zu Rate gezogen werden, die die Pläne lieferten, und andere wieder, die vom Fach das nötige Können und Wissen besaßen, waren berufen, die Pläne auszuführen. So finden wir denn bald alle Berufe nach und nach an und hinter der Front in eifrigem Wettbewerb und es wäre beinahe wie daheim im Frieden gewesen, wenn nicht eben alles und jedes nur ausschließlich auf den Krieg zugeschnitten wäre.



Abb. 1. Der Barbier im Schützengraben.

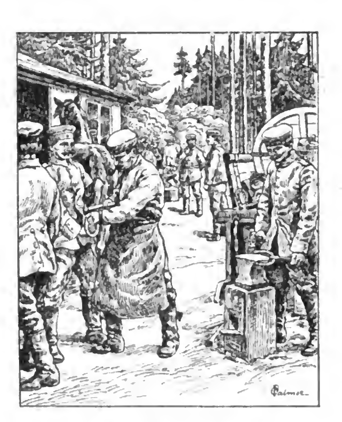


Abb. 2. Die Feldschmiede in der Ruhestellung.

Wohl ist es möglich gewesen auch ungeschulte Kräfte zu mehr oder weniger untergeordneten Hilfsleistungen heranzuziehen und zu beschäftigen. Die Armierungsbataillone waren schließlich weiter nichts als handwerksmäßig beschäftigte Leute, von denen viele vor dem Kriege nie daran gedacht hatten, Beil und Säge, Schaufel und Pickel zu handhaben. Aber sie konnten es nur, wenn sachverständige Kameraden ihnen die notwendigen Anweisungen gaben. „Tausend fleißige Hände regen, fördern sich im muntern Bund." Dieses Wort des Dichters wurde an den langen Fronten von Tag zu Tag immer mehr zur Tatsache. So entstanden die Stellungen im Westen und Osten, die mitunter auch die Bewunderung der Feinde erregten, wenn es ihnen gelang, in einzelne von ihnen einzudringen. Brachten doch sogar die feindlichen illustrierten Zeitungen seitenlange Beschreibungen und viele Bilder davon.

Der Tischler, der Maurer, der Zimmermann, der Klempner, der Schlosser und noch viele andere wirkten einträchtig zusammen, um die festen Bauten zu schaffen, die den Kämpfern Schutz und Schirm vor feindlichen Granaten boten. Und die Hindenburg-Linie, wie die Siegfried-Stellung sind ein rühmliches Zeugnis der feldgrauen Handwerkskunst. Sie sind es äußerlich, das heißt in bezug auf die Technik und Sicherheit, und sind es schon oft



Abb. 3. Die Kompagnieschusterei hinter der Front.

etwas weiter hinter der Front auch im Inneren, d. h. hinsichtlich ihrer Wohnlichkeit, gewesen, denn wir wissen, daß unsere Soldaten auch draußen ihre Liebe zur Behaglichkeit nicht verloren, sondern fast noch verstärkt geäußert haben. In den Wald- und Ruhestellungen sowohl, als auch in den Unterständen dicht vor dem Feind finden sich die praktischsten Beweise dafür. Hier haben Zeichner und Maler, Bildhauer und andere mehr die oft knappen Stunden der Muße benützt, der Wohnlichkeit und Bequemlichkeit oft auf engstem Raum Altäre zu errichten.

Man hat bei solchen Gelegenheiten handwerksmäßiger Betätigung im Felde, die namentlich in der ersten Zeit des Stellungskrieges auf ziemlich primitive Hilfsmittel angewiesen war, oftmals staunen müssen, welch reiche Erfindungsgabe dabei sich offenbarte. Das Wort: Man muß sich zu helfen wissen, ist wohl noch nie so überwältigend oft in die Praxis übergeleitet worden, wie in diesem Kriege, der den Einzelnen oft überraschend schnell vor gänzlich ungewohnte Verhältnisse gestellt hat. Da haben namentlich unsere handwerksmäßig vorgebildeten Feldgrauen reiche Gelegenheit gehabt, ihren praktischen Sinn zu betätigen und in Kameradschaftlichkeit mit ihrem Wissen und Können einander auszuhelfen. Gar oft hat auch ein kerniger Humor dabei mit verbinden müssen, um die Situation oder noch Wertvolleres zu retten. Man denke nur an all die tausendfachen Möglichkeiten des Mißgeschicks, die sich in festen Stellungen sowohl, als auf dem Vormarsch einstellen können. Die mühsam erstellten Bauten, Deckungen, Verschleierungen, Hindernisse usw., erleiden Schäden durch Beschießung, durch Witterung usw.. Material, Wagen, Geschirre, Geräte und Ausrüstungsteile werden schadhaft, brechen, reißen oder gehen verloren. Da muß der Soldat sofort helfen können, auch wenn nicht immer Ersatzteile da sind. Da tritt dann die Kunst des feldgrauen Handwerksmannes in ihr bestes Licht und wo sie sich paart mit Humor, Erfindergabe, praktischem Geist und flinker Hand, da wird es immer auch einen Ausweg geben, und wäre die Sachlage im Augenblick auch noch so verzwickt. Der Krieg war ein großer Lehrmeister für uns, auch auf den Gebieten des Handwerkes, das sich kriegsgemäß einstellen mußte und namentlich im Stellungsbau nach jeder Richtung hin die reichsten Entfaltungsmöglichkeiten fand.

Alle übrigen aber, die nicht im Ausbau der Stellungen und bei ihrer Einrichtung sich beschäftigen konnten, haben die Fertigkeiten ihres Berufes zu betätigen versucht, Tausende von Andenken sind von der Front nach der Heimat gewandert und schmücken hier das Heim, das auf die Rückkehr des Kriegers wartet. Für

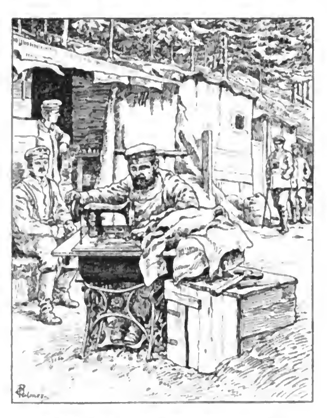


Abb. 4. Die Nähmaschine im Waldlager.

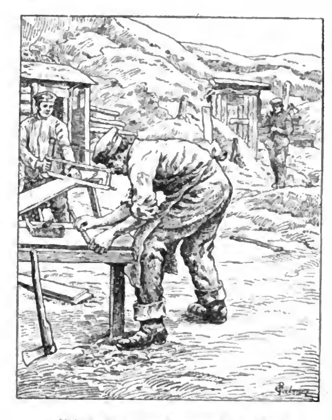


Abb. 5. Feldgraue Schreiner bei der Arbeit.

viele andere auch hat sich draußen das alte Wort neu bewahrheitet, daß das Handwerk einen goldenen Boden besitzt. Der Fleiß ist nun eben einmal die angeborene Tugend des Deutschen, eine Tugend, die ja, wenn sie auch in der ganzen Welt anerkannt wird, doch nicht zum wenigsten mit dazu beitrug, den Neid der anderen hervorzurufen. Fleiß und deutsche Tüchtigkeit waren es ja wohl auch, die England den Anlaß zum Kriege gaben, aber wenn dem auch so ist, es wird ihnen nicht gelingen, uns diese Tugend zu rauben. Die Freude am Schaffen ist ein Stück Deutschtum, und deutsch sein heißt bekanntlich eine Sache um ihrer selbst willen tun. Betrachten wir dies von der richtigen Stelle aus und fassen wir alles in allem zusammen, so müssen wir gestehen, daß der Sieg, der unsere Waffen schmückt, nicht zum wenigsten auch ein gut Teil Erfolg des deutschen Handwerkers ist. Und wenn es gilt, Ruhmeslorbeeren auszuteilen, so gebührt davon auch ein gerüttelt Maß dem feldgrauen Handwerker an der Front.

Vermischtes.

Eine merkwürdige Auszeichnung. Daß man Heerführer und Soldaten in Fällen besonderer Tapferkeit und Verdienste durch Ehrenzeichen und Geschenke auszeichnet, ist eine bei allen Völkern heute übliche Einrichtung. Auch, daß man jemand einen Ehrensäbel oder einen andern Gegenstand zum Zeichen der Anerkennung stiftet, ist nichts Besonderes. Auffälliger ist es schon, wenn einer sich für seine Ruhmestat eine besondere Belohnung erbittet. Diese Fälle sind namentlich im früheren Mittelalter mehrfach zu verzeichnen gewesen. Der merkwürdigste Fall in dieser Hinsicht ist uns aus dem 13. Jahrhundert überliefert worden. Es war im Jahr 1203, da schlichtete König Johann von England mit Philipp August von Frankreich einen Streit dadurch, daß jeder der beiden Fürsten einen Ritter zum Zweikampf stellte. Für den englischen König stritt Sir Jon de Courey, ein Lord von Kingsale, der ein wahrer Herkules von Gestalt war und infolgedessen auch seinen französischen Gegner leicht besiegte. Zum Dank für seine Waffentat forderte ihn Johann auf, einen Wunsch zu äußern. Darauf erklärte Lord Kingsale, er habe Geld und Gut genug, er erbitte sich deshalb für sich und seine Nachkommen nur das Recht, in Gegenwart des Königs die Kopfbedeckung aufbehalten zu dürfen. König Johann hat diesen Wunsch gewährt, und seitdem — das ist wohl das Merkwürdigste an der Geschichte — behält noch heutigen Tages jeder der zahlreichen Nachkommen jenes Ritters in Gegenwart des Königs den Hut auf. Er hat das Recht: „To wear the hat in the Royal presence."

Eine wichtige Verbesserung der Seeminen hat ein französischer Pyrotechniker erfunden. Die von ihm konstruierte Mine ist mit einem Kontaktring versehen; dieser empfängt zuerst den ganzen Anprall des auffahrenden Schiffes und löst dadurch drei Schrauben an dem Zündmechanismus aus. Infolgedessen dreht sich der Körper, der die Ladung enthält, einmal um sich selbst herum; diese Drehung spannt und löst den Abzugshahn, und erst hierdurch erfolgt die Explosion. Die Einrichtung soll verhindern, daß die Mine gleich durch jeden stärkeren Wellenanprall oder durch im Wasser schwimmende Wrackstücke u. dgl. zur Entladung gebracht wird; auch ermöglicht die neue Erfindung ein viel gefahrloseres Hantieren mit den Minen am Lande und beim Auslegen.



Die Erstürmung des Lovcen

Nach einer Künstlersteinzeichnung von Willy Stieborsky

Der Krieg ist der gewaltige Hintergrund, der den großen und kleinen Vorgängen des Lebens ihren inneren, ewigen Wert leiht. Wie sonst nur eine große Landschaft die Seele weitet oder ein Künstler den rohen Stoff klärt und läutert, so durchgeistigt der Krieg jetzt die Welt. Er ist der große Allbezwinger, der auf ehernem, dunklen Untergrunde die Geschehnisse und Schicksale meißelt und herausarbeitet.

Aus Sundgau u. Wasgenwald,
Feldzeitung einer Armee-Abteilung.

Chronik des Krieges.

vom 5. Januar bis 16. Februar 1917.

5. Januar. Anerkennung der finnischen Republik. — Abweisung französischer Erkundungsvorstöße in der Champagne.

6. Januar. Feindliche Fliegerangriffe auf badische Städte. — Deutsche Tauchboote versenken im Mittelmeer 30000 Registertonnen und beschießen die Hochöfen von Plombino sowie eine Batterie beim Kap San Vito (Sizilien).

7. Januar. Englische Erkundungsvorstöße bei Bullecourt werden vereitelt. — Erhöhte Gefechtstätigkeit an der mazedonischen Front, wo die bisher von russischen Truppen innegehabten Stellungen jetzt von Franzosen gehalten werden. — Deutsche Tauchboote vernichten im Sperrgebiet um England 20000 Registertonnen und bringen im Mittelmeer einen englischen Zerstörer zum Sinken.

8. Januar. Englische Vorstöße im Houthoulster Wald und starke französische Angriffe bei Flirey werden vereitelt.

9. Januar. Vergebliche Erkundungsvorstöße der Engländer bei Zandvoorde. — In den Luftkämpfen während des Dezember haben die Gegner 119 Flugzeuge und 9 Fesselballone, die Deutschen 82 Flugzeuge und 2 Fesselballone eingebüßt. — Deutsche Tauchboote versenken am Westausgang des Ärmelkanals 27000 Registertonnen. — Militärunruhen in Portugal.

10. Januar. Englische Überraschungsversuche östlich Ypern mißglücken. — Im Mittelmeer werden wieder 36000 Tonnen Schiffsraum zerstört.

11. Januar. Den deutschen Tauchbooten fallen an der Westküste Irlands 18000 Registertonnen und ein U-Boot-Jäger zum Opfer.

12. Januar. Französische Erkundungsabteilungen nördlich Reims werden zurückgeworfen.

13. Januar. Aufklärungsgefechte bei Armentières und Juvincourt.

14. Januar. Feindlicher Fliegerangriff auf Karlsruhe. — Starke italienische Angriffe am Monte Asolone und Monte Pertica werden restlos abgewiesen. — Ein deutsches Tauchboot hat im Ärmelkanal wiederum 21000 Registertonnen vernichtet. — Verhaftung des ehemaligen Ministerpräsidenten Caillaux in Paris.

15. Januar. Vorpostengefecht bei Badenweiler. — Heftiger Feuerkampf zwischen Brenta und Piave. — Unter den neuerdings im Mittelmeer versenkten feindlichen Handelsschiffen im Ausmaße von 24000 Tonnen befindet sich auch ein großer besetzter englischer Truppentransportdampfer.

16. Januar. Leichte deutsche Seestreitkräfte stoßen bis zur englischen Küste vor und beschießen die Befestigungsanlagen an der Themsemündung. Im Sperrgebiet werden 21000 Tonnen versenkt. — Die Italiener wiederholen ihre erfolglosen Angriffe zwischen Brenta und Piave. — Turkestan erklärt sich als selbständige Rupublik.

17. Januar. An keiner Front bedeutendere Ereignisse.

18. Januar. Gesteigerte Artillerietätigkeit in Flandern. — Die deutschen Tauchboote schicken in der Irischen See 32000 Tonnen, darunter einen englischen 12000-Tonnen-Dampfer, und im Mittelmeer 25000 Tonnen, darunter einen vollbesetzten italienischen Truppentransportdampfer auf den Meeresgrund.

19. Januar. Feindliche Schiffe beschießen Ostende. Zunehmende Gefechtstätigkeit in Flandern. — Mit den Vertretern der Ukraine wird in Brest-Litowsk eine Einigung über die Friedensgrundsätze erzielt.

20. Januar. Vorfeldkämpfe in der Strumaebene verlaufen zugunsten der Bulgaren. — Das Ergebnis des Tauchbootkrieges im Dezember beläuft sich auf 702000 Registertonnen.

21. Januar. Ein französischer Vorstoß in den Argonnen mißglückt. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz sind wieder 22000 Tonnen versenkt worden. — In einem Seegefecht bei Imbros verlieren die Türken den Kreuzer „Midilli“, die Engländer 2 Monitore und einen Transportdampfer.

22. Januar. Die Franzosen greifen bei Souain und Avocourt vergeblich an. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 27000 Tonnen feindlichen Schiffsraums gemeldet. — Innere Schwierigkeiten in Österreich.

23. Januar. Erfolgreiche deutsche Erkundungstätigkeit an der Westfront. — Graf Hertling äußert sich im Hauptausschuß des deutschen

Reichstages, Graf Czernin vor der österr.-ung. Delegation über die Friedensfrage.

24. Januar. Keine größeren Ereignisse an den Fronten.

25. Januar. Deutscher Handstreich bei Avocourt. Deutsche Flieger bombardieren die französische Nordküste, feindliche die offenen Städte Badens. — Lebhafte Artilleriekämpfe an der Südtiroler Front. — Ein deutsches Tauchboot versenkt im Ärmelkanal 28000 Tonnen feindlichen Schiffsraums.

26. Januar. Ein italienischer Angriff gegen den Monte Pertica scheitert.

27. Januar. Schwere Artilleriekämpfe auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden. — Aus dem Sperrgebiet um Irland wird die Versenkung von 20000 Registertonnen gemeldet.

28. Januar. Ein starker französischer Teilangriff in der Champagne wird abgeschlagen. Deutsche Flieger über London. — Die Italiener gehen auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden zum Infanterieangriff über, werden aber zurückgeschlagen. Österr.-ungar. Flieger bewerfen Treviso und Mestre mit Bomben. — Torpedierung eines englischen 13000-Tonnen-Dampfers. — Teilstreiks deutscher Arbeiter.

29. Januar. Wiederholte deutsche Luftangriffe auf London, Southend, Dünkirchen und Calais. — Die Bulgaren weisen einen feindlichen Vorstoß am Doiransee ab. — Die Italiener setzen ihre Angriffe auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden fort und erobern nach hartem Kampfe den Col del Rosso und den Monte di Val Bella, während sie am Monte Sisemol abgewiesen werden. — Tauchbootbeute im Mittelmeer: 30000 Tonnen. — Bürgerkrieg in Finnland.

30. Januar. Großer Luftangriff auf Paris. — Italienische Vorstöße südwestlich von Asiago bleiben ergebnislos. — Die türkischen Batterien an der Dardanelleneinfahrt bringen zwei englische Tauchboote zum Sinken. Ein anglo-ägyptischer Hilfskreuzer fällt einer Mine zum Opfer. — Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Bruch zwischen den russischen Bolschewiki und Rumänien.

31. Januar. Weitere italienische Angriffe auf der Hochfläche von Asiago brechen verlustreich zusammen. — Straßenunruhen in Berlin.

1. Februar. Im Mittelmeer werden 23000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt, darunter ein großer Truppentransportdampfer.

2. Februar. Ein englischer Erkundungsvorstoß bei Monchy wird abgewiesen. — Die Ukraine sagt sich von den Petersburger Maximalisten los, die in Finnland ein Schreckensregiment führen.

3. Februar. Erkundungsgefechte bei Ballicourt und an der Ailette. — Den deutschen Tauchbooten fallen im Ärmelkanal wieder 18000 Schiffstonnen zum Opfer.

4. Februar. Heftiger Artilleriekampf von der Küste bis zur Lys. Deutscher Teilerfolg bei Beaumont. — Die polnischen Truppen in Rußland erheben sich gegen die Bolschewiki und besetzen Minsk und Mohilew. Die Truppen der ukrainischen Rada erobern Charkow.

5. Februar. Vergebliche Erkundungsvorstöße des Feindes bei Avocourt und in den Argonnen. — Ein einziges deutsches Tauchboot versenkt im Ärmelkanal 20000 Registertonnen. — Die Polen erobern Rogatschew. — Ende der deutschen Streikbewegung.

6. Februar. Zahlreiche Scharmützel an der Westfront. — Konflikt der Bolschewiki mit der Kirche.

7. Februar. Versenkung eines amerikanischen Truppentransportdampfers unweit der Küste Irlands. — Die Polen erstürmen nach zweitägigem Kampfe Smolensk.

8. Februar. Gefecht zwischen einem feindlichen Motorboot und einem deutschen Tauchboot an der französischen Nordküste.

9. Februar. Abschluß eines Präliminarfriedens zwischen dem Vierbund und der ukrainischen Volksrepublik.

10. Februar. Trotzki erklärt im Namen Rußlands den Krieg auch ohne formellen Friedensschluß für beendigt. — Rücktritt Bratianus, der durch General Averescu ersetzt wird.

11. Februar. Minenkämpfe bei Remenauville. — Örtliche Teilerfolge der Österreicher und Ungarn am Südhang des Sasso Rosso. — Vernichtung von 18000 Tonnen feindlichen Schiffsraums im Ärmelkanal.

12. Februar. Ein französischer Vorstoß bei Remenauville scheitert. Deutscher Fliegerangriff auf Nancy. — Tauchbootbeute auf dem nördlichen Kriegsschauplatz: 20000 Tonnen.

13. Februar. Lebhafte Vorfeldkämpfe in der Champagne, wo sich die Franzosen in einem vorspringenden Winkel der deutschen Stellung bei Tahure festsetzen. — Der feindliche Transportverkehr im Mittelmeer wird durch die Versenkung von weiteren 33000 Registertonnen empfindlich geschädigt.

14. Februar. Erkundungsvorstoß deutscher Marinetruppen bei Mannekensvere. — Bei den Luftkämpfen im Januar verlor der Feind 152 Flugzeuge und 20 Fesselballone, die Deutschen 68 Flugzeuge und 4 Fesselballone. — Erfolgreicher Vorstoß deutscher Torpedoboote in den englischen Kanal. Ein deutsches Tauchboot beschießt Arenella bei Palermo.

15. Februar. Verschärfte Artillerietätigkeit in der Champagne. — Im Ärmelkanal werden 19000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet.

16. Februar. Ablauf des Waffenstillstandes mit Rußland. — Erfolgreicher Streifzug leichter deutscher Seestreitkräfte im Ärmelkanal. Deutsche Flieger bombardieren London, Dover und Dünkirchen. — Hilferuf der Ukraine an Deutschland. Gewalttätigkeiten der Roten Garde in Finnland.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Zusammenbruch der Weichselfront.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 5 Abbildungen.

Wenn wir auf unserem Kärtchen (Abb. 1) den Verlauf der ungefähren Frontlinie am 23. Juli 1915 verfolgen, so sehen wir deutlich, wie die seit dem entscheidenden Tage von Gorlice ununterbrochen siegreichen Heere der Mittelmächte die in Mittelpolen zusammengedrängte russische Hauptmacht in weitem Halbkreise umspannen, wir erkennen hier in ihren Grundzügen die Anbahnung der gewaltigsten strategischen Umfassung, die die Weltgeschichte je erlebte. Je länger dann der Kampf im Osten währte, um so unverkennbarer sehen wir die ungeheure Linie zu erwürgender Umklammerung sich biegen, um so schärfer hebt sich ein ganz neuer Schlachtbegriff heraus, der der neuzeitlichen Riesenschlacht mit gesonderten, aber nach einheitlichem Plane fechtenden und dem gleichen Ziele zustrebenden Armeegruppen. Dieser gigantische Plan, mit dem sich die Vorgänge von Cannae, Ulm, Sedan und Tannenberg wohl den Grundzügen und der Anlage, nicht aber dem Umfange nach vergleichen lassen, zeichnete sich für ein halbwegs kundiges Auge schon von der Stunde an mit rasch zunehmender Deutlichkeit ab, in der die Armee Mackensen nach ihrem unerhörten Siegeszuge und der geglückten Befreiung von Przemysl und Lemberg scharf nach Norden einschwenkte und nur ihren rechten Flügel zur Sicherung am oberen Bug und Dnjestr stehen ließ. Als dann auch die Hindenburg-Armeen sich gegen Narew und Njemen in Bewegung setzten und so auf beiden Flügeln ein beängstigend steigender Druck sich bemerkbar machte, befand sich der Großfürst-Heerführer in einer Lage, die unwillkürlich an diejenige Napoleons vor der Schlacht bei Leipzig erinnerte. Er stand in einer allerdings sehr starken Zentralstellung innerhalb des polnischen Festungsvierecks und verfügte hier zunächst noch über den Vorteil der inneren Linie, der aber um so bedeutungsloser werden und schließlich in das Gegenteil umschlagen mußte, je mehr seine Heereskörper nach der Mitte zu zusammengepreßt wurden und die Rochadelinien der Eisenbahnen preisgeben mußten, die in dem wegearmen Polen von doppelter Wichtigkeit sind. Dieses erschien unter solchen Umständen gewissermaßen als eine einzige großartige Lagerfestung, unendlich viel raumreicher als Paris oder Antwerpen, und



Abb. 1. Der ungefähre Verlauf der Ostfront im Sommer 1915.

auf den drei angegriffenen Seiten mußten ihr vorgelagerte Gebietsteile als Glacis dienen. Auf der Nord- und Westseite war sie durch breite Stromschranken und trotzige Festungen stark gesichert, aber auf der Südseite klaffte zwischen Weichsel und Bug eine weite Lücke, in die nun Mackensens plötzliche Schwenkung mit den Heeren des Erzherzogs Joseph Ferdinand und des Generals v. d. Marwitz hineinstieß, während Linsingen diesen Vormarsch längs des Bugs

begleitete und geradewegs auf Brest-Litowsk vordrang, das gewissermaßen die Zitadelle der ungeheuren Lagerfestung vorstellte. Mit unerhörter Genauigkeit schob sich bei diesen großzügigen Operationen ein Glied der Riesenkette nach dem andern ein, alles wirkte planmäßig zusammen und unterstützte sich gegenseitig.

Die Russen hatten das Gefährliche dieser Lücke, in die ja schon gleich nach Kriegsausbruch der erste, schneidig geführte, aber an der feindlichen Übermacht sich verblutende Vorstoß der Österreicher und Ungarn hineinführte, sehr wohl erkannt und waren von Anfang an bestrebt, sie wenigstens durch ausgedehnte Feldbestigungen im Raume von Krasnik, Cholm, Lublin und am versumpften Laufe der Wieprz zu decken, und diese Anlagen waren jetzt noch ganz bedeutend verstärkt und ausgebaut worden. Dazu bereitete die eigenartige Natur des Landes dem Vordringen der Verbündeten und ihrem Nachschub unsägliche Schwierigkeiten, während der Russe alle Hilfsquellen unmittelbar zur Hand hatte und sozusagen mit dem Rücken gegen die Wand focht. Hier lag die strategische Entscheidung des großen Ringens, denn wenn Lublin genommen und der Wieprz bezwungen war, dann war auch die ganze russische Weichselfront nicht länger zu halten, sondern mußte — im Rücken umgangen — von selbst zusammenbrechen, zumal ja auch die nördliche Stromschranke durch die Armeegruppen Gallwitz und Scholz überwunden worden war.

Wir müssen diese innigen strategischen Zusammenhänge uns vergegenwärtigen und das Ganze gewissermaßen aus der Vogelperspektive betrachten, wenn wir die verwirrende Flut der Ereignisse, die vor den Augen der verblüfften Mitwelt mit sich überstürzender Hast auf dem Kriegstheater des Ostens im Sommer 1915 sich abspielten, richtig verstehen und einschätzen wollen. Da also der Schwerpunkt in Südpolen lag und alles darauf ankam, hier ein Eindrücken der offenen russischen Flanke zu verhüten, mußten die Russen unter Ausnützung der inneren Linie notgedrungen alle noch verfügbaren Reserven in den Raum von Lublin und Cholm werfen, um den gefährlichsten Gegner aufzuhalten und abzuweisen. Sie handelten demnach nicht mehr nach eigener freier Willensbestimmung, sondern unter dem Zwange eines ihnen von der deutschen Heeresleitung vorgeschriebenen Gesetzes und waren dadurch von vornherein im Nachteil. Unter dem lähmenden Drucke dieser Verhältnisse konnte auch der sonst so tatkräftige großfürstliche Heerführer, dessen militärische Leistungen bisher die auf ihn gesetzten Erwartungen entschieden gerechtfertigt, ja übertroffen hatten, die rechte Entschlußfreudigkeit zu einem entscheidenden Durchbruch oder zu zäher Verteidigung seiner Grenzwälle nicht finden. Er wurde schwankend, griff zu halben Maßregeln, räumte die eine Festung und ließ die andere einschließen, opferte unzählige Nachhuten, verstand es nicht, Joffres Stil von der Marne nachzuahmen und entschloß sich schließlich zu einem verlustreichen allgemeinen Rückzug unter greulicher Verwüstung des eigenen Landes, der den Eindringlingen das Schicksal Napoleons vom Jahre 1812 bereiten sollte. Raum genug hatte er ja dazu, aber solche barbarische Skythenmittel verfangen in den Kriegen der Gegenwart mit ihrer hochentwickelten Technik, im Zeitalter der Elektrizität und der Eisenbahnen nicht mehr und bedeuten nur unnütze Opfer. Deutsche Heere der Neuzeit sind für alle Möglichkeiten gerüstet und verfügen denn doch über ganz andere technische und organisatorische Mittel, als sie dem großen Korsen zur Verfügung standen, und der nüchterne Geist eines Hindenburgs läßt sich nicht in uferlose Weiten locken, sondern begnügt sich mit dem praktisch Erreichbaren. Aber es wirkt einigermaßen lächerlich, wenn die gesamte Ententepresse zum Troste für die erschrockenen Bundesgenossen eifrig und krampfhaft sich bemühte, den ununterbrochenen russischen Rückzug als etwas Freiwilliges und Gewolltes, als etwas Planmäßiges und strategisch tief Durchdachtes hinzustellen, das schließlich doch zum Nachteil der Angreifer ausschlagen müsse. Der Rückzug der Russen kann vielmehr schon deshalb nicht als ein eigentlich freiwilliger bezeichnet werden, weil er im Anschluß an erlittene Niederlagen, in unmittelbarer Berührung mit dem siegreichen Gegner und unter erschrecklichen Verlusten an Gefangenen und Kriegsmaterial aller Art erfolgte. Kein Feldherr mit gesundem Menschenverstand gibt „freiwillig" eine industrielle Riesenstadt mit all ihren unzähligen Hilfsquellen und eine ganze Reihe von Festungen mit den dazu gehörigen Geschützen und ungeheuren Vorräten preis. Das russische Verteidigungssystem an sich war ja gut, abgesehen von der erwähnten Lücke zwischen Weichsel und Bug und abgesehen davon, daß die Festungen den artilleristischen und pioniertechnischen Waffen der Gegenwart nicht mehr ganz gewachsen waren. Aber zeitgemäß sind Befestigungen eben überhaupt nur dann, wenn auch geistige und innere sittliche Kraft in ihnen steckt. Wenn sie jetzt so vollständig versagten, so beweist dies



Phot.: Kühlewindt, Königsberg.
Abb. 2. Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau.

nur, daß diese schöne Abwehrwaffe in eine Hand gegeben war, die sich ihrer nicht zu bedienen vermochte. Bis dahin hatten die befestigten Stromabschnitte der russischen Heeresleitung unsagbare Vorteile gewährt; sie boten sichere Zuflucht bei erlittenen Schlappen, aus ihnen brach man immer wieder hervor, wenn die geschlagenen Heere sich neu gekräftigt hatten, hinter ihnen leistete man deutschen Angriffen den hartnäckigsten Widerstand. Man denke nur an den langen, langen Stellungskrieg vor Warschau! Durchbrochen wurde dieser Panzer erst, als ihn Mackensen von der Rückseite aus öffnete. Es wäre deshalb ganz verfehlt, aus dem Laufe des Feldzuges 1915, wo der Sieger Festungen pflückte wie reife Brombeeren, schließen zu wollen, ständige Befestigungen hätten sich überlebt. Nein: der Geist, der die Waffe erfindet, vermag auch den Schild zu schmieden, der gegen sie schützt.

Wenn Warschau und Iwangorod wie reife Früchte über alles Erwarten rasch und fast gleichzeitig fielen, so ist dies die einfache Folge ihrer Umgehung, und wir haben darin vor allem die strategische Auswirkung des kühnen Weichselübergangs der Armeegruppe Woyrsch zwischen beiden Festungen zu sehen, durch den der ganze linke Flügel der russischen Zentralstellung eingedrückt wurde. Nachdem General von Woyrsch seine Heeressäulen unter ständigen Gefechten durch die Schluchten der Lysa Gora hindurchgefädelt hatte, vertrieb er die Russen aus Radom und marschierte gegen Iwangorod, auf seinem rechten Flügel gedeckt durch die Armee Koeveß, der auch deutsche Landwehr beigegeben war. Die Russen setzten sich im Abschnitt der Ilshanka, die bei Ilsha entspringt, in weitem Bogen der Weichsel zufließt und oberhalb Nowo-Alexandria in sie einmündet. Schlesische Landwehr stürmte diese Stellung in forschem Zugreifen. Nochmals leistete der Russe auf der Linie Lagow—Lugowa Wola, nur 12 km von den südwestlichen Außenforts Iwangorods entfernt, erbitterten Widerstand, aber die Feldgrauen ließen nicht locker, brachen bei Zwolen durch, eroberten den Brückenkopf und nötigten den Feind zu schleunigem Uferwechsel über die Brücke von Nowo-Alexandria, wobei er schon von den deutschen Schrapnells überschüttet wurde und es deshalb teilweise vorzog, sich in die Forts von Iwangorod zu flüchten. Dieses Nowo-Alexandria hieß früher Pulawy und hat einst

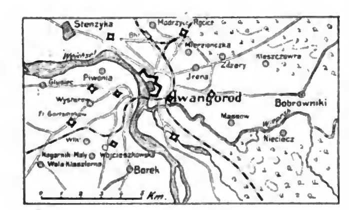


Abb. 3. Die Befestigungen von Iwangorod.

in der polnischen Geschichte als glänzender Herrensitz der Fürsten Czartoryski eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Vor dem Kriege war es zu einer beliebten Sommerfrische der Warschauer geworden, und nur noch das in eine land- und forstwirtschaftliche Bildungsanstalt umgewandelte Fürstenschloß mit dem wundervollen, weitläufigen Park, in dem sich eine Nachahmung des Sibyllentempels von Tivoli erhebt, erzählte von den alten Zeiten. Weiter stromabwärts fällt der Blick auf das vom hohen Steilufer in die Weichsel schauende Städtchen Kasimiercz, das fast nur von Juden bewohnt und durch einen uralten hohen Rundturm als Gründung Kasimirs des Großen gekennzeichnet wird. Einst ein Mittelpunkt des Getreidehandels, der zahlreiche Kaufleute aus den Hansastädten und selbst aus England anlockte, ist es heute zu einem elenden Provinznest herabgesunken.

General v. Woyrsch überließ nun die weiteren Operationen gegen Iwangorod seinem Waffengefährten Koeveß und schwenkte selbst nordwärts ab, um sich eine geeignete Stelle zum Weichselübergang zwischen den beiden großen Russenfesten zu suchen. Er fand sie bei der Radomkamündung, also näher nach Iwangorod zu, das früher Demblin hieß. Schon diese Seitwärtsschiebung starker Truppenkörper angesichts einer feindlichen Festung durch ein landschaftlich zwar nicht reizloses, aber äußerst wegearmes und militärisch sehr schwieriges Gelände stellte hohe Anforderungen an alle Befehlsstellen. Der Linksabmarsch war in diesem Falle besonders heikel, weil er sehr rasch erfolgen und der Stromübergang sich ihm unmittelbar anschließen mußte, indem sonst nicht darauf zu rechnen war, den Feind zu überraschen. Im Überraschungsmoment liegt aber gerade bei Stromübergängen der Schwerpunkt, ja fast die einzige Aussicht auf Erfolg. War doch die Weichsel hier fast kilometerbreit und obendrein von zahlreichen Sandbänken durchzogen, die die Pontons fortwährend der Gefahr des Auflaufens aussetzten. Zur Erzwingung des Übergangs war das Landwehrkorps des Freiherrn v. König bestimmt, dem für den Brückenschlag noch 10 österr.-ungarische Pionierbataillone unter der trefflichen Führung des Obersten Mischek beigegeben waren. In der Nacht vom 28. zum 29. Juli rückten die Truppen in die ihnen angewiesenen Stellungen, und um $1^{1}/_{2}$ Uhr morgens wurden mit aller Kraft die ersten schweren Pontons ins Wasser geschoben. Über die Stärke und Kräfteverteilung des Feindes am jenseitigen Ufer wußte man gar nichts, sondern führte den Stoß buchstäblich ins Dunkle. Die Spannung war daher groß und wurde noch vermehrt durch die Finsternis der Nacht und ihre völlige Lautlosigkeit. Aber das kühne Unternehmen gelang glänzend. Die russischen Sicherungstruppen ließen sich überraschen und wurden schnell überwältigt. Mit dem Morgengrauen konnte auch die deutsche Artillerie eingreifen, während die übergesetzten Truppen einen kleinen Brückenkopf schufen und die fleißigen Pioniere den Bau mehrerer Brücken zugleich in Angriff nahmen. Bald genug erholte sich jedoch der Russe von seiner ersten Überraschung und erkannte das Kritische der Lage. Aus Warschau, Iwangorod und Lublin führte er Verstärkungen heran und warf sie in verzweifelten Gegenangriffen gegen den Eindringling. Die wackeren Landwehrleute aber hielten fest, was sie einmal gepackt hatten, und wiesen in unerschütterlicher Standhaftigkeit alle feindlichen Vorstöße durch wohlgezieltes Feuer zurück. Unter schweren Verlusten wichen die Russen nach Osten. Damit war der deckende Schild der Weichselschranke zerbrochen, und die strategischen Folgen dieses prachtvollen Stromübergangs machten sich alsbald nicht nur vor Warschau und Iwangorod, sondern auch am Wieprz bemerkbar, wo Erzherzog Joseph Ferdinand schwer zu ringen hatte und die ihm nun gebrachte Entlastung sehr gut gebrauchen konnte.

Nicht minder glücklich focht Koeveß vor Iwangorod selbst, dessen auf dem linken Weichselufer gelegene Westfront er in weitem Halbkreis umspannt hielt. Am 31. Juli erkämpften sich seine Truppen den Durchbruch bei Slowiki Nowe und standen nun vor den durchweg in Eisenbeton angelegten Vorfeldstellungen von Iwangorod, zwischen denen Wassergräben ausgehoben waren, um den Angreifer auch durch eine künstlich hervorgerufene Überschwemmung zu behindern. Von der Hauptbahnlinie aus waren

Zweiggeleise in diese Stellungen gelegt worden, auf denen russische Panzerzüge feuernd hin und her fuhren. Aber auch diese furchtbaren Stellungen wurden nach entsprechender Artillerievorbereitung am 1. August genommen, wobei sich ungarische Infanterieregimenter durch besondere Tapferkeit auszeichneten. So gründlich war die Niederlage der Russen, daß sie gar nicht erst in die zweite Vorfeldstellung bei Klasztorna Wola, sondern gleich in die Forts von Iwangorod zurückfluteten. Auch die linksufrigen Forts gaben sie dann auf. General v. Koeveß ließ daraufhin hier nur noch Beobachtungstruppen stehen und ging nun weiter nördlich mit seiner Hauptmacht ebenfalls über die Weichsel, indem er stromabwärts von Kosenice die südlichste der von der Armee Woyrsch geschlagenen Brücken benutzte. Die deutschen chen so den Anforderungen des neuzeitlichen Festungskrieges. Der Platz bildete den einen Eckpfeiler der russischen Stellung. Mit seinem Falle wurde ihr das Kniegelenk ausgerenkt, und der Durchbruch konnte nun auch an dieser Stelle zur Umfassung gedeihen.

Gleichzeitig mit dem Schicksale Iwangorods erfüllte sich auch dasjenige Warschaus, das als köstliche Siegesfrucht langsam heranreifte. Die vielgeprüften Truppen der 9. deutschen Armee in den so lange festgehaltenen Stellungen an der Bzura und Rawka hatten einen angenehmen Vorsommer von fast idyllischer Ruhe verbracht inmitten ihrer netten Birkenhäuschen und sorgsam gepflegten Gärten. Sie warteten geduldig, bis ihre Zeit kam. Das war nun endlich der Fall. Mit einer Begeisterung, die lebhaft an die unvergeßlichen Augusttage des Vor-

Phot.: Kilophot, Wien.

Abb. 4. Schwieriger Vormarsch auf sumpfiger Landstraße.

Truppen hatten inzwischen nach viertägigem Ringen die Russen vollends abgeschüttelt, und diese traten nun auf allen Punkten den Rückzug an und räumten auch die doch nicht mehr zu haltende Festung Iwangorod. Zwar suchten sie vorher die ziemlich veralteten und größtenteils noch aus Ziegelsteinen aufgeführten Werke zu sprengen, doch gelang deren Vernichtung nur teilweise. Das an der Einmündung des Wieprz in die Weichsel beherrschend gelegene und nur rund 100 km von Warschau entfernte Iwangorod ist übrigens gleich Nowo-Georgiewsk eine reine Militärfestung und hat deshalb nur eine verschwindend geringe Zivilbevölkerung. Seine alten „Einheitsforts“ haben zwar keinen großen militärischen Wert mehr, aber die neueren Befestigungsgürtel sind als „zerlegte Stützpunkte“ aufgeführt und entspre- jahres erinnerte, zogen die Feldgrauen in den letzten Streit um das große russische Bollwerk, das jetzt schon als ein vorspringender, halb umgangener Punkt der feindlichen Gesamtfront erschien und deshalb kaum zu halten war. Die Russen waren denn auch nur aufs Abbauen bedacht. Ein Heer aber, das in den Kampf geht und gleichzeitig seinen Rückzug vorbereitet, ist im voraus geschlagen. Brennende Dörfer, Flammenschein und Rauchwolken waren die untrüglichen Anzeichen dafür, daß der Moskowiter nicht mehr lange standzuhalten gedachte. Besondere Brandstiftungsbrigaden der russischen Nachhut waren an der Arbeit und besorgten sie mit gewohnter Gründlichkeit. „Kein Verzweiflungskampf des Polentums“ ruft Ganghofer angesichts dieser Verwüstungen aus, „hat Polen je so grauenvoll verwüstet wie diese

unsinnige Kosakenstrategie, die vor dem Wege der Deutschen eine menschenleere Wüste zu erschaffen versuchte." Unter leichteren Gefechten kam man an die schon im Oktober 1914 so heiß umkämpfte Stellungslinie Blonie—Grojec—Gora Kalwarja heran, aber hier leistete der Gegner nochmals erbitterten Widerstand. Dorf Pierunow auf der Straße Sochaczew—Blonie mußte mit stürmender Hand im Nahkampfe genommen werden. Hier fiel der bekannte Düsseldorfer Maler David Zacharias, der auch ein anerkannter Meister auf dem Cello war. Am Abend des 4. August war die gefürchtete Blonie-Stellung genommen, und als ein versprengter Artillerietrompeter am Biwakfeuer das Lied „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren" blies, fielen alle Feldgrauen ringsum ergriffen ein, durchschauert von der geschichtlichen Wichtigkeit der Stunde. Im Morgengrauen dröhnten die Detonationen der Brückensprengungen herüber, und als dann die Morgensonne zum ersten Male wieder die dunklen Gewitterwolken durchbrach, beleuchteten ihre sieghaften Strahlen verheißungsvoll die gleißenden Kuppeln und weißen Türme der polnischen Hauptstadt. Warschau, die nächst Petersburg und Moskau volkreichste Stadt des weiten Moskowiterreiches, Warschau, das Hauptbollwerk des großen russischen Verteidigungssystems, Warschau, die Festung mit dem doppelten Panzergürtel, den 23 neuzeitlichen Forts und den Hunderten von Zwischenwerken, lag bezwungen und ohnmächtig zu den Füßen der Feldgrauen! Noch einmal versuchten die Russen den deutschen Vormarsch aufzuhalten, und nochmals tauschten die Geschütze des angreifenden Feldheeres ihre ehernen Grüße mit den Kanonen der Forts. Um die Mittagsstunde räumten die Russen das von den Bayern bedrängte Fort VI des äußeren Gürtels, und nun griffen Württemberger, Sachsen und Preußen die benachbarten Werke an. Vor den Forts VII, VII a, VIII u. IX fochten preußische Regimenter, die sich ebenso wie die Sachsen vor Fort V schon am Abend zuvor bis an die Drahtverhaue herangearbeitet hatten. Überall wurden die Russen hinausgeworfen und flüchteten nach kurzem Widerstande. Gleichzeitig von Westen und Süden drangen dann die Sieger in Warschau selbst ein. Die ganze Weltstadt war auf den Beinen und begrüßte die Eroberer freundlich, wenn auch zumeist ohne eigentliche Begeisterung. Noch aber war der Kampf nicht zu Ende, denn die Russen setzten sich jenseits der gesprengten Weichselbrücken in der Vorstadt Praga und pfefferten von dort aus mit Gewehren, Maschinengewehren und Feldgeschützen über den Strom, die Deutschen antworteten kräftig, und so kam es in den rasch sich leerenden Straßenzügen am Weichselufer zu einem richtigen Nachhutgefecht. Schützengräben wurden ausgehoben, die Feldgrauen lagen in ihnen, hinter Straßendämmen, Treppenstufen und Hausecken. Hundert Meter weiter rückwärts aber füllte eine schwatzende, bunte, erregte Menge die vollgequalmten Kaffeehäuser. Rußland ist eben immer und überall das Land der unvermittelten Gegensätze. In der Nacht vom 7. zum 8. August verdufteten die Russen auch aus der Vorstadt Praga, und in der strahlenden Sonne des 9. August hielt Prinz Leopold von Bayern, der Ehrfurcht gebietende Feldherr aus dem erlauchten Stamme der Wittelsbacher, seinen feierlichen Einzug in die polnische Hauptstadt und setzte als ihren Oberbürgermeister den allgemein beliebten und geachteten Fürsten Lubomirski ein.

Das Schicksal ist Warschau gnädig gewesen, denn es ist fast unberührt aus dem wilden Kampfe hervorgegangen, der monatelang ringsum tobte. In weitem Umkreis hat die Kriegsfurie das offene Land verwüstet, hat Dörfer zerrieben, stolze Herrensitze zerstört, Tausende des schützenden Daches beraubt, aber vor den Toren der Stadt, in der 800 000 Menschen auf das Schicksal des brennenden Moskau gefaßt waren, machte sie halt. Der flüchtende Russe vernichtete nur, was das stürmische Nachdrängen der Deutschen fördern und dem Eroberer von Nutzen sein konnte, zerstörte die Eisenbahnen, verbrannte das Arsenal, stürzte die drei mächtigen Weichselbrücken in den reißend angeschwollenen Strom und schleppte fort, was russisch und nicht niet- und nagelfest war, daß nur die nackten Wände seiner Amtsgebäude, der Kasernen und orthodoxen Kirchen und des Schlosses blieben. Aus dem Labyrinth und dessen Prachtgemächern gähnte erschreckende Leere, denn nicht weniger als 90 vollgepackte Eisenbahnwagen haben die Russen von hier fortgeschafft und dann noch während des Rückzuggefechtes den alten Königsbau fleißig beschossen. Auch das Schlößchen des Fürsten Poniatowski, des polnischen Nationalhelden aus der napoleonischen Zeit, hat dabei stark gelitten. Drollig war das Schicksal der Geheimbücherei und der von der russischen Zensur verbotenen Schriften, die beschlagnahmt und zu wahren Bergen aufgestapelt waren. Sie sollten natürlich verbrannt werden, aber die damit beauftragten Beamten zogen es vor, sie teils als Makulatur, teils an die Anti-

quare zu verkaufen, die ein glänzendes Geschäft damit gemacht haben müssen, denn es befand sich unter diesen Drucksachen manche kostbare Seltenheit. Dem russischen Gut folgten die russischen Menschen, und an diesem großen, seit Wochen vorbereiteten Auszug ist nur eins erstaunlich: wie wenig Russisches die alte Hauptstadt der Polen trotz der hundertjährigen Moskowiterherrschaft barg und angenommen hatte. Sie ist ja stets nur eine reine Polizeiherrschaft gewesen, und mit dem Verschwinden der Polizei, der Beamten und des Militärs wurde Warschau mit einem Schlage wieder, was es immer gewesen war — eine ausgesprochene polnisch-jüdische Stadt, der bei ihrem sonst durchaus westeuropäischen Aussehen diese eigenartige Volksmischung so seltsam zu Gesichte steht. Den Krieg, den man vor wenigen Tagen zitternd sich nähern sah, vergaß dieses leichtlebige Völkchen rasch genug, und an die Stelle der Angst trat die Neugier. Die zerstörten Brücken wurden zur größten Sehenswürdigkeit, zu der die Menge sich drängte. Militärisch hatte die Zerstörung wenig Wert, denn in überraschend kurzer Zeit verband eine deutsche Pontonbrücke beide Ufer, und die Versuche des Gegners, sie mit abwärtstreibenden Flößen zu zerstören, mißlangen. Fast könnte man diese überflüssige Zerstörungsarbeit symbolisch nehmen; zwischen sich und dem Westen haben die Russen die Brücken abgebrochen, aber doch mit einer gewissen Vorsicht und Scheu, denn die Pfeiler sind unberührt stehen geblieben, und die Hoffnung bleibt, über sie dereinst neue Verbindungsbahnen zu legen.

Warschau hat schon in der brandenburgisch-preußischen Kriegsgeschichte eine bedeutungsvolle Rolle gespielt. Auf seiner Nordostfront bei Praga und Biolalenka kämpften vom 18. bis 21. Juli 1656 die Brandenburger unter dem Großen Kurfürsten und seinen Feldmarschällen Derfflinger und Sparr im Verein mit den Schweden siegreich gegen die Übermacht des Polenkönigs Johann Kasimir. Nur durch die zähe Tapferkeit der Brandenburger wurde die Schlacht gewonnen, und „wandelnde Kastelle" nannte der Gegner selbst bewunderungsvoll die unerschütterlichen Vierecke des preußischen Fußvolks. Von diesen Tagen an schreibt sich der preußische Kriegsruhm, der seitdem die Adlerfahnen durch die Jahrhunderte begleitete. Warschau ist schon einmal preußisch gewesen, nämlich als Hauptstadt „Südpreußens" von der dritten Teilung Polens an bis zum Jahre 1807. Dieses preußische Warschau muß eine schnurrige Stadt gewesen sein, und wer aus dem wohlgeordneten, sittsamen Altpreußen dorthin kam, mochte sich wohl in den Orient versetzt wähnen. Abendländische Kunst, asiatischer Prunk und grönländischer Schmutz fanden sich dicht nebeneinander, und die überaus buntscheckige Bevölkerung glich einem Maskenzuge. Aber die vielen neu geschaffenen Beamtenstellen waren sehr begehrt und haben mancher verkrachten Existenz wieder aufgeholfen. Auf diese Weise kamen damals auch zahlreiche deutsche Dichter, Schriftsteller und Künstler nach Warschau. So wurde 1796 der zügellose und leidenschaftliche Zacharias Wer-

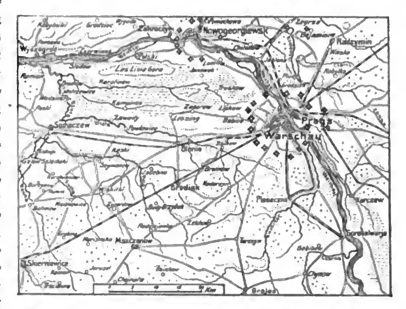


Abb. 5. Das Vorgelände und die Forts der Festung Warschau.

ner als Kammersekretär nach Warschau berufen und schuf hier im stillen Frieden das vor den Toren der Stadt reizend gelegenen Klosters Bielany sein bedeutendes Drama „Die Söhne des Tals". Auch E. T. A. Hoffmann, der berühmte Königsberger Romantiker und unerreichte Meister der phantastischen Novelle, wurde 1804 als Beamter nach Warschau versetzt, während sich eine von Boie, Gleim und dem General v. Weymarn betriebene Berufung Gottfried August Bürgers leider zerschlug, was man lebhaft bedauern muß, wenn man bedenkt, welche Fülle von Anregungen der Dichter der „Lenore" aus dem reichen, aber fast unbekannten Quell polnischer Balladenstoffe hätte schöpfen können. Das heutige Warschau ist eine herrliche Stadt, in der sich aber immer noch die Weltstadt eigenartig genug mit dem Provinznest mischt, wenn auch alles spezifisch Russische fehlt und der

westeuropäische Anstrich der alleinherrschende ist. In den neueren Vierteln baumumrandete, breite Prachtstraßen, in denen heißes Leben pulst, mit fast übermodernen Läden und Bureaus, mächtigen Prunkbauten und 5-, 6-, 7-, ja 10stöckigen Wohnhäusern und dicht daneben die alten, zumeist von Kaftanjuden bewohnten Kaufmannsviertel mit engen, schmutzigen Winkelgäßchen, einstöckigen Dorfhäuschen und windschiefen Bretterbuden. Überall ein unvermitteltes Nebeneinander von Vergangenheit und Neuzeit, ein Aufeinanderprallen von Reichtum und Elend. Ein Vorzug der Stadt sind die vielen öffentlichen Anlagen, die oft mit schönen Denkmälern geschmückt sind; so der herrliche Stadtpark und der sächsische Garten mitten im Herzen Warschaus, der einer Laune Augusts des Starken seine Entstehung verdankt. Trotzdem nimmt Warschau im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl einen recht kleinen Raum an Bodenfläche ein, d. h. die Menschen wohnen hier unglaublich dicht beieinander. In der Tat sind die Mietkasernen des Berliner Nordens und Ostens nichts im Vergleich zu denen Warschaus mit ihrem Beiwerk von Höfen, Hinter-, Seiten- und Quergebäuden. Das Wahrzeichen der Stadt ist die unter Nikolaus I. nach der blutigen Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1835 als Zwingburg des Landes vollendete Zitadelle, die „polnische Bastille" traurigen Angedenkens, in deren düsteren Kerkermauern so mancher politische Gefangene traurige Tage verseufzt hat, in deren engen Höfen so mancher Freiheitskämpfer zur Hinrichtung geführt worden ist, so der sozialistische Agitator und deutsche Reichstagskandidat Kasprzak aus Posen. (Schluß folgt.)

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Otto von Below.

Mit 1 Abbildung.

General Otto von Below, einer der hervorragendsten Heerführer dieses Krieges, der gefeierte Held von Ostpreußen, Kurland und Mazedonien, entstammt einer alten Soldatenfamilie. Sein Vater war der Generalleutnant v. Below, der ehemalige Kommandant von Posen. Bei der am 18. Januar 1857 erfolgten Geburt des Sohnes war der Vater freilich erst Oberleutnant und stand in Danzig.

Der junge Otto von Below begann nach dem Besuch des Kadettenkorps seine Offizierslaufbahn, auf der er sich unverwelkliche Lorbeeren holen sollte, am 15. April 1875, an welchem Tage er als Leutnant beim Füsilierregiment Nr. 80 eintrat, um später zu den 89ern versetzt zu werden. Später kam er zur Unteroffizierschule nach Marienwerder, war von 1884 bis 1887 zur Kriegsakademie befohlen und tat dann in den Jahren 1889 und 1890 Dienst beim Großen Generalstab, den er hierauf mit dem Generalstab der 27. Division vertauschte. Die Beförderung zum Hauptmann erfolgte 1890. Als Major führte Below von 1897 bis 1902 das dritte Bataillon der 35er in Brandenburg, kam von dort zu den 60ern nach Weißenburg und 1905 als Oberst an die Spitze des 19. Infanterieregiments in Görlitz. Der 24. März 1909 brachte ihm die Ernennung zum Generalmajor und den Befehl über die 43. Infanteriebrigade in Kassel. Drei Jahre später finden wir ihn als Generalleutnant und Führer der 2. Infanteriedivision in Insterburg.

In dieser Stellung lenkte Below durch seine ungewöhnlichen Führereigenschaften die Aufmerksamkeit der Obersten Heeresleitung derart auf sich, daß sie ihm nach Kriegsausbruch den Befehl über das zum Grenzschutz Ostpreußens aufgestellte I. Reserve-Armeekorps anvertraute, mit dem er zunächst die Angerapp-Stellung zu besetzen hatte. Er nahm hier am 20. August 1914 hervorragenden Anteil an der schweren Schlacht bei Gumbinnen, schlug sechs Tage später zusammen mit dem XVII. Armeekorps das russische VI. Korps der Narew-Armee bei Rothfließ, eroberte am 28. August Allenstein und erzwang sich nächtlicherweile in schwierigen Waldgefechten den Weg nach Hohenstein, wo er tags darauf den Feind in seiner rechten Flanke völlig überraschte und damit den Kreis um die der Vernichtung geweihten Narew-Armee von der Nordseite her schloß. In ähnlicher Weise zeichnete er sich bei der großen Winterschlacht in Masuren aus. Zum General ernannt und mit dem Pour le mérite geschmückt, wurde Otto von Below an die Spitze der achten Armee gestellt und erhielt dadurch den Oberbefehl in Kurland, wo er Gelegenheit fand, mehrere verzweifelte Anstürme der Russen siegreich abzuwehren.

Dann tauchte der Unermüdliche plötzlich als Oberbefehlshaber unserer Truppen an der mazedonischen Front auf. Allerdings vermochte er hier den Verlust Monastirs nicht mehr zu verhindern, setzte aber dann dem drohenden Weitergreifen der Offensive Sarrails unübersteigliche Schranken entgegen. Bei den schweren Kämpfen im Cernabogen setzte sich Below einmal selbst an die Spitze der Lauenburger Jäger, um eine besonders wichtige, an die Serben verloren gegangene Höhe im Sturm zurückzugewinnen. Der dankbare Kaiser belohnte diese Heldentat dadurch, daß er den General von Below zum Chef des Lauenburgischen Jägerbataillons Nr. 9 ernannte. Dieses schöne Vorkommnis ehrt in gleicher Weise den Kriegsherrn, den Heerführer und die Soldaten. Und schließlich durfte General von Below seinem Ruhmeskranze noch ein neues glänzendes Blatt einflechten durch seine und seiner Armee Teilnahme an dem beispiellosen Siegeszug in Oberitalien. Was die Truppen von Belows auf diesem Vormarsch vom Durchbruch am Isonzo bis zur Piave geleistet haben, wird von berufener Feder noch geschildert werden. Daß es ein Großes war, ist schon überall bekannt. Dem siegreichen Heerführer war es eine große Genugtuung, als er seinem obersten Kriegsherrn bei dessem Besuch



General Otto von Below.

im eroberten italienischen Gebiet seine herrlichen Truppen vorführen und selbst über ihre Taten Bericht erstatten konnte.

Die Mittel des Krieges.

Gasangriffe.

Von Willy Bautzner. Mit 4 Abbildungen.

Die Idee des chemischen Angriffs ist durchaus nicht erst eine Erfindung des 20. Jahrhunderts, wenngleich auch im gegenwärtigen Krieg in bisher noch nie dagewesener Weise auch dieses Mittel angewendet wurde. Von englischer Seite hat man anfangs zwar versucht, die Verwendung von Gaswolken als Angriffsmittel zu einem neuen völkerrechtswidrigen Ausfluß unseres Barbarentums zu stempeln, bis man, die guten Erfolge erkennend, selber auch zum chemischen Angriff überging. Der Völkerrechtswidrigkeit steht zudem entgegen, daß man schon im grauen Altertum versucht hat, mit Hilfe von chemischen Mitteln, die man dem Gegner in verschiedenfacher Form zuschleuderte oder zutrieb, den Feind unschädlich zu machen. In ihrer Entwicklung freilich sind alle früheren derartigen Angriffsmittel meist nicht weit über ihre Anfänge hinausgekommen.

Eines der beliebtesten chemischen Mittel alter Zeit war von jeher die Flamme, die als Begleiterscheinung jenes Vorgangs, den man mit Oxydation bezeichnet, bekannt ist. Da die Flamme nur dort entstehen kann, wo sich ein Körper mit dem Sauerstoff der Luft verbindet, so bedeutet also jede Erzeugung eines Brandes an sich schon einen chemischen Angriff. Das Wegbrennen feindlicher Wohnstätten und Befestigungen aus der Ferne war aber ebenso seit alters her ein Teil der Kriegführung und geschah mit voller Absicht, um den Gegner lahm zu legen. Zum erstenmal sind derartige Versuche im 5. Jahrhundert v. Chr. festzustellen; jedoch schon 100 Jahre später, war man bereits so weit, sich besonderer Zündmittel zu bedienen, die aus verschiedenen chemischen Stoffen in der Weise zusammengemengt wurden, daß sie zwar leicht in Brand zu setzen, aber nur schwer zu löschen wa-

ren. Schwefel, Werg, Weihrauch und Kienspan gehörten dazu. Man füllte mit diesen Stoffen Töpfe, zündete sie an und warf sie aus den belagerten Städten auf die starken Dächer, unter deren Schutz die Belagerer die Festung zu berennen suchten.



Abb. 1. Deutsche Gasmaske.

Ein weiterer Fortschritt waren sodann die Brandpfeile, die namentlich dort ihre Wirkung taten, wo es galt, hölzernen Bauten des Feindes gefährlich zu werden. Diese Brandpfeile erhielten im Lauf der Zeit eine solche Größe, daß man sie sogar mit Katapulten abfeuerte. Man verwendete zu ihnen Werg, Harz, Schwefel und Erdöl, vereinigte diese Stoffe in einer hinter der Pfeilspitze mit Löchern versehenen Hülse und zündete die Füllung vor dem Abschuß an. Es ist natürlich, daß sich die so bekämpften Gegner dieser chemischen Angriffe nach Möglichkeit zu erwehren suchten. Auch sie verwendeten hiezu chemische Mittel. Nachdem die ursprüngliche Gegenwehr, durch feuchte Erde die brennenden Pfeile unschädlich zu machen, nicht immer Erfolg hatte, waren mit Essig getränkte Tücher ein besonders beliebtes Mittel hiezu. Darnach suchte der Angreifer wieder nach Mitteln, die Essigtücher wirkungslos zu machen. Ein solches fand er im Salpeter. Inwieweit er Verwendung fand, läßt sich allerdings nicht genau feststellen, da häufig Salpeter und Soda miteinander verwechselt wurden, denn für beides hatte man in der damaligen Zeit die gleiche Wortbezeichnung. So vollzog sich also auch schon bei den Alten eine Art Wettspiel zwischen Angriff und Gegenwehr.

Bekannt als chemischer Angriff ist das Griechische Feuer, das schon unter Konstantin dem Großen im 4. Jahrhundert vor Christi Anwendung fand. Aus leicht brennbaren Stoffen, wie Pech, Harz, Erdöl, Schwefel und gebranntem Kalk bestehend, hat es immer seine Wirkung getan. Mit Wasser war es nicht zu löschen, vielmehr erhitzte sich dadurch der gebrannte Kalk derart, daß er das Erdöl in Brand setzte. Dieses wiederum brachte die übrigen Stoffe zur Entzündung. Außerdem entstanden durch das verdampfende Erdöl noch andere chemische Stoffe, vor allem Benzin, das bei Vermischung mit der Luft eine explosive Wirkung hatte. Durch die Explosionen und die dadurch hervorgerufenen Rauch- und Rußwolken kam schließlich auch der Schwefel zur Entzündung, der die schweflige Säure entwickelte, die ein äußerst erstickend wirkendes Gas verbreitete, in dessen Nähe kein Mensch zu verweilen vermochte. Man ging damals schon so weit, dieses Griechische Feuer mit Hilfe von Spritzen nach Art unserer Feuerspritzen dem Gegner zuzuschleudern. Noch im 13. Jahrhundert, zur Zeit der Kreuzzüge, kam das Griechische Feuer zur Anwendung, und zwar wendeten es die Sarazenen gegen die Christen an. Darnach weiß dann die Geschichte längere Zeit nichts von einem chemischen Angriff zu berichten. Als aber die Amerikaner gegen die Südstaaten im Kriege standen, kam auch dort der chemische Angriff wieder auf. Die Amerikaner füllten Bomben mit einer Lösung von Phosphor in Schwefelkohlenstoff. Wenn diese Bomben platzten, so ergoß sich die Lösung über die in Brand zu setzenden Dinge, während der Schwefelkohlenstoff verdampfte, entzündete sich von selbst der Phosphor an der Luft und die



Abb. 2. Französische Gasmaske.

Flamme erfaßte dann rasch die benachbarten brennbaren Stoffe. Da jedoch diese Art des chemischen Angriffs zuweilen leicht auch für die eigenen Truppen einigermaßen gefährlich war, so kam man von dieser Art bald wieder ab. Man suchte nach anderen Mischungen und fand

sie in den verschiedenfachsten Zusammensetzungen. Doch litten diese alle an dem Übelstand, daß dabei Stoffe zur Verwendung kamen, die man selbst nicht gern in seiner Nähe wußte, und die man ihrer Gefährlichkeit wegen selber scheute.

Nachdem im gegenwärtigen Krieg sich im Mai 1915 erstmals die Deutschen eines Gasangriffs bedienten, haben die Franzosen und Engländer es bald nachgemacht und auch die Russen lernten rasch das neue Mittel anzuwenden. Es ist nicht notwendig, daß der chemische Angriff immer brennbare Stoffe in sich trägt. Erstickende Gase allein genügen schon, die Absicht, die man auf diese Art Angriff verfolgt, zu erreichen. Der Zweck eines Gasangriffs ist es, auf die Atmungs- und Geruchsorgane der feindlichen Truppen einzuwirken, sie kampf- und handlungsunfähig zu machen. Soweit es sich um übelriechende Gase handelt, ist natürlich zu bedenken, daß der Angreifer selber ein gut Teil unter dem Gestank zu leiden hat. Man hat aber trotzdem von diesen übelriechenden Gasen reichlichen Gebrauch gemacht, namentlich seitdem die Fortschritte der Chemie neue, wirkungsvolle Stoffe liefern. Indol und Skatol gehören in diesen Bereich, ihr Geruch erinnert an Dungstätten, während der vielfach verwendete Schwefelkohlenstoff einen faulen, rettichähnlichen Geruch erzeugt.

Dem chemischen Angriff recht förderlich war die Erzeugung flüssiger Gase, die bei ihrer Entzündung Dämpfe entwickeln, Schwefelsäure und Chlor ließen sich zu diesem Zweck verwenden, und die Franzosen haben sich anfangs oft über diese Art chemischer Angriffe beklagt, es aber dann bald reichlich nachgeahmt.

Die Ausbreitung der Gasangriffe brachte es schließlich mit sich, daß die Gegner Schutzmaßnahmen dagegen anwendeten. So waren die Engländer unseres Wissens die ersten, die durch sogen. Respiratoren die Wirkung der Gase unschädlich zu machen suchten. Diese Respiratoren wurden schließlich zur vollkommenen Gasmaske, die jetzt noch ausgedehnte Verwendung findet.

Im Lauf des Krieges hat sich schließlich eine ganze Technik des Gasangriffs entwickelt, eine Technik, die systematische Regeln in diese Sache trug. Um einen Gasangriff in die Wege zu leiten, bedient man sich einesteils besonderer Gasgranaten, anderenteils auch eigens konstruierter Zylinder, in denen das Gas durch Röhren entweder unter normalem Druck oder in komprimierter Form entweicht. Bei der Anwendung von Gasbomben oder Gasgranaten werden die giftigen Gase erst nach der Explosion frei. Diese Geschosse besitzen ein geringes Gewicht und werden deshalb entweder aus der Hand oder mit Hilfe besonderer Vorrichtungen (Katapulte oder Schleudern) geworfen.

Voraussetzung für einen Gasangriff, resp. für sein Gelingen, ist in der Hauptsache, daß der Wind in der gewünschten Richtung weht und eine Stärke von mindestens 2 Metersekunden aufweist. Unmöglich ist ein Gasangriff bei Re-



Abb. 3. Deutscher Stoßtrupp greift im Schutz einer Gaswolke an.

genwetter. Notwendig ist bei diesem Angriff in jedem Fall das Überraschungsmoment und daß das Gas selber schwerer als die Luft ist. Erforderlich ist auch vor allem, daß es dem Feind nicht gelingt, durch Gegenmaßnahmen die Wirkung des Gases zu beseitigen. Die Windstärke darf deshalb nicht wesentlich mehr als bereits angegeben betragen, weil sonst das Gas zu rasch über die feindliche Stellung hinweggetrieben würde. Andrerseits besteht bei zu leichtem Wind wieder die Gefahr, daß das Gas in den eigenen Stellungen zu lange sitzen bleibt und so leicht dem Angreifer selber gefährlich wird. In der Regel leitet der chemische Angriff einen Sturmangriff ein. Er soll nur dazu dienen, die bereitstehenden Truppen in den feindlichen Gräben kampfunfähig zu machen, resp. den Angreifern das Eindringen in die feindlichen Stellungen

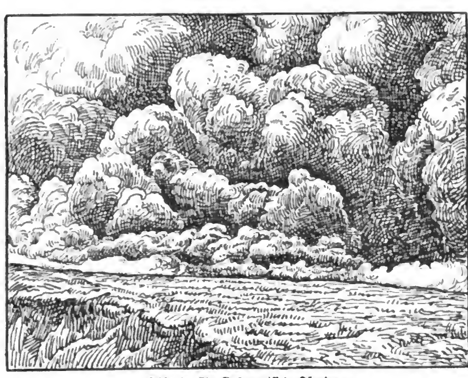


Abb. 4. Ein Gasangriff in Flandern.

sollen. Durch besondere Übungen ist jede Grabenbesatzung auf den raschen und richtigen Gebrauch der Masken eingeübt. Englische Fachleute empfehlen ihren Truppen außer den Gasschutzmasken noch besondere Respiratoren mit sich zu führen, für den Fall, daß die Masken selber bereits verdorben waren. Notwendigerweise können solche Respiratoren auch durch ein Stück Wollstoff ersetzt werden, das, ins Wasser gelegt und gut ausgerungen, mehrfach zusammengelegt auf Mund und Nase aufgelegt wird. Auch ein Strumpf, mit feuchter Erde gefüllt und damit Mund und Nase gewissenhaft verbunden, kann im Notfall als Respirator dienen.

zu erleichtern. Die nach einem Gasangriff vorgehenden Truppen sind deshalb gehalten, in der ersten halben Stunde selber Gasmasken zu tragen, um ihre Angriffskraft nicht durch die eigenen chemischen Angriffsmittel zu schwächen. Man rechnet bei einem Gasangriff die Wirksamkeit des Gases auf die Dauer von 20—30 Minuten; je nach der Art des verwendeten Gases kann die Wirkung auch kürzer oder länger sein. Kundige erkennen schon am Geruch die Art des Gases und können darnach ermessen, wie lange die angewendeten Schutzmaßnahmen zu beobachten sind. Jedenfalls sind die Mannschaften gehalten, die Schutzmasken erst auf Befehl abzulegen.

Um einen Gasangriff mit Erfolg abwehren zu können, ist es erforderlich, daß man mit der Technik der Durchführung genau vertraut ist. In erster Linie muß die Windrichtung ständig im Auge behalten werden. Ist sie einem Gasangriff günstig, so gilt es, rechtzeitig eigene Beobachtungsposten in der Windrichtung aufzustellen, die sofort Meldung von einem erfolgenden Gasangriff machen. Es gilt in erster Linie also, auf der Hut zu sein und die vom Gegner geplante Überraschung zu vereiteln. Gelingt dies, so ist der Angriff eigentlich schon erledigt, denn es können rechtzeitig die Gasmasken angelegt werden. Jeder Soldat verfügt über zwei Gasmasken, die er in wasserdichten Überzügen bei sich trägt und die erst im Augenblick des Gebrauchs daraus entnommen werden

Erforderlich ist nach jedem Gasangriff eine sorgfältige Reinigung der Gräben, die mittelst tragbarer Spritzen vorgenommen wird. Wird diese Reinigung unterlassen, so kann es vorkommen, daß die Gase tagelang in den Gräben sitzen bleiben und ihre schädliche Wirkung, wenn nicht sofort, so desto sicherer in längerer Zeit ausüben. Zweckmäßig ist es, über jeden Gasangriff genau zu berichten, wobei die Zeit des Beginns, die Dauer des Angriffs, sowie Farbe und Geruch des Gases, schließlich die Wirkung auf Atmungsorgane und Augen anzugeben sind. Das ist notwendig, einmal, weil der Gegner oftmals seine Angriffe mit neuen Gasarten unternimmt, und zum andern, weil man aus den Erfahrungen und Beobachtungen nur lernen kann, einen künftigen Angriff in wirkungsvoller Weise abzuwenden.

Alles in allem darf gesagt werden, daß die Gasangriffe, deren Häufigkeit je länger, je mehr ins Auge fällt, heute ein, wenn nicht ausschlaggebendes, so doch allgemein gefürchtetes Hilfsmittel des Krieges sind. Ihre Anwendung ist, wie schon eingangs erwähnt, völkerrechtlich durchaus zulässig, da hiebei nicht die Absicht besteht, in allen Fällen eine tödliche Wirkung zu erzielen, sondern in erster Linie die Kampfunfähigkeit des Gegners herbeizuführen, eine Absicht, die ja auch anderen Kriegsmitteln, vor allem den Geschossen der Gewehre und Kanonen, zugewiesen ist.

Geleitzüge einst und jetzt.

Von Rich. Rietscher.

Seitdem wir uns bemühen, unsere Feinde mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und ihnen die Zufuhr von Übersee zu unterbinden, haben sich die Gegner angestrengt, geeignete Abwehrmaßnahmen gegen unsere U-Boote ausfindig zu machen. Aber selbst die vielseitigsten Anweisungen, die Bewaffnung der Schiffe, die U-Boots-Prämien und anderes mehr, ja nicht einmal die ganze gewaltige Armada der U-Boots-Jäger in der mannigfaltigsten Gestalt haben es vermocht, die Tätigkeit unserer U-Boote einzuschränken und die Schiffsversenkungen zu vermindern. Das Versagen all ihrer Abwehrmittel zwang schließlich die Entente dazu, ihren Handelsverkehr von und nach Übersee in der Form von Geleitzügen durchzuführen. Nur selten noch fährt ein Handelsschiff allein über den Ozean, und in der Nähe der Gefahrzonen werden überhaupt fast ausschließlich nur noch Geleitzüge ausgeführt.

Damit sind unsere Feinde auf ein Mittel verfallen, das schon im grauen Altertum in der Übung war, denn es ist geschichtlich erwiesen, daß schon zu jener Zeit, als die Phönizier mit den Völkern des Nordens in Handelsverkehr standen, sie ihre Schiffe gemeinsam über See führen ließen, um der damals schon allenthalben vorhandenen Seeräuberei zu begegnen. Auch im Mittelalter und in den darauffolgenden Jahrhunderten hat man es oft erlebt, daß die Handelsschiffahrt in der Form von Geleitzügen ausgeübt wurde, weil zu jenen Zeiten auch das Handwerk des Seeräubers ein einträgliches Geschäft war, das um so mehr blühte, je mehr ein Staat Verbindung mit den Ländern jenseits der Meere suchte. Engländer, Franzosen, Holländer, auch Deutsche (die Hansa) und Spanier waren gezwungen, sich der Geleitzüge zu bedienen. Es ist also der Geleitzug von jeher eine Schutzmaßnahme gegen Überfälle auf See gewesen. Dabei ist zu beobachten, daß ein Geleitzug das einemal eine Vereinigung von nur Handelsschiffen, ein andermal eine Gesellschaft von Handelsschiffen sein kann, die unter dem Schutz von Kriegsschiffen ihre Reise machen. Trifft ersteres zu, so wird jedes Handelsschiff eine entsprechende Bewaffnung haben. Sie richtet sich selbstverständlich nach der Art der Schiffe und ist stärker, je wertvoller die Ladung, je größer oder geringer die Anzahl der Schiffe ist.

Engländer und Franzosen haben schon frühzeitig begonnen, sich eine Kriegsflotte zuzulegen, deren besondere Aufgabe es war, die Handelsschiffahrt zu beschützen. Von den Holländern wissen wir, daß sie außer den Kriegsschiffen für die Begleitung der Geleitzüge noch besondere Kriegsfahrzeuge ausgerüstet haben, denen sie den Namen Convoyers gaben. Es ist sehr häufig vorgekommen, daß die Geleitzüge oder ihre Bedienung in Gefechte verwickelt wurden, ja mitunter arteten die Gefechte zu förmlichen Seeschlachten aus, zumal auch die Seeräuber von Beruf es sich angelegen sein ließen, den Gegnern gewachsen zu sein.

Mit den Fortschritten in der Waffentechnik haben natürlich auch die Geleitzüge ihre Bedeutung erhöht, wenngleich andererseits selbstverständlich die Gegner sich ebenfalls die Errungenschaften auf diesem Gebiete zunutze zu machen suchten. Trotz allem sind die Geleitzüge sehr oft die Unterlegenen gewesen, denn es war auch früher schon so, daß der Angreifer im Vorteil war, weil er sich Ort und Zeit des Angriffs frei wählen konnte und alle gegebenen Umstände für sich auszunützen wußte. Man weiß Beispiele dafür, daß das Fahren im Geleitzug sogar zum Verderben wurde, denn nicht selten kam es vor, daß die zum Schutz beigegebenen Begleit- oder Kriegsschiffe den Handelsfahrzeugen gefährlich wurden, denn sie hemmten ihre Bewegungsfreiheit, abgesehen davon, daß bei Feuergefechten durch die Anzahl der versammelten Schiffe für den Angreifer die Treffsicherheit erhöht wurde. Deshalb wählte man in unsicheren Seegebieten eine besondere Formation der Züge und schuf den sog. Rückzugswinkel. Durch diesen sollte erreicht werden, daß die Handelsschiffe aus der Schußlinie kamen und bei kriegerischen Maßnahmen vor Zerstörung und Beschädigung bewahrt bleiben.

Zeitweilig ist es sogar so weit gekommen, daß die Handelsschiffahrt gezwungen war, im Geleitzug zu fahren. Dieser Zwang führte dazu, daß die Flottillen immer größer wurden und ein Geleitzug eine recht stattliche Anzahl Schiffe in sich vereinigen konnte. Meist fuhren die Schiffe vom heimischen Hafen aus eine größere Strecke unter dem Schutz einer starken Kriegsschiffbegleitung bis zu einem bestimmten Punkt, von wo aus die Trennung in mehrere kleinere Abteilungen erfolgte, denen dann nur wenige Kriegsschiffe beigegeben waren. Da man zu jener Zeit nur auf bestimmten Reisewegen und, mit Rücksicht auf die Wind- und Wetterverhältnisse, nur zu gewissen Zeiten des Jahres den Handelsverkehr pflegte, so wurde das Geleitzugswesen ziemlich begünstigt. Zu vergessen ist freilich nicht, daß auf diese Weise auch ein feindlicher Angriff wesentlich erleichtert wurde, zumal Versammlungsort und Weg des Zuges niemals geheim gehalten werden konnten und selbstverständlich auch den Seeräubern bekannt wurden. Erst die Einführung des Dampfbetriebs und die dadurch nicht unwesentlich beeinflußte Seefähigkeit der Handelsschiffe machte dem Geleitzugswesen allmählich ein Ende. Wenn es nun im Weltkrieg erneut auferstanden ist, so hat es auch zugleich die Mängel wieder mitgebracht, die ihm früher schon anhafteten und die durch die Fortschritte der Technik heute eher verstärkt als vermindert sind. Man ersieht daraus, daß es mehr eine Verzweiflungsmaßnahme unserer Gegner ist, denn eine weise Vorsicht.

Zu den Nachteilen des Geleitzugs gehört vor allem der Zeitverlust, der dadurch entsteht, daß viele Schiffe warten müssen, bis der Geleitzug vollständig ist. Ein weiterer großer Nachteil ist es, daß die ganze Reise sich hinsichtlich der Schnelligkeit nach dem am langsamst fahrenden Schiff zu richten hat und weiterhin, daß die Rauchfahnen einer größeren Anzahl Schiffe natürlich viel eher, viel deutlicher und schon aus viel größerer Entfernung beobachtet werden können, als die eines einzeln fahrenden Dampfers. Letztere Nachteile lassen

sich ja schließlich durch die Verwendung von Segelschiffen und von Kriegsschiffen mit wenig Rauch entwickelnder Ölfeuerung einigermaßen beseitigen, aber die Erfahrung hat gelehrt, daß trotzdem der Geleitzug immer noch reichlich früh, jedenfalls wesentlich bälder gesichtet wird, denn das einzeln fahrende Schiff. Unsere U-Boote berichteten uns ja schließlich beinahe täglich, daß es ihnen gelungen ist, einen oder mehrere Dampfer trotz der beträchtlichen Gegenwirkung des Feindes aus Geleitzügen herauszuschießen. Eigentlich hat also England, das auch hier die treibende Kraft ist, mit der Anwendung von Geleitzügen eher das Gegenteil von dem erreicht, was es beabsichtigte, und die glänzende Vernichtung eines aus 13 Schiffen bestehenden Geleitzugs in der Nordsee, die Ende 1917 bekannt wurde, ist der beste Beweis dafür, daß die Fahrt im Geleitzug nicht das Alpha und Omega der Sicherheit für die Handelsschiffahrt darstellt. Man sollte eigentlich meinen, daß nach so trüben Erfahrungen die Gegner von selbst darauf kämen, diese unzuverlässigen Mittel wieder aufzugeben.

Vermischtes.

Auszeichnungen tapferer Helden in alter und neuer Zeit. Die Sitte, die Tapfersten der Tapferen durch besondere sichtbare Anerkennungen auszuzeichnen, ist durchaus nicht so neu, wie es scheinen möchte. Sie war vielmehr bei allen Völkern in der Übung, die auf ihren soldatischen Ruhm besonderen Wert legten. Wir Deutschen haben ja seit 1813 das schlichte Eiserne Kreuz, das auch in diesem Krieg schon vieltausendfach verliehen werden konnte. Unseren Gegnern haben ähnliche sichtbare Zeichen der Anerkennung bis zu diesem Kriege gefehlt, und sie haben sich deshalb nicht gescheut, uns das ursprünglich verspottete Eiserne Kreuz schließlich in etwas veränderter Form nachzumachen. Neu ist jedenfalls in diesem Krieg, daß auch die Türkei eine besondere Kriegsauszeichnung schuf, den Eisernen Halbmond, der in der Reihe der Kriegsauszeichnungen dem Eisernen Kreuz der Deutschen und der Eisernen Krone der Österreicher sich zur Seite stellt.

Eines der kriegerischsten Völker des Altertums waren zweifellos die Römer und bei ihnen waren die Auszeichnungen für Tapferkeit und hervorragende Leistungen vor dem Feinde deshalb auch in besonderem Maße vorhanden. Es gab Auszeichnungen in allen möglichen Abstufungen und sie bestanden in Ringen, Armspangen, Ketten, Stäben, Talaren (das ist ein Brustschmuck besonderer Art) und Kronen. Diese Kronen waren besonders wertvoll und wurden für die Erstürmung der Mauern einer feindlichen Stadt verliehen. Daneben gab es noch Schiffschnabelkronen, die eine eigene Stellung einnahmen. Sie waren einem Schiffsschnabel nachgebildet und wiesen goldene Verzierungen auf. Man erhielt sie nur bei besonderen Anlässen bezw. hervorragenden Leistungen auf der See. So erhielt z. B. Agrippa nach der Schlacht bei Aktium eine solche Schiffsschnabelkrone. Es gab im alten Rom Krieger, die auf eine recht stattliche Reihe solcher Auszeichnungen blicken durften. Einer der berühmtesten ist wohl Sicinius, der an 120 Schlachten teilnahm, 45mal verwundet worden war und 84 Auszeichnungen besaß. Seine höchste aber war es, als er beim Triumphzug des Feldherrn zum Kapitol auf dem Triumphwagen Platz nehmen durfte. Rom hat später, als es Kaiserreich geworden war, diese Auszeichnungen abgeschafft und seine Helden mit Geldgeschenken abgefunden. Solche Geldgeschenke wurden mitunter auch ganzen Heeren verliehen. — Im Vergleich zu den Römern waren die Griechen außerordentlich sparsam mit ihren Kriegerehrungen. Sie gingen sogar soweit mit ihrer Sparsamkeit, daß sie dem Sieger von Marathon, Miltiades, verwehrten, sich mit dem Lorbeerkranz öffentlich zu zeigen, weil er, wie man sich ausdrückte, die Schlacht ja nicht allein gewonnen habe. Mehr Wert auf kriegerische Auszeichnung legte Alexander der Große, wie überhaupt die Mazedonier Ehrenzeichen für die Tapferkeit sehr reichlich anwandten. Alexander der Große hat auch nach der Schlacht bei Issus unter seine tapferen Soldaten eine große Menge Goldkronen verteilt.

Bei den Völkern des Abendlandes wußte man zur Zeit des früheren Mittelalters noch nicht viel von kriegerischen Ehrenzeichen. Hier sah vielmehr der Soldat eine Belohnung seiner Tapferkeit darin, wenn ihm reiche Beute zufiel. Erst allmählich hat sich dann eine Art feinere Form der Beuteverteilung herausgebildet; Heerführer erhielten Landbesitz zum Lehen und Ritter und Knappen bekamen äußere Ehrenzeichen, die darin bestanden, daß man sich irgend ein Symbol ins Wappen setzen durfte.

Wandlungen in der Auszeichnung besonders tapferer Soldaten brachte das spätere Mittelalter und die neuere Zeit. Man ging dazu über, mit Geld zu belohnen, namentlich kam dieser Brauch bei den Engländern in Aufnahme. Diese gaben Ende des 17. Jahrhunderts ihren verdienten Heerführern Geld und Geldeswert. So erhielt beispielsweise Marlborough 1697 das Schloß Blenheim. Am reichsten aber mit Geld abgefunden wurde wohl Wellington. Hatte er schon Riesensummen bekommen nach der Schlacht bei Salamanca, so wurden diese noch übertroffen durch die Spenden, die man ihm nach der Schlacht bei Waterloo (1815) für sich und seine Nachkommen überwies. Merkwürdig mag es erscheinen, daß die Franzosen, die in der Revolutionszeit (1789) alle Orden und Auszeichnungen abgeschafft hatten, im Jahr 1792 bereits wieder einen besonderen Ausschuß einsetzten, der für verdiente Soldaten eine besondere Auszeichnung verschaffen sollte. Der dadurch aufs neue entstandenen Verschiedenartigkeit der französischen Tapferkeitsbelohnungen machte Napoleon im Jahre 1802 ein Ende, indem er den Orden der Ehrenlegion stiftete, der allerdings in späterer Zeit nicht ausschließliche Tapferkeitsauszeichnung blieb. W. B.



General der Infanterie von Falkenhayn.
Nach einer Tonzeichnung von O. Hempel.



Kriegszeitungen Deutscher Firmen.

Von Olly Oltmanns. Mit 6 Abbildungen.

Die lange Kriegsdauer stellt an die Opferwilligkeit unseres gesamten deutschen Volkes die größten Anforderungen. Und hier geben unterschiedslos alle Kreise ein Beispiel, wie man es bisher vergeblich in der Weltgeschichte suchen wird. Staat und Gemeinde gehen nach Kräften über den Rahmen ihrer Verpflichtungen hinaus, zahlreiche Vereinigungen und Ausschüsse haben sich freiwillig in den Dienst der Kriegsfürsorge gestellt. Von den größten Firmen herab bis zu den kleinsten Arbeitgebern läßt man sich das Wohl der Angestellten und Arbeiter im Felde und deren Angehörigen am Herzen liegen, viele Millionen Mark sind auf diese Weise schon für die Zwecke der Kriegsfürsorge aufgewendet worden. Je nach dem Vermögen und der Geschäftslage werden Löhne und Gehälter teilweise weiter gezahlt, große Mengen aller möglichen Bedarfsartikel wurden und werden den Angehörigen der Kriegsteilnehmer teils kostenlos, teils zu billigsten Preisen überwiesen.

Nebenbei wurden vorhandene geistige Bindeglieder der Zeit entsprechend umgestaltet oder meistens erst neu geschaffen.

Schon in Friedenszeiten gaben einzelne große Firmen periodische Zeitungen mit den wichtigsten Mitteilungen aus dem betreffenden Geschäftsgebiet heraus, die kostenlos den Werksangehörigen und teilweise auch Kunden übergeben wurden.

Mit Beginn des Weltkrieges wurden diese Zeitungen für die Kriegsteilnehmer vielfach zu einer Feldpost, worin nun Ereignisse des Krieges und Mitteilungen über das Schicksal der Werkangehörigen in den Vordergrund traten. Gewiß freut sich jeder Soldat, eine heimatliche Tageszeitung mit all ihrem lokalen Kleinkram zu erhalten, aber ungleich wichtiger sind ihm die Ereignisse seines Betriebes, wo jahrelange Tätigkeit ihm viele Freunde und mancherlei feste und moralische Rechte schuf. Die lokale Presse kann bei ihrem großen verschiedenartigen Leserkreis nur von Dingen mit allgemeinem Interesse Notiz nehmen, die wichtigsten Kriegsereignisse vermitteln ohnedies die in jedem Armeeabschnitt vorhandenen Soldatenzeitungen, als deren Ergänzung mit einer starken persönlichen Note ja die Kriegszeitungen der Firmen nur gedacht sind. Wie Spreu im Wind trieb der Krieg tausende alter Arbeitskameraden nach allen Windrichtungen, die Ruhelosigkeit des Feldlebens gab kaum eine Möglichkeit, sich gegenseitig um das Schicksal zu kümmern. Hier setzt gleich die Tätigkeit der Firmenzeitungen ein. Sie bringen die Adressen und Briefe ihrer Kriegsteilnehmer an den verschiedenen Fronten und führen so zur Anknüpfung manches schriftlichen Verkehrs, dessen



Abb. 1. Titelseite der Kriegs-Zeitung der Siemenswerke.

Wert nur der vollauf ermessen kann, der selbst fern der Heimat solche traute Freundesgrüße empfangen hat. Und welche große Freude bringt uns Soldaten erst jedes kleine Paketchen, dessen Inhalt sich leiblichen und geistigen Bedürfnissen anpaßt. Millionen solcher Feldpostsendungen mit

Kriegsspiegel

Nummer 14 vom 9. Dezember 1916 3. Jahrgang

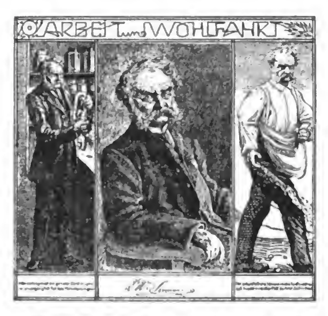


Abb. 2. Titelseite einer Nummer des „Kriegsspiegel“ der Siemenswerke, Berlin.

dem verschiedenartigsten Inhalt sind von den deutschen Firmen an ihre Angestellten und Arbeiter versandt worden, jedes einzelne eine dankbare Anerkennung heimischer Opferwilligkeit auslösend. Die eigene Persönlichkeit in den Hintergrund stellend, gilt das Hauptinteresse aller Kriegsteilnehmer dem Schicksal der Angehörigen in der Heimat. Ist es da nicht allen eine große Beruhigung, immer wieder in der Firmenzeitung von den umfassenden Maßnahmen zur Unterstützung dieser Angehörigen zu lesen, die nackten Worte und Ziffern führen da eine beredte Sprache. Das sind Gesichtspunkte, die die Herausgeber aller Firmenzeitungen immer im Auge behalten. Daneben finden wir reiches Material in Bildern, Artikeln und humoristischem Beiwerk, das, gleichzeitig belehrend und erfreuend, angenehm die Zeit verkürzt.

Als der älteste Vorläufer einer Kriegszeitung ist wohl der am 1. 2. 1890 erstmalig herausgegebene „Schultheiß' Brauerei-Anzeiger“ anzusprechen, der während des Krieges als „Schultheiß' Bote“ monatlich erscheint, und zahlreiche interessante Beiträge der inzwischen auf über 2200 gestiegenen Kriegsteilnehmer dieser Firma enthält, ebenso eine Reihe interessanter Bilder. Ebenfalls schon zu Friedenszeiten gab die Neckarsulmer Fahrzeugwerke-A.-G. eine Zeitschrift für ihre Kunden die „N.S.U.Mitteilungen“ heraus, die der Veröffentlichung rad- und automobilsportlicher Artikel und der Propaganda für die Fabrikerzeugnisse galt. Durch die Umgestaltung der Fabrik zu nahezu ausschließlichem Heeresbedarf und um gleichzeitig den zahlreichen Angestellten im Felde ein geistiges Bindeglied zu schaffen, wurde die Zeitschrift derart umgeformt, daß sie ebenfalls als Kriegszeitung zu gelten hat. Die drucktechnisch schön ausgestatteten Hefte enthalten neben zahlreichen Bildern über die kriegerische Verwendung der N.S.U.-Erzeugnisse auch Inserate anderer Firmen in größerer Anzahl.

Unbestritten die künstlerisch und literarisch wertvollste deutsche Firmenkriegszeitung ist die von der Firma Junkers u. Co. in Dessau herausgegebene. Diese, seit Mai 1915 bestehend, erschien zuerst unregelmäßig, seit März 1917 monatlich. Ihrem Inhalt nach dürfen die Nummern dieser Firmenzeitung als Musterbeispiel einer für alle Gesellschaftskreise bestimmten Kriegszeitung angesprochen werden. Für unsere Feldgrauen ist das beste gerade gut genug, aber bei diesen feinsinnigen Arbeiten bedauert man, daß sie nicht einem größeren Kreise zugänglich gemacht werden, alle Leser würden hier Stunden edlen Genusses erleben, wie ihn die zeitgemäße, der Gegenwart lebende Presse jetzt kaum mehr aufkommen läßt. Die Blätter bieten ebensoviel Belehrung als, in dieser geistreichen Form, ästhetischen Genuß. Der Herausgeber, Schriftsteller Robert Friedrich, ist ein Mann mit reicher Erfahrung und weitem Gesichtskreis, der die Geschehnisse von hohem Standpunkte zu betrachten gewohnt ist und die bedeutendsten Schriftsteller und Künstler für dieses Unternehmen interessiert hat. Neben seinen eigenen geistvollen Arbeiten finden wir Schriftsteller wie Ludwig Thoma, Hans Bethge, Cäsar Flaischlen, Peter Rosegger u. a., die Kunst vertreten Karl Bauer, Artur Kampf, Hanns Anker, Angelo Jank und viele unserer besten.

Eine weitere vorzügliche Kriegszeitung verdanken wir der Firma Heinrich Franck Söhne G. m. b. H., Berlin W. 35, den Erzeugern des bekannten Franck-Kaffee, dessen Plakate schon in Friedenszeiten zu den künstlerischsten dieser Art gehörten. Die erste Nummer dieser „Mitteilungen“ erschien im September 1914, der erste Jahrgang 1914/15 umfaßt 52 Nummern, die eine reiche Fülle anregender Artikel, Gedichte und Bilder bringen, von letzteren nicht weniger als 143, durchweg von den bedeutendsten Künstlern gezeichnet. Zu Weihnachten 1914, 1915 und 1916 wurden außerdem diese Mitteilungen in farbenprächtiger Buchform geboten in meisterlicher graphischer Ausstattung. Die „Mitteilungen“ der Firma erscheinen auch in einer österreichisch-ungarischen Ausgabe. — Seit dem 1. September 1915 gibt die bekannte Baufirma Fritz Pilgram, Köln-Mülheim, für ihre Angestellten und Arbeiter im Felde eine monatliche „Feldpost-Zeitung“ heraus, die sehr vielseitig und interessant ausgestaltet ist. Als eine Kriegszeitung sind ebenfalls die „Monatlichen Nachrichten“ der Geschäfts-



Abb. 3. Kopfstück der Kriegszeitung der Firma Edler & Krische in Hannover.

bücherfabrik J. C. König & Ebhardt in Hannover anzusprechen.

In zwangloser Folge hat auch das Kupferwerk „Deutschland" besondere „Mitteilungen" herausgegeben, von denen 4 Nummern vorliegen, die in der Hauptsache Feldpostbriefe von den Arbeitern und Angestellten dieses Werkes enthalten. Von der „Kriegschronik" der Firma E. Leybolds Nachfolger, Mechanische Werkstätten, Köln a. Rhein, liegen bisher 14 Nummern vor. Recht interessant mit Bildern u. Artikeln ist auch die „Kriegs-Zeitung der Gottfried Lindner A.-G. Ammendorf b. Halle a. S., Wagen- und Waggonfabrik" ausgestattet.

Drucktechnisch hervorragend und inhaltlich recht vielseitig sind die „Ekaha-Kriegsnachrichten" der Firma Edler u. Krische in Hannover, die über 200 Angestellte im Felde hat.

Im Format einer großen Tageszeitung kommt die „Ibach-Kriegs-Zeitung" als Organ der rühmlichst bekannten Pianofirma Rud. Ibach Sohn in Barmen heraus, die vierte Nummer erschien zur Jahreswende 1916/17. (Schluß folgt.)

Kriegszeitschriften der Engländer.

Von Karl Bruno. **(Schluß.)**

Von Zeitschriften der Marine sind schon aus früherer Zeit bekannt: „The North Sea Times" und „The Hangar Herald", und ihre Umschläge sind in deutschen Blättern abgebildet worden. Durch einen Neudruck in Buchform ist neuerdings „The Tenedos Times" weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden. Diese monatliche Zeitschrift erschien in der ersten Zeit des Krieges und wurde, auf dem Schiff „Blenheim" gedruckt, von der Mittelmeer-Zerstörer-Flottille herausgegeben. Sie ist in der Hauptsache humoristisch gehalten und bringt viel bunte Karikaturen. Zu den Journalen der Marine zählen jedenfalls auch „The Searchlight" und „The Quayside". Man kann es nur aus den Titeln vermuten; Nummern davon sind noch nicht hierher gekommen.

Auch die Sanitäter haben eigene Blätter, wie „The Stretcher Bearer" (Der Krankenträger), dem sich jedenfalls noch andere ähnlicher Art an die Seite stellen lassen. Von Lazarettzeitschriften gibt es wahrscheinlich auch eine ganze Anzahl; bekannt ist „With the wounded" (Bei den Verwundeten). Sie ist das Organ des Brondesbury Park-Lazaretts und erscheint seit 1915 in monatlichen Heften.

Schließlich erscheinen auch noch Zeitschriften, die von großen Firmen in England herausgegeben werden, deren Angestellte in großer Zahl zu den Fahnen geeilt sind. Sie dienen wie bei uns dazu, den Zusammenhang mit der Heimat aufrecht zu erhalten. Da ist z. B. „Boots Comrades in Khaki", ein monatliches Blatt, das seit April 1915 erscheint. „Boots the chemists" ist eine große chemische Fabrik, die vor allen Dingen eine ganze Reihe der sogen. Patentmedizinen herstellt; sie hat mehrere Tausende von Angestellten. — Eine große Druckerei und Verlagshandlung in London, Hazel, Watson & Viney, veröffentlicht ein ähnliches Journal unter dem Titel „With the colours" (Unter den Fahnen), und eine vielleicht noch größere Bau- und Ingenieur-Gesellschaft, The Sturtevant-Engineering Co., gibt die Berichte ihrer Mitarbeiter in starken Heften, die in Maschinenschrift hergestellt sind, heraus: „Sturtevant War Letters". Ihre Ingenieure sind in der Hauptsache den technischen Truppen der Engländer beigegeben und wissen viel interessante Dinge von ihren Arbeiten zu erzählen.

Eine gefälschte Gazette des Ardennes. In großen Mengen werden durch französische Flieger Zeitungen und Schriftstücke in und hinter unseren Linien abgeworfen. Ein Teil davon ist in französischer Sprache abgefaßt und dient dem Zweck, die französische Zivilbevölkerung des besetzten Gebiets gegen uns aufzuhetzen und zu Widersetzlichkeiten und zur Spionage aufzumuntern. Andere Flugblätter wieder, die in deutscher Sprache hergestellt sind, sollen angeblich der Aufklärung deutscher Soldaten dienen. In raffiniertester Weise sind hier Artikel und Sätze aus deutschen Zeitungen aus ihrem Zusammenhang gerissen, um die Zustände Deutschlands als jeder Kultur Hohn sprechend hinzustellen. Auch alte Bilder aus dem „Simplizissimus" müssen dazu herhalten. Solange sich die Franzosen offen als Herausgeber dieser Schriftstücke bekennen, wird es nicht schwer, ihnen entgegen zu treten, aber sie haben dazu den Mut bisher nie gefunden. Jedes Mittel ist ihnen für diese Verleumdungen recht. So hat man die Nr. 160 der „Gazette des Ardennes" vom 19. März 1916 in gehässigster Weise gefälscht und im besetzten Gebiet zu vertreiben gesucht. Die „Gazette des Ardennes" ist bekanntlich die täglich von uns zur Aufklärung der französischen Zivilbevölkerung im besetzten Gebiete herausgegebene Zeitung, deren vornehmer, von jeder Gehässigkeit freier Ton allseitig anerkannt wird. Sie bringt die namentlichen Listen der von uns gefangenen Franzosen, Berichte und Bilder aus deren Gefangenenleben und auch viele Bilder französischen Ursprungs mit voller Quelle, um sogar der Zivilbevölkerung eine Kenntnis des Schicksals ihrer Angehörigen in der französischen Armee zu geben. Diese Popularität ist natürlich den französischen Machthabern unangenehm. So stellte man in gleichem Format, mit gleichem Kopf und Lettern eine zweite Nr. 160 her. Der Inhalt besteht in einem falschen deutschen Heeresbericht und einem ebensolchen übertriebenen französischen, sodann in einem langen Bericht über deutsche Mordtaten im Jahre 1915. In einem anderen Artikel werden dem Abgange des Großadmirals v. Tirpitz die gewag-

testen Gründe unterlegt, schließlich die sozialistisch-radikale „Bremer Bürger-Zeitung" als Zeugin revolutionärer Aufstände in Deutschland zitiert und andere tolle Dinge mehr. Inmitten des ganzen steht in angeblicher Originalhandschrift der Wortlaut eines heimatlichen Briefes, der bei einem deutschen Soldaten gefunden worden sein soll, und dessen stilwidrigem Text man die Fälschung ohne weiteres anmerkt. Phantastische Köpfe der französischen Zivilbevölkerung schöpfen aus solchen verlogenen Fälschungen den Mut zu Taten, die wir als Verrat bezeichnen und behandeln müssen. Diese seltene Zeitung wird als eigenartiges Kulturdokument besonders für öffentliche Sammlungen wertvoll sein. Olly.

Kriegszeitungen der Schweiz. Am 22. September 1917 erschien in Basel die erste Nummer der „Grenzwacht, Feldzeitung für die Soldaten des Regiments 22". Als Herausgeber zeichnet der Korporal Dr. E. F. Knuchel. Bis zur Ablösung des Regiments vom Grenzwachtdienst sind vier Nummern erschienen, die letzte am 14. November 1917. Die in sauberem Zeitungsdruck hergestellten einzelnen Nummern haben einen literarisch recht wertvollen Inhalt, die bekanntesten Autoren der Schweiz stellten Beiträge zur Verfügung. Bei der geringen Auflage der Zeitung dürfte ihr Wert für Kriegssammlungen außer Frage stehen. Der Verlag kann noch einige volle Sätze abgeben. Betont soll noch werden, daß Schweizer Kriegszeitungen an Privatsammler in Deutschland und Österreich-Ungarn ausgeführt werden dürfen. — Weiter liegt uns vor Nr. 1 des „Propeller" als Organ der Schweizer Flieger-Abteilung. Die kleine Schrift ist sehr geschmackvoll in mehrfarbigem Steindruck hergestellt und inhaltlich, besonders zeichnerisch, hervorragend.

Originelles Notgeld. Die Erfahrung hat gelehrt, daß Papiergeld sich verhältnismäßig viel schneller abnützt wie Metallgeld und eine mehrmalige Neuauflage den Kosten von Metallgeld bald gleichkommt. Aus diesem Grund wird auch das Notgeld aus Metall immer mehr bevorzugt. Allerdings gewährt das Prägeverfahren und der begrenzte Raum des Metallgeldes den Künstlern kein allzugroßes Betätigungsfeld. Mehr originell wie geschmackvoll sind in dieser Art die Zehnpfennigstücke der Stadt Lüdenscheid. Man hat hier nämlich dem auf der Rückseite des Geldes eingeprägten Bild des Schutzpatrons der Stadt im Stadtwappen statt des Krummstabs eine Handgranate in die Hand gedrückt, die dieser Heilige drohend über die Stadtmauer hält.



Aus unserer Bildermappe: Bulgarischer Kriegsbilderbogen, in humoristisch-satirischer Weise die Vorgänge auf dem Balkan behandelnd.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit sich in ständiger Wechselwirkung gegenseitig tragen, kann ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben.

General v. Clausewitz.

Chronik des Krieges

vom 17. Februar bis 2. März 1918.

17. Februar. Rege Fliegertätigkeit an der Westfront. — Versenkung eines großen englischen Truppentransportdampfers im Mittelmeer.

18. Februar. Deutscher Teilerfolg bei Tahure. — Wiederbeginn der Feindseligkeiten an der großrussischen Front. Deutsche Truppen besetzen nach schwachem Widerstand Dünaburg und Luck. — An der englischen Westküste wird u. a. ein Passagierdampfer von 13000 Tonnen versenkt. — Angriff deutscher Marineflugzeuge auf Calais.

19. Februar. Erkundungsgefechte bei Houthem, Juvincourt und nördlich Reims. — Die russische Regierung erklärt sich zu neuen Friedensverhandlungen bereit. — Ein italienischer Teilangriff am Monte Tertica scheitert.

20. Februar. Zahlreiche Vorpostengefechte an der lothringischen Front. — Deutsche Truppen rücken in Estland ein. Wenden und Rowno werden besetzt. Unübersehbare Beute an Kriegsmaterial. — Tauchbootbeute im westlichen Mittelmeer: 23000 Tonnen. — Feindliche Flieger über Innsbruck.

21. Februar. Besetzung von Minsk. Das 1. Estenregiment unterstellt sich deutschem Oberbefehl. Die deutschen Vorposten gewinnen Fühlung mit den Truppen der ukrainischen Rada. — Wiederaufnahme der englischen Offensive in Palästina. — Im Januar wurden von den deutschen Tauchbooten 632000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet, während des ersten Jahres des uneingeschränkten U-Bootkrieges insgesamt 9590000 Tonnen. — Feindlicher Fliegerangriff auf Pirmasens.

22. Februar. Der deutsche Vormarsch an der Ostfront erreicht Dubno und Walk. — Die Türken werden von den Engländern aus Jericho vertrieben. — Glückliche Rückkehr des deutschen Hilfskreuzers „Wolf" von 15monatiger erfolgreicher Kaperfahrt im Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean. Dabei wurden wenigstens 210000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt und ein japanischer Linienschiffkreuzer schwer beschädigt. Im westlichen Mittelmeer werden neuerdings 22000 Registertonnen versenkt.

23. Februar. Rege Erkundungstätigkeit an der Westfront. — Rasche Fortschritte der Deutschen an der Ostfront. Besetzung von Borissow. — Ein überraschender Angriff der Italiener am Col Caprile schlägt fehl.

24. Februar. Einnahme von Pernau, Dorpat u. Shitomir. — Versenkung von 19000 Registertonnen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz.

25. Februar. Eroberung von Reval und Pleskau. Rußland erklärt sich zur Annahme der deutschen Friedensbedingungen bereit.

26. Februar. Zahlreiche Luftkämpfe an der Westfront. — Zwei russische Regimenter werden nördlich von Dorpat gefangen genommen. Siegreicher Vormarsch der Deutschen in der Ukraine. — Die Bulgaren weisen einen englischen Teilvorstoß am Butkowaflusse ab. — Italienischer Fliegerangriff auf Bozen. — Im Sperrgebiet um England werden 19000 Registertonnen versenkt.

27. Februar. Ein englischer Teilvorstoß am Houthoulster Wald wird abgeschlagen. — Ein deutsches Tauchboot vernichtet in der Irischen See 25000 Registertonnen. — Ultimatum an den König Ferdinand von Rumänien. — Österreich.-ungar. Fliegerangriff auf Venedig.

28. Februar. Englische Vorstöße bei Poelcapelle mißglücken. — Wegnahme der russischen Pripjet-Flottille. In der Ukraine wird von den Deutschen der Dnjepr erreicht. Bolschewiki-Truppen werden bei Stare-Konstantinow von Deutschen und polnischen Legionären geschlagen. Österr.-ung. Truppen rücken in Podolien ein und machen daselbst große Beute.

1. März. Erfolgreiche Erkundungsunternehmungen deutscher Truppen bei Fort Pompelle, Tahure und am Westufer der Maas. — Einnahme von Kiew und Gomel. Die Österreicher und Ungarn besetzten Chotin, wo zwei russische Korps die Waffen strecken. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz fallen den deutschen Tauchbooten wiederum 20000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer. Im westlichen Mittelmeer versenkt ein deutsches Tauchboot 24000 Tonnen.

2. März. Rumänien erklärt sich zu Friedensverhandlungen bereit. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Portugiesen bei Neuve-Chapelle. Vergeblicher Vorstoß der Franzosen bei Corbeny. — Deutsche Truppen stehen vor Narwa, andere landen auf den Alandsinseln. Die Gesamtbeute der neuen deutschen Offensive gegen Großrußland beträgt 6813 Offiziere und 57500 Mann an Gefangenen, 2620 Geschütze, 5900 Maschinengewehre, 500 Kraftwagen, 11 Tanks, 22 Flugzeuge, 120000 Gewehre, 800 Lokomotiven, 8000 Eisenbahnwagen sowie große Vorräte an Schießbedarf und Lebensmitteln. Die k. u. k. Truppen haben insgesamt 770 Geschütze und 1100 Maschinengewehre eingebracht.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Zusammenbruch der Weichselfront.

Schluß. Von Dr. Kurt Floericke. Mit 8 Abbildungen.

Die Kämpfe in Südpolen auf dem linken Flügel der Mackensen-Armeen zwischen Bug und Weichsel stehen in einem so innigen strategischen Zusammenhang mit dem Zusammenbruch der Weichselfront, daß wir sie am besten gleich hier kurz betrachten, nachdem wir schon oben ihren allgemeinen Charakter und ihre ausschlaggebende Bedeutung für die Gesamtoperationen angedeutet hatten. Gerade hier in Südpolen kann von einem freiwilligen Rückzug der Russen gar keine Rede sein, sondern nur unter dem Drucke eiserner Notwendigkeit sind sie Schritt für Schritt gewichen. In der richtigen Überzeugung, gerade hier standhalten zu müssen, verstärkten sie unausgesetzt ihre Streitkräfte mit neuen Truppen und opferten diese erbarmungslos auf, um den drohenden Einbruch in die Lücke zwischen Weichsel und Bug zu dämmen.

Abb. 1. Das Kampfgelände zwischen Weichsel und Bug.

Nicht weniger als 14 russische Armeekorps versuchten hier den Vormarsch der Verbündeten aufzuhalten. Die 4. österr.-ungarische Armee, die unter dem draufgängerischen Erzherzog Joseph Ferdinand den Spuren Dankls vom August 1914 in der Richtung auf Krasnik und Lublin folgte, nachdem sie durch die Zurückeroberung des Brückenkopfs von Sieniawa (12. Juni) und durch die mühsame und langwierige Ausräumung des Sanwinkels ihre Flanke sichergestellt hatte, stieß gleich beim Überschreiten der Reichsgrenze auf den hartnäckigsten Widerstand, der sich von Tag zu Tag versteifte, so daß man nur Schritt vor Schritt vorwärtszukommen vermochte. Schon um das noch auf galizischem Boden gelegene Cieszanow mußte hart gerungen, am 27. Juni 11 Kilometer nördlich davon Plazow gestürmt werden. So kam man nur langsam in der Richtung auf den Tanew vorwärts. Waldgefechte schwierigster Art waren hier unausgesetzt zu bestehen. Den vordringenden Kompagnien traten überall kleine russische Nachhuten entgegen, die sich aufs geschickteste in den dichten Forsten eingenistet hatten. Russische Scharfschützen saßen auf den Bäumen und hinter hohen Astverhauen, überall waren flankierende Maschinengewehre aufgestellt, mitten im Wald erhoben sich Schanzen, von Drahthindernissen umgeben und durch tiefe Schützengräben miteinander verbunden. Solche Stellungen konnten vom Fußvolk erst angegangen werden, wenn sie durch das Feuer der Mörser und Minenwerfer genügend mürbe gemacht worden waren, und das kostete jedesmal viel Zeit. Nur ruckweise konnte der Angriff über den Sanna-Abschnitt und Janow auf Krasnik und den Wyznika-Abschnitt und die Höhen von Frampol vorgetragen werden, denn auch die umständliche Regelung des Nachschubwesens erforderte viel Aufmerksamkeit. Man entfernte sich ja immer mehr von der Verpflegungsbasis, und eine neue, die unmittelbar zum schlesischen Hinterland in Beziehung stand, war erst nach dem Falle von Iwangorod zu erhoffen. So mußte die Zahl der Pferdegespanne verdoppelt und verdreifacht werden, Feldbahnen wuchsen mit verblüffender Schnelligkeit gleichsam aus der Erde hervor, und wo gute Fahrstraßen vorhanden waren, da rasselten Hunderte mächtiger Lastautos schwerbeladen hin und her. Vor Krasnik, wo Dankl zu Beginn des Krieges den ersten großen Sieg erfocht, wuchsen die vielen Einzelgefechte zu einer einheitlichen



Phot.: Kilophot, Wien.

Abb. 2. Generalfeldmarschall v. Mackensen zieht an der Spitze österreich.-ungar. Truppen in das eroberte Lublin ein.

Schlachthandlung zusammen. Der streckenweise versumpfte Abschnitt der an sich unbedeutenden Wyznika, eines Nebenflüßchens des Wieprz, bot hier den Russen gute Verteidigungsmöglichkeiten. Bei Stroza, 4 km südöstlich von Krasnik, wurde besonders scharf gefochten. Krasnik selbst wurde am 3. Juli von den österr.-ungarischen Truppen erstürmt, die bis zum Nordrande der Stadt durchstießen und hier siegreich alle russischen Gegenangriffe abschlugen. Einigermaßen erleichtert wurde das Vordringen der k. u. k. Truppen dadurch, daß die feindliche Artillerie nach der neuesten russischen Taktik nicht mehr bis zuletzt aushielt, sondern bei ernstlich drohenden Angriffen frühzeitig abfuhr, es der Infanterie überlassend, sich mit dem Endkampfe abzufinden. Auf diese Art wurden zwar die kostbaren Geschütze gerettet, dafür aber um so mehr Menschenleben geopfert. Auch Josephow an der Weichsel wurde besetzt und dadurch die unmittelbare Verbindung mit den Armeen Koeveß und Woyrsch hergestellt.

Mit dem Durchbruch von Krasnik war abermals ein Keil in die russische Front hineingetrieben, und es kam nun darauf an, diesen Keil zu schärfen und dann weiter gegen Lublin anzusetzen. Dazu war aber ein Aufschließen notwendig, ein kurzer Halt, eine Erholungspause für die durch wochenlange Kämpfe arg mitgenommenen Truppen, und die Russen, die ja über den Vorteil eines strategischen Eisenbahnnetzes unmittelbar hinter ihrem Rücken verfügten, verstanden es vortrefflich, die kurze Kampfruhe auszunutzen, um zur Beschirmung des für sie hochwichtigen Lublin weitere Verstärkungen heranzuholen und diese Stadt zu einem Ausstrahlungspunkt für eine aktivere und taktisch offensive Verteidigung zu machen. Das war fast vorauszusehen, aber der erzherzogliche Heerführer folgte nur dem Gebote kluger Vorsicht, wenn er zunächst bestrebt war, vor allem die seither erstrittenen Erfolge zu sichern, damit sie ihm nicht wieder entrissen werden konnten. Joseph Ferdinand hatte hier übrigens wieder seinen alten Gegner Radko Dimitriew vor sich, der in seinem Landsmann, General Benderew, einen neuen Generalsstabschef erhalten hatte. Der bulgarische Renegat verstand es, die trotz der gewaltigen Abgänge immer noch riesenhaften russischen Heeresmassen auf der bereits stark verkürzten Front besser zur Geltung zu bringen, als es früher auf den langgestreckten Linien möglich gewesen war. Als die Spitzenkorps des Erzherzogs etwas allzu hitzig und siegesgewiß gegen den Abschnitt der Urzedowka vorprallten, fanden sie dort nicht nur eine von Natur sehr starke Stellung, sondern auch überraschend große Truppenmassen, die den Angriff völlig zum Stillstand brachten und dann mit bemerkenswertem Schneid zum Gegenstoß übergingen. Die sich auf der Linie Urzedow—Bychawa entspinnenden Kämpfe endigten mit der Zurückdrängung der Österreicher und Ungarn, die unter beträchtlichen Verlusten auf den Höhenzug nördlich

von Krasnik zurückweichen mußten; ja ihre Vorhuten, die nun zu Nachhuten wurden, wurden teilweise abgequetscht und zerrieben. Die Russen errangen hier also am 9. u. 10. Juli noch einmal einen unleugbaren taktischen Erfolg, aber sie besaßen nicht Geschick und wohl auch nicht mehr Kraft genug, ihn zur strategischen Ausreifung zu bringen, denn alle ihre weiteren Angriffe gegen die Höhen von Krasnik und den Abschnitt der Wyznika wurden von den mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ihre Stellungen behauptenden k. u. k. Truppen so nachdrücklich abgewiesen, daß die Russen wieder auf



Abb. 3. Eine polnische Schönheit.

ihre Ausgangsstellungen an der Urzedowka zurückfallen mußten. Trotz der Eindrückung der erzherzoglichen Front hatten also die Russen keine Änderung der strategischen Lage, sondern nur eine augenblickliche Erleichterung erreicht, sie hatten keinen Raum-, sondern nur Zeitgewinn erstritten, der ihnen höchstens gestattete, ihre durcheinander gewirrten Kräfte im Hinterland zu verschieben und neu zu ordnen. Der ursprüngliche Plan der russischen Gegenoffensive bei Krasnik liegt ja ziemlich klar auf der Hand. Man gedachte offenbar den Erzherzog bis in den schwierigen Tanew-Abschnitt zurückzuwerfen und dann mit einer plötzlichen Schwenkung den östlich davon stehenden deutschen Korps in ähnlicher Weise in Flanke und Rücken zu brechen, wie dies 1914 bei den Kämpfen um Lemberg der Armee Auffenberg gegenüber gelungen war. Dieser Plan war nun gänzlich gescheitert, und da inzwischen Mackensen bedenkliche Fortschritte in der Richtung Krasnostaw—Cholm gemacht hatte, konnten sich die Russen auch im Abschnitt der Urzedowka auf die Dauer nicht halten, sondern mußten unter zähen Nachhutgefechten auf Lublin zu weichen. Immerhin verdient ihre kurze, von großer Tatkraft der Führung und hingebungsvoller Tapferkeit der Truppen getragene Gegenoffensive alle Anerkennung, und sie hat abermals gezeigt, daß die russische Armee trotz aller erlittenen Niederlagen, Rückschläge und Riesenverluste noch immer nicht zermürbt war, noch immer große Widerstandskraft besaß; freilich auch bewiesen, daß das russische Heer zur Ausführung großzügiger Offensivoperationen nicht mehr recht befähigt war, daß die Führer Anforderungen an die Truppen stellten, denen diese nicht mehr gewachsen waren. Trotz aller großen Vorteile, die die Offensive bietet, ist eben ihre Anwendung doch nur dann zweckmäßig, wenn sie mit der Leistungsfähigkeit der Truppen in Übereinstimmung steht; sonst führt sie nur zu nutzlosen Opfern, ohne das Ziel zu erreichen. Das hatten schon die Karpathenkämpfe und das vergebliche Anrennen der Italiener gegen die Isonzofront zur Genüge erwiesen. Nach der endlichen Überwindung des Urzedowka-Abschnittes kam es in den Tagen vom 25. bis 30. Juli im Chodel-Abschnitt zu den entscheidenden Kämpfen um den Besitz von Lublin. Die Russen fochten hier mit dem wilden Mute der Verzweiflung, und ihre tapferen Sibirier machten auch den besten Tiroler Regimentern die Hölle gehörig heiß. Man baute offenbar auf die nach den zahllosen Kämpfen unvermeidliche Erschöpfung der k. und k. Truppen und hoffte, sie noch lange auf- und von Lublin fernhalten zu können. Aber mit unermüdlicher Kampflust rannten die Sieger von Tarnow, Jaroslau, Przemysl und Lemberg den Gegner über den Haufen. Die wichtigen Straßenknotenpunkte Chodel und Borzechow wurden erstürmt, große Beute gemacht, die Russen in Auflösung nach Lublin hineingeworfen, das nicht länger zu halten war, zumal auch bereits die Bahnlinie Lublin—Iwangorod stellenweise unter dem Feuer der schweren k. u. k. Artillerie lag. Am Nachmittag des 30. Juli ritt Oberleutnant Hoerl mit einer starken Dragonerpatrouille in Lublin ein, nachdem er vorher am Südrande der Stadt noch ein hitziges Gefecht gegen Kosaken zu bestehen gehabt hatte. Am nächsten Tage folgte das ganze Korps des Feldmarschalleutnants Roth, und am 5. August

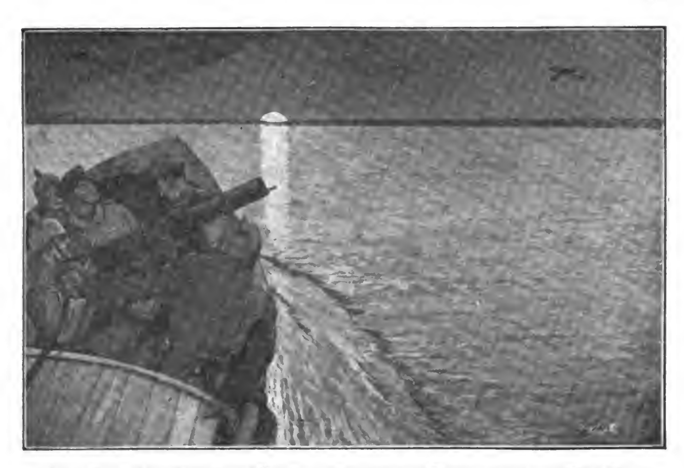


Abb. 4. Deutsches bewaffnetes Weichsel-Motorboot beschießt mit seinem Maschinengewehr einen russischen Flieger.

hielt Erzherzog Joseph Ferdinand seinen feierlichen Einzug, begleitet von seinem Bruder Heinrich Ferdinand, der ihm als Generaladjutant diente.

Lublin ist nächst Warschau und Lodz die volkreichste Stadt Polens und dabei eine recht wohlhabende Stadt, der es auch an großstädtischem Schliff nicht fehlt. Gar anmutig liegt es im Tale der vielgewundenen Bystritza, teils in der Niederung, teils auf Hügeln, überragt von dem mächtigen festungsartigen, auf steiler Felsklippe im 12. Jahrhundert von König Boleslav erbauten Schloß, das der Gegenwart prosaischerweise als Strafgefängnis dient. Von hier führt eine schmale, schlecht gepflasterte Gasse zu dem tief im Tale gelegenen Judenviertel, wo das Auge viele malerische Winkel findet, in den engen und schmutzigen Häusern aber auch viel Not und Elend sieht. Weiter schreitet man durch das herrliche Krakauer Tor, einen turm- und zinnengekrönten Trutzbau Kasimirs des Großen und neben drei weiteren Toren fast der einzige Rest der alten Befestigungswerke, in die Krakauer Vorstadt, in der sich das vornehme Leben der Neuzeit zusammendrängt. Der Stolz der Stadt sind ihre vielen alten Kirchen, darunter die herrliche, dem 13. Jahrhundert entstammende Kathedrale und die von König Jagello zum Andenken an seinen großen Sieg bei Tannenberg über den Deutschen Ritterorden erbaute Marienkirche. Auch das schöne Rathaus im Renaissancestil gibt Kunde von der mittelalterlichen Blüte der Stadt. In die alten, stillen Straßen schauen stolz und prächtig die barocken Fassaden der ruhig-vornehmen Adelshäuser hernieder, in denen die Czartoryskis, Potockis, Sobieskis, Sapiehas, Radziwills (ihr Palast ist in ein Spital umgewandelt) usw. wohnten und ihre rauschenden Feste feierten, in denen oft auch beim Becherklang über das Schicksal des unglücklichen, von Parteileidenschaften zerrissenen Landes entschieden wurde. Überhaupt hat Lublin eine sehr reiche und bewegte Geschichte hinter sich. Es wurde schon im 10. Jahrhundert von den Piasten gegründet, zu einer Zeit, als an der Stelle von Warschau noch riesige Urwälder sich ausdehnten. Bei der Teilung Polens im Jahre 1139 unter die Nachkommen Boleslavs III. fiel es nebst Sandomir an dessen jüngsten Sohn Heinrich. Als die Tataren Osteuropa überfluteten, eroberten sie 1240 auch Lublin, und als bald darauf Herzog Heinrich der Fromme von Schlesien dem weiteren Vordringen der Unholde ein Ende machte, setzte sich der russische Fürst Daniel von Kalisch in Lublin fest. Fast 60 Jahre dauerte die Russenherrschaft, dann warf König Wenzel II. von Böhmen die fremden Eindringlinge aus Polen



Abb. 5. Polenmädchen im Sonntagsstaat.

heraus und befreite 1301 auch Lublin. Zwar hatte die Stadt später noch verschiedene schwere Belagerungen durch die wilden Tataren auszuhalten und wurde 1477 sogar größtenteils von ihnen niedergebrannt, aber dazwischen erlebte sie unter den Jagellonen ihre größte Blütezeit, wurde zu einem Hauptstapelplatz für den Handel mit Wolle und Getreide und zu einer der glänzendsten Städte Europas mit der stattlichen Einwohnerzahl von 70000. Oft hielt hier in der geräumigen Dominikanerkirche der polnische Reichstag seine Sitzung ab, so 1569, wo die Vereinigung von Polen und Litauen beschlossen wurde. Ein 15 Meter hoher Obelisk beim Statthalterpalast erinnert noch heute an dieses geschichtlich denkwürdige Ereignis. Auf dem gleichen Reichstage wurde auch dem Kurfürsten von Brandenburg die Erbfolge im Herzogtum Preußen zugesichert, so daß eigentlich in Lublin in gewissem Sinne Preußens Größe geboren wurde. Am 11. November 1831 eroberten die Russen unter General Kreutz die Stadt, beraubten sie ihrer Freiheiten und führten stets ein hartes Regiment, so daß gerade in Lublin der Jubel über den siegreichen Einzug der Österreicher groß und aufrichtig war. Die Umgegend von Lublin mit ihren anmutigen Höhen und tiefen Tälern und den vielen kleinen Flüssen und Seen ist schön und fruchtbar und wird ausschließlich von Polen und Juden bewohnt; doch findet sich dazwischen auch eine Rasseinsel deutscher Ansiedler mit etwa 15000 Köpfen.

Auch die im engen Anschluß an Erzherzog Joseph Ferdinand fechtenden und parallel mit ihm gegen Krasnostaw und Cholm vorgehenden deutschen Korps, an die sich noch weiter östlich die Bugarmee Linsingens anschloß, hatten schwere Kämpfe zu bestehen und nebenbei erhebliche Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Die von Süden nach Norden strömende und bei Iwangorod in die Weichsel mündende Wieprz empfängt hier aus Osten zahlreiche kleine, vielfach versumpfte Nebenflüsse, an die die Russen ihre Verteidigungsstellungen anlehnen konnten. So mußten nacheinander in langwierigen Kämpfen die Abschnitte der Woliza, des Porbaches, der Zotkiewka und der Labunka überwunden werden. Wie bei einem wohldurchdachten Schachspiele führte Mackensen Zug um Zug aus, ohne daß es dem Gegner möglich war, durch einen Gegenzug zu parieren. Er geriet vielmehr schließlich auf dem Ostrolenka—Cholmer Abschnitt förmlich in eine Zange, deren Hebel zwar langsam, aber sicher ihre zermalmende Tätigkeit verrichteten. Das auf einer 200 Meter hohen, versumpften Hochfläche gelegene Zamosce wurde nach kurzem Widerstande im Sturm genommen. Weit wichtiger als die Eroberung dieser alten Polenfeste war die von Krasnostaw, denn hier teilen sich die Straßen von Zamosce nach Lublin und Cholm, so daß sein Besitz von ausschlaggebender Bedeutung ist und es gewissermaßen den Schlüssel zu Südpolen darstellt. Russische Garde verteidigte denn auch diese wichtige Stellung aufs nachdrücklichste, aber sie wurde durchbrochen und geworfen. Nordwestlich davon, bei Piaski, stieß preußische Garde auf die bisher sorgsam geschonten russischen Leibgarderegimenter und blieb Sieger. Die ganze russische Front geriet ins Wanken und mußte fluchtartig zurückgehen. Der Einnahme von Woislawice folgte diejenige von Cholm, das eine der ältesten russischen Städte



Abb. 6. Polenkinder einer Flüchtlingsfamilie am Feuer im freien Feld.

ist und von der weithin sichtbaren Wallfahrtskirche der Cholmer Muttergottes gekrönt wird. Als die Verbündeten so auf der Linie Lublin—Cholm standen, hatten sie das strategische Eisenbahnnetz der Russen an seiner verwundbarsten Stelle zerrissen, die Festung Iwangorod vollends abgeschnitten, Warschau zur Räumung und Brest-Litowsk zum Angriff reif gemacht, da nunmehr ein einfacher Bugübergang genügte, um auch diesem großen Sumpfbollwerk Flanke und Rücken abzugewinnen. Auch die starke Linie des Wieprz war für die Russen jetzt nicht mehr zu halten, zumal deutsche Truppen am 2. August Lenzna erstürmten und Lubartow im Rücken bedrohten, wo sibirische Kerntruppen bei Ruskawola in tapferer Selbstaufopferung wenigstens noch einen Tag Zeitgewinn erkämpften. Trotzdem ließen sich die zu lange mit dem Abzug zögernden Russen am 7. Aug. noch in Lubartow von den stürmisch vorwärtsdrängenden Bataillonen des Erzherzogs Joseph Ferdinand überraschen und erlagen trotz verzweifelter Gegenwehr. Es gelang hier den Österreichern u. Ungarn einen in eine Flußschlinge vorspringenden russischen Frontteil gänzlich abzuschneiden und über 6000 Gefangene zu machen, wobei sich das Salzburger und das Linzer Hausregiment besonders auszeichneten. Nachdem so auch die Wieprz-Linie bezwungen war, konnte es in nordöstlicher Richtung frisch und siegesfroh gegen Brest-Litowsk weitergehen. Damals marschierte alles vorwärts, was an Truppen der Verbündeten zwischen dem Meerbusen von Riga und dem Dnjestr auf den Beinen war. Auf der ganzen ungeheuren Linie von der Ostsee bis fast ans Schwarze Meer ein einheitliches siegreiches Vordringen! Die große englische Zeitung, die damals erklärte, eine solche Machtentfaltung, wie sie Deutschland dank der wunderbaren Organisation seiner Kräfte zeige, sei noch nicht dagewesen, so lange die Welt bestehe, hat ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesagt.

Freilich hat man in der Ententepresse auch viel Wesens gemacht von dem großartigen „strategischen Rückzug" der Russen, der schließlich zur völligen Niederlage der Mittelmächte führen müsse. „Aber schon mit Joffres meisterhaftem Rückzug von der Maas und Aisne hinter die Marne läßt sich dieser Rückzug der Russen nicht vergleichen, weil sie dabei am Feinde geklebt, zu viel Menschen und Material verloren und den linken Flügel in der Schere gelassen haben." (Stegemann.) Nur in einer Beziehung war der Rückzug der Russen von schauerlicher Planmäßigkeit: sie verwüsteten Südpolen in einer Art, die beweist, daß sie seit 1812 nichts gelernt und nichts vergessen haben. Nacht für Nacht war der Himmel rot von neuen Bränden, tagelang qualmten die durch hineingeschossene Brandgranaten angezündeten Wälder, überall stiegen dicke Rauchschwaden zum freundlichen Sommerhimmel auf, schwarze Trümmerstätten und die allein stehen gebliebenen, einsam ragenden Schornsteine wurden zu Wegweisern der Rückzugstraße. Oft standen auch die Rauchfänge nicht mehr, sondern nur schwarze Rußflecken oder häßliche Trümmerhaufen mit den gähnenden Schlünden der Keller verrieten noch, wo einst menschliche Wohnstätten gestanden hatten. Wie Streichholzschachteln waren ja diese bescheidenen Blockhäuschen heruntergebrannt. Ruine reihte sich an Ruine. Das niedergetretene Getreide faulte auf den Feldern. Kein Mensch, kein Haustier. Ab und zu ein ganzer Berg, zusammengesetzt aus den Resten bäuerlicher Habe. Felder, die von Schützengräben durchwühlt, mit Granatlöchern gespickt sind, zersplitterte Wälder,



Abb. 7. Ein Kohlenmeiler in russischen Wäldern.

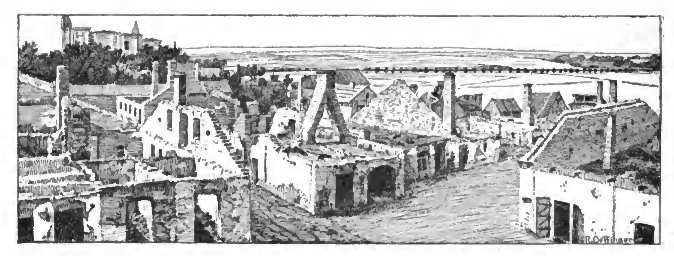


Abb. 8. Ruinenbild einer russisch-polnischen Stadt, die von den Russen auf ihrem „strategischen" Rückzug zerstört wurde.

entgrünte Hügel endlose Reihen von schlichten Holzkreuzen zu beiden Seiten der Straße, auf der weiten Ebene ab und zu noch die Trümmer einer zerschossenen Kirche und traurig gen Himmel weisende Ziegelsteinmauern: überall das gleich scheußliche, nervenpeinigende, herzerschütternde Bild. 5000 Dörfer in Polen wurden vollständig vernichtet, zahllose Einzelhöfe, Rittergüter, Schlösser und Landhäuser verbrannt, 100 Kirchen verwüstet, mehr als 1000 beschädigt, 2 Millionen Stück Herdenvieh und eine Million Pferde weggetrieben oder dem Hungertode preisgegeben, Werte von 2¼ Milliarden Mark zerstört. Nur die größeren Städte blieben verschont. Auch die reifende Ernte sollte auf dem Halme verbrannt und die gesamte bäuerliche Bevölkerung weggeschleppt werden; beide Maßregeln scheiterten aber zum Teil an dem aktiven und passiven Widerstande der Bevölkerung und konnten deshalb nur in beschränktem Maße durchgeführt werden. Die Leute flüchteten mit ihrem wertvollsten Hab und Gut in die Sümpfe und Wälder oder in die Städte und belebten nach der Vertreibung der Russen in langen Wagenzügen die Fahrstraßen, um wieder in die heimatlichen Dörfer zurückzukehren, von denen sie allerdings nur noch rauchgeschwärzte Trümmerhaufen vorfanden. Man muß gesehen haben, wie russisch-polnische Bauern und Juden hausen, um zu wissen, was Elend ist. Und doch bedeuten diese windschiefen Kaluppen, die scheinbar nur noch durch eine klebrige Schmutzschicht zusammengehalten werden, für diese armen Menschen den Inbegriff von Glück und Heimat. Und doch brannten die russischen Soldaten diese elenden Hütten zu ungezählten Tausenden nieder, weil ihre verblendeten Feldherren sich einbildeten, dadurch den Vormarsch der Deutschen und ihrer Verbündeten aufhalten zu können. Eine Maßregel, die zur strengen Winterszeit militärisch noch halbwegs hätte begreiflich erscheinen können, wurde jetzt zum blühendsten taktischen Unsinn. Man bedenke nur: diese Russengenerale glaubten allen Ernstes, abgehärtete Armeen, die ein volles Kriegsjahr hinter sich hatten, dadurch behindern zu können, daß sie ihnen im sonnigsten Hochsommer (!) den zweifelhaften Wetterschutz nahmen, den diese jämmerlichen, von Ungeziefer wimmelnden Baracken gewähren konnten, die man bei uns dem lieben Vieh als Behausung anzuweisen sich gescheut haben würde. Selten wohl ist die Zerstörung menschlichen Glücks im eigenen Lande mutwilliger und grundloser erfolgt als hier.

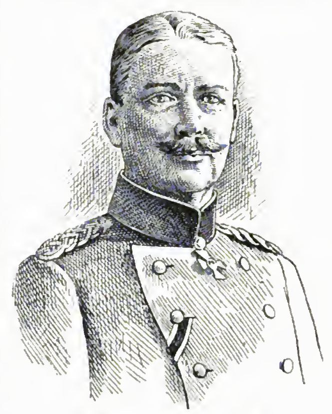
Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Ferdinand von Quast.

Mit 1 Abbildung.

Die Familie derer von Quast, die dem deutschen Vaterlande schon manchen trefflichen Mann geschenkt hat, gehört dem anhaltischen Uradel an, wird 1293 zuerst urkundlich erwähnt und wird auch in der Geschichte der Mark Brandenburg schon im 14. Jahrhundert genannt. Als Sprößling dieser Familie wurde der jetzige General Ferdinand von Quast am 18. Oktober 1850 auf

dem Gute Radensleben geboren und besuchte als Knabe das Gymnasium der benachbarten Kreisstadt Neuruppin. Sein Vater, der Geh. Oberregierungsrat Ferdinand von Quast († 11. März 1877) hat sich einen guten Namen gemacht als Generalkonservator der Kunstdenkmäler des preußischen Staates und hat sich durch die Erhaltung geschichtlich wertvoller Bauwerke bleibende Verdienste erworben. Seine Mutter († 17. August 1885) entstammte der kunstsinnigen Familie derer von Diest. Sein älterer Bruder Wilhelm ist der bekannte konservative Abgeordnete und bewirtschaftet jetzt in mustergültiger Weise das Stammgut Radensleben. Der junge Ferdinand von Quast trat als Zwanzigjähriger als Fahnenjunker bei den „Franzern" ein, und zwar am 19. Juli 1870, also gerade an dem denkwürdigen Tage, an dem Napoleon III. den Krieg an Preußen erklärte. So fand der Jüngling gleich Gelegenheit, seine soldatischen Eigenschaften im bitteren Ernst des Krieges zu erproben, und er hat diese Probe gut bestanden, denn bei der Heimkehr schmückte das Eiserne Kreuz II. Klasse seine Brust, und gleich nach Friedensschluß wurde er zum Leutnant ernannt. Er gehört zu denjenigen unserer Generale, die fast ihr ganzes Leben im Frontdienst verbracht haben. Nur von 1878 bis 1882 war er als Lehrer beim Militär-Knaben-Erziehungsinstitut in Annaberg tätig und rückte während dieser Zeit am 23. September 1879 zum Oberleutnant auf. Schon vorher hatte er sich am 21. Juni 1877 mit der zwanzigjährigen Baronin Alexandrine von Patkul vermählt; aus dieser Ehe sind drei Söhne hervorgegangen, davon einer den Eltern aber schon im dritten Lebensjahre wieder entrissen wurde. Als Hauptmann wurde von Quast wieder zu den „Franzern" zurückversetzt und blieb auch noch als Major bei seinem alten Regiment, bis er am 13. Mai 1895 mit der Führung eines Bataillons im 2. Garderegiment zu Fuß betraut wurde. Als Oberstleutnant gehörte er 1901 dem Stabe des 4. Gardegrenadierregiments an. Eine besondere Freude aber mag es ihm gewesen sein, als er am 18. April 1903 als Oberst an die Spitze seiner geliebten „Franzer" gestellt wurde. Er führte dieses schöne Regiment vier Jahre lang, um dann am 21. Mai 1907 den Befehl über die 39. Infanteriebrigade in Hannover zu übernehmen. Indessen dauerte dieses Kommando nur kurze Zeit, denn schon im März 1908 wurde Generalmajor von Quast zur 3. und bald darauf zur 2. Gardeinfanteriebrigade versetzt. Der September 1910 brachte die Beförderung zum Generalleutnant, und als solcher erhielt von Quast die 6. Division in Brandenburg. Am 1. März 1913 übernahm er dann unter gleichzeitiger Ernennung zum General der Infanterie das Kommando über das IX. Armeekorps, als Nachfolger des mit der Führung des Gardekorps beauftragten Generals Freiherrn Karl von Plettenberg. In der kurzen Zeit, die von Quast als Kommandierender in Altona verbracht hat, hat er in hohem Maße verstanden, sich auch bei der Bürgerschaft beliebt zu machen und zahlreiche persönliche Beziehungen zu den hanseatischen Patrizierfamilien anzuknüpfen. An der Spitze des IX. Armeekorps rückte er dann im August 1914 ins Feld. Bald und oft genug konnte er von dort aus über die tapfere Haltung seiner Hanseaten in dem schweren Ringen berichten und stets geschah dies unter warmer Anerkennung der musterhaften Manneszucht, die in dem Korps herrschte. Im weiteren Verlauf des Krieges vertauschte jedoch von Quast den Befehl über das IX. Korps mit einem anderen wichtigen Kommando. Er gehört zu den durch die Verleihung des Ordens Pour le mérite ausgezeichneten Generalen.



General Ferdinand von Quast.

Die Mittel des Krieges.

Fahrende Lazarette.

Von **Willy Bautzner.** Mit 2 Abbildungen.

Das kostbarste Material, das ein Staat im Kriege ins Feld sendet, sind seine Soldaten. Sich dieses Menschenmaterial nach Möglichkeit zu erhalten oder, wo es durch Verletzungen und Krankheiten Einbußen erlitten, wieder herzustellen, muß deshalb auch seine größte Sorge sein. Ebenso wie für die kriegerischen Rüstungen in bezug auf Waffen und Munition, auf Ausrüstungsgegenstände und Proviant, hat darum jeder Staat auch schon in Friedenszeit für die Verwundeten- und Krankenfürsorge Vorkehrungen zu treffen. In erster Linie wird dies insofern geschehen, als Lazarette in der Heimat eingerichtet werden, die im Kriegsfall ohne weitere Maßnahmen sozusagen automatisch in Wirksamkeit treten. Da aber nicht alle Kranken und Verwundeten ohne weiteres in die Heimat gebracht werden können, so sind Feld- und Etappenlazarette notwendig, deren Errichtung natürlich erst nach Ausbruch des Krieges möglich ist. Für die Verwundeten kommen außerdem noch Verbandplätze dicht hinter der Feuerlinie in Betracht. Das Ausrüstungsmaterial für die Letzteren, für die Feld- und Etappenlazarette muß selbstverständlich ebenfalls schon im Frieden, in der Hauptsache wenigstens, bereit liegen. Es kommt im Augenblick der Mobilmachung teils mit den Truppen selbst, teils auf dem Wege des Nachschubs an seinen Bestimmungsort, wandert bei einem Vormarsch mit der Truppe weiter und nistet sich im Stellungskrieg an geeigneten Plätzen auf längere oder kürzere Zeit ein. Kranke und Verwundete finden auf den Verbandplätzen die erste Hilfe. Durch die Sanitätstruppen, zu denen neben geübtem Pflegepersonal vor allem auch Ärzte des aktiven Heeres zählen, sind in der Regel die dringendsten Erfordernisse hier zu erledigen. Auf Transportwagen werden dann nach Anlage der ersten Verbände die Opfer des Krieges zunächst den Feld- und Etappenlazaretten überwiesen. In die Feldlazarette kommen in der Regel die Schwerverwundeten oder Schwerkranken, in die Etappenlazarette die leichter Erkrankten und leichter Verwundeten. Tritt bei Schwerkranken und Schwerverwundeten die Transportfähigkeit ein, so werden sie weiter rückwärts abgeschoben. Da aber nach großen Kämpfen, nach blutig verlaufenen Schlachten die Feld- und Etappenlazarette oft bei weitem nicht ausreichen, die Zahl der Aufnahmebedürftigen unterzubringen, da ja nicht nur die eigenen Leute, sondern auch solche des Gegners in Betracht kommen, so muß für ausgiebige Gelegenheit zum Transport nach der Heimat gesorgt sein.

Zur Beförderung in die Heimatlazarette dienen die Lazarettzüge, soweit sie nicht durch Automobile eine Unterstützung finden, die meist aber nur dann eintritt, wenn sich das Kampffeld noch innerhalb des eigenen Landes oder nicht weit jenseits der Grenze befindet. So ein Lazarettzug, wie er heute, insbesondere in diesem großen Weltkrieg, in Dutzenden von Exemplaren in ständigem Wechsel hin und her verkehrt, kann füglich in vollem Umfang des Worts als ein fahrendes Lazarett betrachtet werden. Die Einrichtung der Lazarettzüge steht heute auf einer Höhe, die dem Krankenhause in keinerlei Weise nachsteht, wenn sie auch naturnotwendig in ihrer Ausdehnung begrenzt, in ihren Hilfsmitteln für kürzere Dauer berechnet ist. Letzteres fällt aber deshalb nicht ins Gewicht, weil ja die Lazarettzüge nur ein Bindeglied zwischen Heimat und Etappe darstellen. In erster Linie sind die Lazarettzüge für den Transport Schwerverwundeter und Schwerkranker bestimmt. Für leichter Kranke und Verwundete werden sogenannte Hilfslazarettzüge verwendet, die in ihrer Einrichtung wesentlich bescheidener und in ihrer Ausstattung, zu einem Teil wenigstens, einfacher sind. Ein Lazarettzug verfügt über alle Hilfsmittel der modernen Hygiene. Die Verpflegung erfolgt in durchaus entsprechender Weise, die Behandlung ist auch während der Fahrt eingehend und individuell. Die Ausstattung verfügt über alles, was zur ärztlichen Hilfeleistung und Pflege erforderlich ist. Ein solcher Zug weist eine stattliche Länge auf, denn er besteht aus einer ganzen Reihe ausgesprochener Lazarettwagen, wozu dann noch Wohnwagen für Ärzte und Pflegepersonal, Küchenwagen, Wagen für Vorräte an Arzneien, Verbandmitteln, Wäsche, Lebensmittel usw., vielfach auch noch ein besonderer Wagen, der als Operationssaal eingerichtet ist, kommen.

Es ist selbstverständlich, daß der Lazarettzug außer all dem genannten Material vor allem

eine geübte Begleitung, ein geschultes Ärzte-, Hilfs- und Pflegepersonal haben muß, denn auch während der Fahrt muß die Kranken- und Verwundetenbehandlung in durchaus lazarettmäßiger Weise erfolgen, wenn sie nicht für die Betroffenen große Nachteile haben soll. Wie weit sich diese Behandlung erstreckt, bezeugt am besten der besondere Operationsraum, der es ermöglicht operative Eingriffe während der Reise vorzunehmen, wobei allerdings in jedem Falle die Fahrt unterbrochen wird, denn solange der Zug in Bewegung ist, lassen sich selbst einfache Operationen nicht ausführen. Der Operationsraum weist die völlige Ausstattung eines Feldlazarettes auf.

Als ausgesprochene Lazarettwagen werden in der Regel Wagen 4. Klasse verwendet. Sie eignen sich am besten dazu, nachdem die Bänke entfernt worden sind. In jedem dieser Wagen werden in zwei übereinander liegenden Abteilungen insgesamt etwa 12 Betten untergebracht. Im ganzen Zug ist es möglich 200—300 Kranke oder Verwundete zu transportieren. Die Betten dienen in besonderen Fällen auch als Tragbahren, sie werden so aufgehängt, daß die Betten auf stark federnden Unterbauten ruhen, damit die Kranken von den Schwankungen und Stößen während der Fahrt keine Belästigung erfahren. Der Abstand der Betten untereinander ist so gehalten, daß Ärzte und Pflegepersonal bequem Zugang zum Patienten von allen Seiten haben. Vor jedem Lager befindet sich ein kleineres verstellbares Tischchen, an der Wand ein Hängenetz für einige zum Handgebrauch bestimmte Gegenstände. Auch sonst ist alles vorhanden, was man zur Krankenpflege braucht. Viele Lazarettzüge haben sogar Bilderschmuck an den Wänden zu verzeichnen, damit die Kranken oder Verwundeten ständig das Gefühl haben, sich in einem behaglichen Raum zu finden. Die Zusammen-

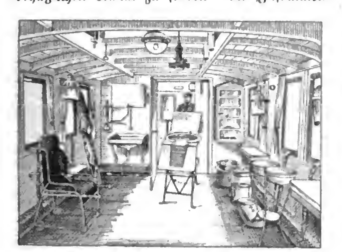


Abb. 1. Blick in den Verbandwagen eines Lazarettzuges.

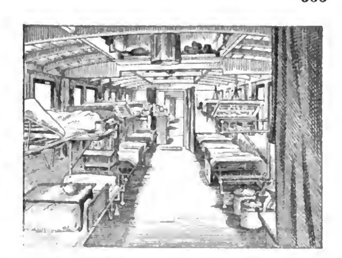


Abb. 2. Das Innere eines Lazarettwagens. (Wagen 4. Klasse.)

setzung der Betten ist mit besonderer Sorgfalt vorgenommen. Sie entspricht zumeist den in den Krankenhäusern üblichen Einrichtungen.

Ein besonders wichtiger Teil des Lazarettzuges ist der Küchenwagen. Er gewährt den Kranken und dem Personal den Vorteil, daß die Verpflegung nicht auf den Stationen, sondern, von diesen unabhängig, jederzeit im Zug stattfinden kann. Trotz des beschränkten Raumes ist deshalb der Küchenwagen in einer sehr sinnreichen Weise ausgestattet und enthält alles, was überhaupt in einer Küche denkbar ist, nur mit dem Unterschied, daß man sich die Errungenschaften der modernen Technik hier ausgiebiger zunutze macht, als dies etwa in einer Haushaltungsküche der Fall ist. Wenn man einen solchen Küchenwagen durchwandert, muß man staunen, daß es möglich ist, in diesem engen Raum das Essen für etwa 300 und mehr Personen herzustellen. Vor allem kommen die zwei Dampfkochapparate in Betracht, und es fehlt sogar der Eisschrank nicht, den man der Zweckmäßigkeit wegen auf der Plattform aufzustellen pflegt. Im Anschluß zum Küchenwagen steht der Vorratswagen, der das gesamte nicht minder ungemein reichhaltige Inventar birgt. Man ist überrascht über die gewaltige Menge an Wäsche, die für die Patienten mitgeführt werden muß. Sogar eine Bibliothek, die zur Unterhaltung den Kranken und dem Personal in dienstfreier Zeit zur Verfügung steht, fehlt in der modernen Einrichtung nicht.

Der Wohnwagen für Ärzte, Pflegepersonal und Begleitmannschaft ist einfach aber behaglich eingerichtet. Selbst Blumen sind zur Verschönerung vorhanden. Daß je nachdem 1.- und 2.-Klasse-Schlafwagen für Ärzte, Pflegepersonal und militärische Begleiter vorhanden sind, ist selbstverständlich. Befindet sich weibliches

Pflegepersonal im Zuge, so ist für dieses eine besondere Abteilung vorhanden. Auch fehlt es nicht an anderen Einrichtungen, als da sind Waschgelegenheiten, Abort und anderes mehr. Es sind sogar in manchen Zügen Badegelegenheiten vorhanden. Andere Züge führen selbst Automobile mit sich, um gegebenenfalls ohne Zeitverlust und wesentliche Umstände besonders Schwerkranke unterwegs in Lazarette überzuführen oder aber die Verwundeten oder Kranken selbst von der Front abholen zu können.

Die Hilfslazarettzüge sind zumeist aus Güterwagen zusammengestellt. Hier kommen an Stelle der Betten Tragbahren in Betracht, auf denen die Verwundeten ruhen. Diese Tragbahren sind mit besonderen Vorrichtungen versehen oder es sind sonst Einrichtungen getroffen, die es ermöglichen, auch in diesen Zügen die Schwankungen und Stöße während der Fahrt zu vermeiden. Eine besondere Klasse von Lazarettzügen sind die Leichtverwundetenzüge, wobei es sich um solche Leute handelt, die sitzen können. Züge dieser Art werden aus Personenwagen 1. bis 3. Klasse gebildet. Sie führen meist den Namen Krankenzüge.

Eine besondere Zusammensetzung haben viele der österreichischen Lazarettzüge. Sie sind in besondere Abteilungen für Schwerkranke und Leichtverletzte getrennt. Ein solcher Zug, den ich in den Karpathen zu benützen Gelegenheit hatte, bestand aus 27 Wagen, von denen 11 mit Betten versehen waren. Sie bildeten den vorderen Zugteil und wurden von der Lokomotive aus mit Dampf geheizt. Dann war ein Wagen mit Dampfkessel eingeschoben, der die folgenden nur mit Sitzen versehenen 12 Personenwagen zu heizen hatte. Küchen-, Vorrats- und Operationswagen waren auch hier vorhanden. Dieser Zug konnte 90 Liegende und 200 Sitzende aufnehmen. Die Heizung der Lazarettzüge war überhaupt ein Kapitel für sich, wohl sind sie zum größten Teil mit Dampfheizung versehen. Praktischer erscheint es aber, wenn die Wagen mit kleinen Öfen ausgestattet sind. Da diese Heizung den nicht zu unterschätzenden Vorteil bietet, jeden Wagen allein für sich zu durchwärmen, auch dann, wenn er durch irgendeine Ursache von dem Zug abgetrennt werden muß oder aber der Zug ohne Lokomotive stillsteht, sei es, daß er nach und nach zusammengesetzt wird, sei es, daß er auf mehrere Stationen verteilt ist und erst nach Aufnahme aller zu transportierenden Personen zusammengekuppelt wird.

Auf jeden Fall gibt die vorstehende Schilderung einen Einblick in das Wesen des Kranken- und Verwundetentransports nach der Heimat und bezeugt, wie man es sich angelegen sein läßt, die im Kampfe für Heimat und Vaterland verwundeten oder erkrankten Krieger in sicherer, schonender und ihrem Zustand entsprechender Weise aus dem Bereich des Kampfgebietes und der Etappe, in die wohltuende friedliche Ruhe der Heimat zu geleiten. Nicht zuletzt mögen diese trefflichen Einrichtungen der Lazarettzüge dazu beitragen, daß von unsern Verwundeten und Kranken bis zu 80% völlig wieder hergestellt, ja zum weitaus größten Teil sogar wieder felddienstfähig werden.

Kraftfahrer im Feld.

Von G. Hermann.

Man hat in allen Kulturstaaten schon bald damit gerechnet, den Kraftwagen auch zum Kriegsdienst heranzuziehen, nachdem man seine Gebrauchsfähigkeit im Dienste der Personen- und Lastenbeförderung erkannt und seine Entwicklung so rasche und gute Fortschritte gemacht hatte. Auch unsere Heeresverwaltung hat sehr damit gerechnet. Und um sich für den Kriegsfall eine größere Anzahl leistungsfähiger Wagen zu sichern, war man dazu übergegangen, Lastwagen von drei und mehr Tonnen Tragfähigkeit zu subventionieren. Aber daß der Kraftwagen im Kriege selbst dann eine solch ausgedehnte Verwendung finden würde, wie dies heute der Fall ist, das hätte doch kaum jemand vorausgesehen. Und diese Verwendung hat selbst in den Kriegsjahren noch Fortschritte gemacht und man ist dabei so weit gekommen, daß der Kraftwagen heute sogar bis direkt in die Feuerlinie verkehrt. Es läßt sich schlechterdings nichts mehr denken, was nicht mittels des Kraftwagens bis in die Front befördert wird und es gehört deshalb zur Führung eines Kraftwagens im Krieg heute ebensoviel Mut und Unerschrockenheit wie bei der eigentlich kämpfenden Truppe. Mancher Kraftwagenführer hat schon in der Ausübung seiner Pflicht sein Leben lassen müssen und darf ebenso als Held gefeiert werden, wie der zum Sturm vorgehende und gefallene Infanterist.

Ursprünglich hatte man sich wohl in der Hauptsache gedacht, das Automobil zum Heranschaffen von Proviant und Munition, zur Beförderung von Kranken und Verwundeten, zur Übermittlung von Nachrichten an rückwärtige Stellen und ähnlichen anscheinend nicht sonderlich gefährlichen Aufträgen zu verwenden, aber der Fortgang des Kriegs hat sehr bald hier eine Ver-

änderung hervorgerufen und die Anforderungen an die Kraftfahrertruppe und die Wagen erheblich gesteigert. Den Anfang dazu machte schon im Jahr 1914 der Vormarsch durch Belgien, wo es gleich nach Kriegsausbruch galt, einzelne Truppenteile rasch vorwärts zu bringen. Eine freiwillige Automobilkolonne hat damals sehr erhebliche Dienste geleistet, indem sie nicht nur Mannschaften beförderte, sondern auch zu Erkundungszwecken Verwendung fand und nur allzuhäufig die erste Bekanntschaft mit der feindlich gesinnten Bevölkerung Belgiens machte. Schon damals bestand der Kraftwagen eine glänzende Probe seiner praktischen Verwendbarkeit im Kriege. Aber es ging das auch nicht ohne Verluste ab. Einmal so begonnen, ist auf dem gleichen Wege fortgefahren worden, und wir haben es erlebt, daß da, wo es galt, den Vormarsch zu beschleunigen oder dem fliehenden Feind hart auf den Fersen zu bleiben, der Kraftwagen das beste Mittel war. Die Russen namentlich haben die deutschen Kraftwagen sehr reichlich kennen gelernt und noch jüngst bei dem raschen Vordringen in Livland, Estland und in der Ukraine haben neben den Reitern die Kraftwagenkolonnen einen erheblichen Anteil gehabt.

Die Vielseitigkeit in der Verwendung des Kraftwagens wird am besten illustriert dadurch, daß man ihn als Mädchen für alles im Kriegsdienst bezeichnet. Es gibt nichts, rein gar nichts, das zur Kriegführung gehört, was nicht schon mit dem Kraftwagen in Berührung gekommen wäre. Ja, es will beinahe scheinen, daß die ursprünglichen Verwendungsmöglichkeiten, nämlich die des Transports von Munition, Sprengstoff, Proviant, Baumaterial usw., nach und nach als etwas ganz Alltägliches zurücktreten hinter dem, was als neu und anfänglich nicht gedacht hinzugekommen ist. Daß man Geschütze auf die Kraftwagen montiert und sie als fahrbare, rasch ihren Platz wechselnde Autobatterien zur Abwehr von Fliegerangriffen, zur schnellen Bereitschaft bei der Verfolgung usw. verwendete, mag noch nichts Außergewöhnliches sein. Daß man den Kraftwagen auch zum Antrieb von Gattersägen, zwecks rascher Beschaffung von Brettern für Schützengräben und Unterständen verwendete, daß man ihn in den Dienst der feldgrauen Landwirtschaft und als Vorspann zu landwirtschaftlichen Maschinen benützte, daß er zum Abschleppen von Baumstämmen, zur Beseitigung von Hindernissen und ähnlichem herangezogen ward, liegt schon mehr abseits seiner ursprünglich kriegerischen Bestimmung. Noch in mancherlei anderer Hinsicht ließe sich schließlich seine Verwendung im Dienste des Heeres feststellen, aber die angeführten Beispiele werden genügen.

Daß all diese Aufgaben an das Fahrpersonal recht erhebliche Anforderungen stellen, daß auch das Material dabei nicht sonderlich geschont wird, liegt auf der Hand. Und doch sind die zuletzt genannten Anforderungen noch die leichteren. Schwieriger und gefahrvoller wird die Sache, wenn es heißt, Transporte auszuführen, von denen Wohl und Wehe einzelner Heeresteile, ja bisweilen ganzer Armeen abhängt. Und diese Schwierigkeiten werden noch erhöht, wenn es gilt, auf grundlosen Wegen, querfeldein, über Berg und Tal hinweg, an schwindelnden Abhängen vorbei, diese Transporte zu führen. Und noch einmal schwieriger wird die Aufgabe dann, wenn es gilt, die Feuerzone zu passieren, über Straßen zu verkehren, die unter feindlichem Feuer liegen, die von Granaten schon zerfetzt und durchlöchert sind, meterbreite Granattrichter aufweisen und alle Augenblicke von einschlagenden Geschossen belegt sind. Da erst zeigt sich dann die Unerschrockenheit der Kraftwagenführer im besten Lichte und man darf wohl sagen, daß Nerven von Stahl und kühne Entschlossenheit dazu gehören, in solchen Fällen nicht zu versagen. Je länger der Krieg gedauert hat, um so mehr ist der Kraftwagen zu Ehren gekommen. Denn auch in schwierigem Terrain konnte er immer wesentlich rascher fahren, als auch das beste Pferdefuhrwerk, und die durch die räumliche Ausdehnung des Kriegs ohnehin unzureichende Menge von Gespannen zwingt ja dazu, sich mehr des Kraftwagens zu bedienen.

Neben der Lastenbeförderung ist es vor allem der Sanitätsdienst, der sehr viel Kraftwagen beansprucht. Kranke und Verwundete werden durch Kraftwagen den Feldlazaretten und den Etappenorten zugeführt. Und auch hier ist es, namentlich im Bewegungskrieg, sehr oft erforderlich, daß die Autos bis zur kämpfenden Truppe selbst vorfahren. Und mehr als einmal ist es dabei passiert, daß auch das Sanitätsauto vom feindlichen Feuer etwas abbekommen hat. Aufopferung, Kameradschaft und was sonst noch die Tugenden des Soldaten sind, hat schon mancher Kraftwagenfahrer in ausgiebiger Weise bekundet, wenn ihm durch feindliche Maßnahmen sein Beruf erschwert worden ist oder andere Hindernisse ihn die Erfüllung seiner Pflicht schier unmöglich machten. Im Schweiß seines Angesichts hat schon mancher Kraftwagenführer arbeiten müssen, um den defekt gewordenen Wagen wieder flott und gebrauchsfähig zu machen, die anvertraute Last oder die Insassen dem Befehl gemäß abzuliefern und vor der Vernichtung zu bewahren. Man muß sich nur vergegenwärtigen, daß unsere Kraftwagen in diesem Krieg nicht nur in den Gebieten des alten Europa anzutreffen sind, der wilde Taurus, der Kaukasus, Mesopotamien, Kleinasien, die Wüste, das Sumpfland des europäischen Rußland usw. sind Schauplätze geworden, auf denen unsere Kraftwagen und ihre Fahrer ihre schwere Pflicht erfüllen. Darum, wenn eine Kriegsgeschichte erschöpfend sein will, wird sie nicht vorübergehen können an der Tatsache, daß auch unsere Kraftfahrer im Feld ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, diesen gewaltigsten aller Kriege siegreich für die deutschen Waffen zu gestalten, und die Kraftfahrertruppe hat ja die Genugtuung, sehr viele ihrer Mitglieder schon mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet zu sehen, ein Zeichen, daß man auch höheren Ortes die Leistungen dieser Truppe durchaus würdigt und in vollem Maße anerkennt.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 1. Eine Beutesammelstelle auf freiem Feld bei Horodenka in Galizien.

Von der Sparsamkeit im Felde.

Von C. Frerichsen. Mit 3 Abbildungen.

Ein Hauptposten in der Rechnung unserer Feinde war schon von Kriegsbeginn an die Blockade, d. h. die Abschnürung der Mittelmächte von aller Zufuhr aus Übersee. Man hoffte dadurch zu erreichen, daß wichtige Rohstoffe durch die Dauer des Kriegs aufgezehrt, daß die Lebensmittel ausgehen und die Vierbundsstaaten so zum Friedensschluß gezwungen werden würden. Überraschend schnell aber haben sich die so eingekreisten und blockierten Mittelstaaten an diese Kriegsmaßnahmen gewöhnt. Ja, sie haben geradezu wunderbarerweise damit gerechnet und ihr gesamtes Wirtschaftsleben darnach eingerichtet. Allen voran hat namentlich Deutschland in dieser Beziehung Großes vollbracht und ist seinen Verbündeten mit glänzendem Beispiel vorangegangen. Aus eigener Kraft führte Deutschland diesen Krieg und wo die Rohstoffe knapp wurden, sorgten Wissenschaft und Technik für entsprechenden Ersatz. Vor allem aber wurde darauf gesehen, daß sowohl in der Heimat wie im Gebiet der Fronten und Etappen mit dem Vorhandenen äußerst sparsam umgegangen wurde. Man besann sich auf das biblische Wort: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme.“ So konnten die Vorräte gestreckt, Verbrauchtes wieder ersetzt werden. Freilich haben nicht unwesentlich auch die glorreichen Siege unserer Truppen uns die Möglichkeit gegeben, in allem durchzuhalten. Vorab gilt dies von den Dingen, die zur Kriegführung in erster Linie gehören, denn gerade die hier in Betracht kommenden Rohstoffe wurden ehedem zum weitaus größten Teil von Übersee herbezogen. Zu nennen sind insonderheit Baumwolle, Kupfer, Blei, Webstoffe u. a. mehr. Nicht zuletzt auch Messing, Aluminium, Gummi und Leder. Unsere verantwortlichen Stellen sind sehr bald dazu übergegangen, all diese Dinge aus dem bürgerlichen Verkehr auszuscheiden und in erster Linie dem Heeresdienst nutzbar zu machen. Trotzdem hätten diese so gewonnenen Vorräte bei weitem noch nicht gereicht. So mußten auch die eroberten Gebiete zur Lieferung herangezogen werden. Indem man durch freiwillige Abgabe und Beschlagnahme zu erfassen suchte, was möglich war. Die Mittelmächte haben bei ihrem so raschen Vordringen in Rußland, in Serbien, Montenegro, Rumänien, Belgien, Frankreich und in Italien immer wieder neue Hilfsquellen



Phot.: Illustrations-Photo-Verlag, Berlin.

Abb. 2. Eine Metall-Sortierungsstelle im Westen. (Die Gegenstände wurden aus den Trümmern zerschossener Häuser in Rethel gerettet.)

zur Ergänzung ihres Bedarfs erschlossen. Sie haben auch sehr oft Riesenmengen an Beute gerade in den am notwendigsten verlangten Artikeln gemacht. Die Tausenden von Geschützen, die Millionen von Munitionsmengen und vieles, vieles andere mehr haben den Mittelmächten die Kriegführung beträchtlich erleichtert und noch obendrein auf Kosten der Gegner verbilligt.

Während man sich in der Heimat nicht darauf beschränkte, um die Brocken zu sammeln, sondern sehr bald auch gezwungen war, gebrauchte und ungebrauchte Gegenstände des täglichen Bedarfs zu beschlagnahmen, um die Rohmaterialien zur Erzeugung des Heeresbedarfs zu gewinnen, ist man an der Front in der Hauptsache auf die Brocken beschränkt geblieben, aber es haben die Gegner selbst dafür gesorgt, daß diese Brocken in recht ansehnlicher Menge aufzufinden waren. Dank dieser Methode haben die Materialien eine Art regelrechten Kreislauf angetreten. Sie haben ihre Form immer wieder verändert. Aus Altem ist wieder Neues geworden. Das Verbrauchte wurde wieder zum Gebrauche hergerichtet. So erzielten wir nicht nur eine starke Sparsamkeit an Material, wir gaben dadurch auch der Wirtschaftlichkeit der Dinge einen erhöhten Wert. Millionen und aber Millionen sind auf diese Weise dem deutschen Volke erhalten worden. Das Durchhalten wurde erleichtert, und die Kriegführung selber wesentlich verbilligt und dies trotzdem, daß im Felde ja alle Dinge viel schnellere und intensivere Abnützung erfahren.

Die Sparsamkeit im Felde ist eine der schönsten Errungenschaften dieses Kriegs und es haben sich diejenigen, die hier eine organisatorische Tätigkeit entfaltet haben, ein nicht geringes Verdienst um das Vaterland erworben. Auch von diesen Dingen, die gleichsam ganz in der Stille geschehen und als selbstverständlich betrachtet werden, wird späterhin ein Geschichtsschreiber nicht vorübergehen können, denn auch sie haben ein Anrecht darauf, im Rahmen des großen Ganzen zu erscheinen und der Nachwelt vor Augen geführt zu werden. Heute ist die Organisation so durchgeführt, daß sie wie ein Räderwerk ohne Stockung funktioniert. Im Anfang mag es weniger leicht gewesen sein. Man nennt die Zentralstelle, die gleichsam eine Sparbüchse eigener Art ist, die Beutesammelstelle. Es gibt deren viele, je nachdem die Kriegsverhältnisse ihre Errichtung begünstigen. Alles,

was der Soldat im Felde braucht, was das Kriegshandwerk erfordert, ist in solchen Beutesammelstellen anzutreffen. Täglich gehen in großen Mengen, die von den einzelnen Truppenteilen pünktlich und sorgsam gesammelten Ausrüstungsgegenstände, verbrauchte Munitionsteile und was sonst dazu gehört, ein. Manches ist dem Soldaten beim Vorgehen hinderlich und wird weggeworfen, manches ist im Lauf der Zeit entbehrlich geworden, manches so stark abgenützt, daß es nicht mehr gebraucht werden kann. In der Beutesammelstelle findet sich alles wieder. Dafür sorgen schon die Prämien für aufgefundene Materialien, die den einzelnen Kompagnien ausgezahlt werden und die Leute anspornen, alles zu sammeln, was sie nicht mehr brauchen, oder was sie finden. Da trotz des Stellungskriegs die Front immerhin in einer gewissen Bewegung bleibt und der Feind des öfteren gezwungen wird, einzelne Stellungen zu räumen, dabei aber nicht die Zeit findet, Vorräte und Materialien zu vernichten oder rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, so haben unsere Feldgrauen oft schon ansehnliche Beute gemacht. Triumphierend meldet dann wieder der Heeresbericht von Zeit zu Zeit, daß (bei größeren Unternehmungen) unabsehbares Kriegsmaterial uns in die Hände fiel. Erinnert sei hier nur an den Siegeszug in Polen, in Oberitalien und neuerdings in den Ostseeprovinzen. Alles, was so vorgefunden, gesammelt und erbeutet wird, ist uns natürlich in erhöhtem Maße von Wert und bildet einen willkommenen Zuschuß zu dem Vorhandenen. Der Wert alles dessen läßt sich in Zahlen gar nicht ausdrücken, und die Menge genau festzustellen, wird gleichfalls einer späteren Zeit erst vorbehalten sein.

Um all die erbeuteten Dinge in geordneter Weise der Wiederverwendung zuzuführen oder in neue Form zu bringen, bedarf es der Beutesammelstellen. Es sind für diese sogar besondere Sammelkompagnien gebildet worden, und ständig rollen von diesen Stellen aus ganze Eisenbahnzüge, gefüllt mit den hier gesammelten und gesichteten Dingen, nach rückwärts, der Heimat zu, wofern es sich dabei nicht um Sachen handelt, die ohne weiteres sofort von den kämpfenden Truppen wieder in Gebrauch genommen werden können.

Eine solche Beutesammelstelle gleicht einem riesigen Warenlager, das aber erst dank des Ordnungssinns der dort tätigen Mannschaften den Anstrich eines solchen erhält. Denn, wenn die Eisenbahnwagen, vollgestopft von unten bis oben, hier eintreffen, so bergen sie in buntem Durcheinander wahllos all das, was man gefunden hat. Es gibt fast keinen Gegenstand der Kriegsausrüstung, den man da nicht antreffen kann. Von schweren und leichten Geschützen und Geschützteilen angefangen, bis zur Konservenbüchse herunter, ist alles vorzufinden: Uniformen, Zivilkleider, Waffen, Geschosse, ganze Automobile ebenso, wie Tornister, Stiefel, Feldflaschen, ferner Helme, Seitengewehre, Kochgeschirre, Spaten, Drahtscheren, Beile, Patronentaschen usw. Bunt und wahllos liegt das alles anfangs durcheinander, ohne die geringste Rücksicht darauf, ob es seinem ursprünglichen Zweck noch dienstbar gemacht werden kann oder nicht. Flinke und fleißige Hände sorgen jedoch dafür, daß bald Ordnung in das Chaos kommt. Gleich nach der Entladung fängt das Sortieren an. Auf Blechplatten, die den ganzen Boden einer geräumigen Halle bedecken, werden die einzelnen Dinge genau nach Art und Wesen gesondert aufgeschichtet. Uniformen kommen zu Uniformen, Stiefel zu den Stiefeln; an einer andern Stelle finden die Schnürschuhe ihren Platz. Dort wächst ein Berg von Wäsche empor, hier wird das Riemenzeug verlesen, wo anders wieder sammeln sich die Tornister zueinander. Gasmasken werden sorgfältig zu ihresgleichen geschafft, nicht minder Handgranaten, Patronen, Geschosse und Hülsen, Geschoßteile und anderes mehr. Eine besondere Abteilung nimmt die Metalle auf. Da gibt es ganze Berge von Kupfer, Aluminium, Messing usw. Ordnung und Übersichtlichkeit sind die Prinzipien, die hier walten. Soweit Raum und Zeit es gestatten, erstreckt sich die Teilung noch auf größere Unterschiedlichkeit, namentlich die Abteilung für die Ledersachen weist eine solche größere Spezialisierung auf. Nicht minder großen Raum beanspruchen die Bekleidungs- und Wäschestücke. Auch hier wird eine Unterscheidung nach der Art der Gegenstände und ihrer Grundstoffe eingehalten. Fertige und gut verwendbare Stücke bleiben getrennt von Lumpen und Abfällen. Diese Sachen werden schon bald der nächsten Militärwaschanstalt zugewiesen. Nach der Reinigung werden sie teils auf ihre Schadhaftigkeit untersucht und ausgebessert, teils entsprechend zusammengepackt und nach rückwärts transportiert, um hier den Verteilungsstellen für Ausrüstungsgegenstände überwiesen zu werden. Eine sachgemäße Behandlung erfährt auch alles übrige. Altmaterial, das dann schon bald in verjüngter, sehr häufig aber auch in ganz neuer Gestalt zur Front zurückkehrt. Auch die in der



Kaiser Franz Joseph von Österreich-Ungarn.

Heimat errichteten Beutesammelstellen, die eine Zeitlang die Gewohnheit hatten, ständig umfangreicher zu werden, gehen mit Eifer daran, ihrerseits aus den Dingen die größte und beste Verwendungsfähigkeit herauszuziehen und aus dem häufig nur scheinbaren Wert dieses Materials neue Werte zu erzielen. Angeborene Findigkeit vermag in bezug auf die Wiederverwendung der so behandelten Gegenstände die merkwürdigsten Ergebnisse zu zeitigen.



Abb. 3. Gesammelte alte Konservenbüchsen, in Säcke verpackt, fertig zum Versand nach Deutschland.

Es wurde schon erwähnt, daß in den Beutesammelstellen sich alles vorfindet, was der Soldat im Felde nötig hat, aber der der Sache Fernstehende kann sich dennoch wohl kaum einen rechten Begriff davon machen, was eigentlich alles dazu gehört. Erst diese Sammelstellen gewähren eigentlich einen Einblick in das große Getriebe, in all die tausenderlei Einzelheiten, die das Wort Krieg umfaßt, in die unzähligen Fäden, die Feldheer und Heimat unausgesetzt verbinden. Sie geben zugleich auch ein Bild von der großen Massenhaftigkeit, in denen die einzelnen Dinge im Felde benötigt werden. Sie lassen zugleich aber auch erkennen, wie berechtigt die Anordnungen der Behörden sind, die durch Beschlagnahmen den Bedarf für das Heer sichern, so allerdings auch die Ursache sind, daß es viele Dinge für den Zivilisten daheim überhaupt nicht mehr oder nur in ganz geringen Mengen und zu teuren Preisen, vielfach sogar nur gegen Nachweis der unbedingten Notwendigkeit oder gegen eidesstattliche Versicherung der Verwendung für Heereslieferungen oder Zweck der Allgemeinheit, gibt.

Nur wer diesen tieferen Zusammenhang voll erfaßt, wer einen genaueren Einblick gewonnen, vermag das recht zu verstehen. Aber ein Gang durch die hier zur Besprechung stehenden Sammelstellen würde vielen, die ob der Schwierigkeit der Versorgungsverhältnisse mit den Dingen ihres täglichen Bedarfs zu klagen bereit sind, die Augen öffnen und ihnen ein Verstehen beibringen, daß es ja gar nicht anders sein kann, wenn wir den Krieg bis zum siegreichen Ende durchkämpfen wollen.

Von besonderem Wert ist die Systematik, mit der bei diesen Sammelstellen zu Werk gegangen wird.

Ausrüstungsgegenstände und Schießbedarf sind, wie gesagt, die am häufigsten in Betracht kommenden Dinge. Besondere Waffensammelstellen sammeln Handgranaten, Zünder, Blindgänger usw. und senden ihre Vorräte an die ständigen Artilleriedepots. Konservenbüchsen und Flaschen, die sich zu vielen Tausenden in der Beutesammelstelle anhäufen, gehen gleich in die Heimat zurück. Es ist tatsächlich ein großes Aufgebot von Offizieren und Mannschaften erforderlich, um dieses Sammeln der übrigen Brocken in der richtigen Weise zu besorgen und das Gesammelte in sachgemäße Behandlung zu nehmen. Und mancher der Beteiligten hat dabei keinen leichten Dienst, denn es muß gesagt werden, daß all die Arbeiten einer Beutesammelstelle recht mühsam sind. Von der Größe der Mengen, die hier zusammenströmen, kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß eine einzige solche Sammelstelle in etwa $1^1/_2$ Jahren allein über 800000 kg Kupfer abgeliefert hat. Unsere Heeresverwaltung sucht eben nach Möglichkeit die Lasten und Kosten des Krieges zu verringern. Sie erreicht es nicht nur durch die Sparsamkeit im Felde an sich, sondern auch dadurch, daß sie nichts umkommen läßt, sondern jedes Ding lieber zweimal betrachtet und dabei erwägt, wie es sich wieder in den Kreislauf einordnen läßt. Dieser Kreislauf aber bedeutet immer wieder eine hübsche Zahl geretteter Millionen. Es ist deshalb nicht unnütz, wenn auch die Heimat sich in allem und mit Energie das Prinzip, das im Felde und hinter der Front herrscht, gleichfalls zunutze macht, wenn sie auch ihrerseits dazu beiträgt, den Rohstoffmangel auf diese Weise zu mindern. Sie sorgt so auch zu ihrem Teil dafür, daß der englische Plan zunichte wird und wir den Krieg siegreich zu Ende führen können.

Der Kriegsflughafen.

Von Willy Bautzner.

Es ist selbst für den Fachmann nicht so einfach, im Bedarfsfalle den geeigneten Platz für die Anlage eines Kriegsflughafens ausfindig zu machen, denn, so merkwürdig dies auch klingen mag, auch der Kriegsflughafen stellt Ansprüche und Bedingungen, deren Lösung eine besondere Aufgabe darstellt. Man wird nie in der Lage sein, nach der Landkarte allein seine Wahl richtig treffen zu können. Schon die Größenverhältnisse bergen Schwierigkeiten, die über das Verständnis des Laien hinausgehen. Die Größe des Platzes steht nämlich in engster Beziehung zu der Art der Maschinen, über die die Feldfliegerabteilung verfügt. Wir haben neuerdings Flugzeuge, die für sehr große Geschwindigkeiten gebaut sind und eine starke Kriegsbelastung aufweisen; 150—180 km in der Stunde sind Geschwindigkeiten, die heute von unseren Kriegsmaschinen geleistet werden müssen. Ihre Bauart ist derart, daß sie einen ausgedehnten Gleitflug gestattet. Das ist von Vorteil, wenn man einen großen freien Raum zur Landung zur Verfügung hat, gereicht aber zum Nachteil, wenn Bäume, Gebäude usw. Hindernisse beim Landen bieten und die Kollisionsgefahr vermehren. Man muß deshalb als Mindestraum für einen Flughafen einen möglichst quadratischen Platz von mindestens 2000 qm rechnen. Auch die Bodenbeschaffenheit spielt bei der Anlage eines Flughafens eine wichtige Rolle. Wiesenboden ist der beste, und wenn sich darin eine kleine Erhebung befindet, ist dies um so besser, weil man dann bei längerem Regenwetter oder zur Zeit der Schneeschmelze der Grundwassergefahren enthoben ist.

Befindet sich die Truppe im Bewegungskrieg, so wird man für die Unterbringung der Flugmaschinen immer auf Zelte angewiesen sein, herrscht dagegen der Stellungskrieg vor, so kommt man wohl bald auch dazu, feste Baulichkeiten für die Fliegerabteilung und ihre Apparate zu errichten. Man zieht letztere vor, weil eben die Zelte gar mancherlei Gefahren und Unannehmlichkeiten in sich bergen. Hauptsächlich ist es der Wind, der gefahrdrohend wird, da er die Zelte leicht von ihrer Verankerung loslösen und umwerfen kann, was nicht zum Vorteil des darin beherbergten Materials usw. dient, und weil fernerhin auch Regen und Schnee nachteiligen Einfluß auf sie ausüben. Ist man gezwungen, zu den Zelten seine Zuflucht zu nehmen, so wird man sie zweckmäßig an Gebäude oder Wälder anlehnen, damit diese als Windfang dienen. Die festen Baulichkeiten müssen weiträumig gruppiert werden und groß genug sein, um auch bei unerwarteten Verstärkungen, wie sie die Kampflage leicht mit sich bringen kann, diesen Verstärkungen Raum zu bieten. So gut es eben möglich ist, sucht man den Flughafen der Einsicht feindlicher Flieger und der Zerstörung durch gegnerische Flugzeugangriffe zu entziehen. Abgesehen von der Anlage in ziemlicher Entfernung von der Front wird dies durch verstärkte Abwehr- und Bewachungsmaßnahmen zu erreichen sein.

Von besonderem Wert für einen Kriegsflughafen ist es, wenn gut erhaltene Fahrstraßen dicht zu ihm heranführen, denn in unerläßlichem Zusammenhang mit der Fliegerei steht ein lebhafter Fahrverkehr, der sich in der Richtung zum und vom Flugplatz notwendigerweise abwickelt. Bringt doch allein die Beschaffung der Betriebsstoffe, Rohmaterialien, Öle, Ersatzteile usw. ein geschäftiges Ab und Zu mit sich. Deshalb sucht man, soweit es immer angängig ist, den Flughafen in nächster Nähe einer Landstraße anzulegen, wobei man etwa vorhandene Straßengräben durch kräftige Notbrücken und Stege überdeckt.

Die Motoren der Flugzeuge benötigen ständig viel Kühlwasser, das möglichst rein und frei von Sinkstoffen sein muß. Es ist deshalb auch darauf Bedacht zu nehmen und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß dieses Wasser aus natürlichen Quellen geschöpft werden kann. Da im Winter das Wasser sehr leicht gefriert, so muß es vor der Einfüllung in die Motoren entsprechend erwärmt werden, der Flughafen muß also auch mit Kocheinrichtungen hiefür versehen sein. Große Kochkessel und Feuerungsanlagen sind unumgänglich notwendig über die Dauer der kälteren Jahreszeit.

Mit der natürlichen Anlage, der Bodenbeschaffenheit, der Wasserversorgung, Zugangsmöglichkeit und günstigen Unterbringungsmöglichkeit der Flugmaschinen und zahlreichen Geräte und Zubehörden ist aber die Errichtung eines Kriegsflughafens noch lange nicht beendet. Auch die Menschen selber, die zu einer Feldfliegerabteilung gehören, wollen untergebracht und versorgt sein. Wenn auch schon erwähnt wurde, daß einesteils Zelte, anderenteils feste Baulichkeiten dafür in Betracht kommen, so bereitet doch trotzdem die geeignete Unterbringung der Flugzeugbesatzungen und Bedienungsmannschaften mitunter nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Liegt der Flughafen in nächster Nähe einer Ortschaft, so kann ja wohl die Ortsunterkunft für die dazugehörigen Menschen und Tiere in Frage kommen, immer aber wird trotzdem auch auf dem Platz selbst noch für Unterkunftsgelegenheit wenigstens eines Teils der Leute zu sorgen sein, und sei es auch nur für den Notfall. Das feste Haus, etwa ein zufällig vorhandener Bauernhof oder dergleichen, oder eigens gebaute gute Baracken sind auf alle Fälle den leichten Zelten vorzuziehen, da sie einen besseren Schutz gegen Witterungsunbilden ermöglichen und ruhigeres und sichereres Arbeiten bei der Instandhaltung der Flugmaschinen gestatten. Letzteres wird immer die Hauptaufgabe sein und bleiben.

Bei der Unterbringung der Besatzungen und Bedienungsmannschaften wird neben Zweckmäßigkeit auch einigermaßen auf Bequemlichkeit und Behaglichkeit Bedacht zu nehmen sein. Wichtiger aber ist es, die hierfür notwendigen Baulichkeiten so aufzustellen, daß sie aus der Ferne und Höhe sich nicht ohne weiteres als solche oder gar als zu einer Fliegertruppe gehörend kennzeichnen. Vorzügliche Plätze für die Niederlassung von Fliegerabteilungen sind dehalb geräumige Parke, Taleinschnitte, kleine lichte Wälder und ähnliche Zufälligkeiten des Geländes, die einigen Schutz gegen die Blicke Unberufener bieten.

Da jede Fliegertruppe auch über einen statt-

lichen Kraftwagenbestand verfügt, ist es selbstverständlich, daß auch für diesen in genügender Weise Unterkunftsgelegenheit vorhanden sein muß, selbst wenn sie mit Rücksicht auf die Eigenart des Ganzen etwas weiter entfernt von der eigentlichen Niederlassung gefunden werden muß. Die Entfernung selbst spielt ja für die Kraftwagen keine so erhebliche Rolle, sie wird von ihnen leicht überwunden. Eine Ausnahme macht hiebei nur die Feldküche, deren man im Flughafen selber nicht entraten mag und die deshalb auf ihm selbst ihren Platz erhält. Sie wird oft durch Kochgräben ergänzt, die sich in manchen Fällen neben ihr noch recht wertvoll und praktisch erwiesen haben.

Auf alle Fälle, mag man nun in Zelten oder in Baracken oder gar in noch festeren Baulichkeiten seine Unterkunft gefunden haben, ist es notwendig, für einen bombensicheren Unterstand zu sorgen, denn man kann nie wissen, ob es dem Feind nicht doch gelingt, dem Flughafen einen erfolgreichen Besuch von der Luft her abzustatten. Die Anlage des bombensicheren Unterstandes für Besatzungen und Hilfsmannschaften ist deshalb auch immer die besondere Sorge der Abteilungsführer. Dieser unterirdische Aufenthaltsraum, den der Soldatenwitz den schönen Namen „Heldenkeller" gab, muß so angelegt werden, daß er auch den schwersten Fliegerbomben gewachsen ist. Er darf keinesfalls weit entfernt von den Arbeitsstätten und den Flugzeugschuppen liegen und muß rasch und bequem für jeden Mann erreichbar sein. Man wird ihn so anlegen, daß er dem Gegner unsichtbar bleibt, was sich leicht durch natürliche Bepflanzung erreichen läßt. In manchen Zeiten wird dieser Unterstand auch ohne das Vorhandensein einer besonderen Gefahr gern aufgesucht werden und ein bevorzugter Aufenthaltsort sein, dann nämlich, wenn sich die Witterung derart gestaltet, daß Regen, Schnee, Nebel und Wind der Fliegertätigkeit Schranken setzen. Zu solchen, den Fliegern mitunter gar nicht unwillkommenen Zeiten ist der Heldenkeller, der durch die Erfindergabe und den Eifer der Mannschaften zumeist eine recht wohnliche Ausstattung erhält, sich auch durch eingebaute Öfen usw. leicht durchwärmen läßt, ein recht gemütlicher, mit allerlei Geselligkeit erfüllter Aufenthaltsraum.

Ist ein Flughafen in dieser Weise angelegt und ausgebaut, so wird er nicht nur seinen kriegerischen Zweck erfüllen, er wird mit der Zweckmäßigkeit für die dienstlichen Erfordernisse auch manche willkommene Bequemlichkeit vereinen und selbst in monatelanger Benützung nichts davon einbüßen.

Wir können uns im Gegensatz zu unsern Feinden auch in dieser Beziehung rühmen, praktische und bessere Verhältnisse zu besitzen; ein Zeichen, daß wir es verstehen, immer das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. So sind viele unserer Fluggzenghäfen an der Westfront wahre Perlen unter ihresgleichen, und unsere Flieger sowohl wie die Arbeitsmannschaften kehren immer wieder gern dahin zurück.

Kanadische Kavallerie gegen M.-G.-Scharfschützen.

„Die erste Kompagnie der Scharfschützen-Abteilung übernimmt die Bedeckung der Artillerie vor F . . . ., da unsere Infanteriestellungen dort stark bedroht sind." So lautete der Divisionsbefehl für die Scharfschützenkompagnie, die bis dahin in Reserve gelegen hatte.

Aber der Kompagnieführer Leutnant H. fand die Artilleriebefehlstelle verlassen vor. Doch nicht lange zögerte er. Es galt rasches Handeln, um beizeiten der gefährdeten Stellung Hilfe bringen zu können. Also zur Brigade! Es sind nur einige Schritte und nicht lange, so hat er seinen Auftrag: Der Bahndamm vor F. ist zu besetzen, koste es, was es wolle.

Gewehrweise springen die wackeren Scharfschützen im Straßengraben entlang. Scharfkantige Splitter sausen auf die Tapferen hernieder wie ein Platzregen. Dennoch geht es vorwärts. Für sie gilt nur der Befehl, es gibt kein Zaudern.

Der Kompagnieführer weilt bei dem mittleren Zuge, der junge Vizefeldwebel F. weicht nicht von seiner Seite. Unentwegt haben beide ihre Blicke auf den Bahndamm gerichtet, der geradeaus die Sicht auf das Vorgelände versperrt. Da tönt die Erde wider von vielfältigem Hufgestampfe. Noch sehen sie nichts; aber jenseits des Dammes braust und schnaubt es heran, und jetzt — sie trauen ihren Augen nicht — sprengen zwei starke Trupps kanadischer Kavallerie über den Damm. Sofort hat Leutnant H. seinen Entschluß gefaßt. Sein Auge wird stahlhart, und ein grimmes, heiseres Lachen über den englischen Wahnsinn dringt aus seiner Kehle, daß die Leute ihn verwundert ansehen. Ein Wink, und die Maschinengewehre gehen in Stellung. Wehe den stolzen, tollkühnen, englischen Reitern; sie rasen blindlings in ihr Verderben. 1000 Meter — sie schnauben heran, arglos, wie die Kinder. 800 Meter —, 600 Meter — manches Richtschützen Finger zuckt ungeduldig an der Handhabe — 400 Meter — die Gesichter der Kanadier glänzen braun herüber; kaum sind die Scharfschützen noch zu zügeln. 200 Meter — —. Da bricht's heraus aus den acht kleinen schwarzen Löchern.

Tack, tack, tack. . . . .

Der Tod schneidet seine Garben. In wenigen Augenblicken ist die stattliche Schwadron niedergemäht. Mann und Roß wälzen sich in

grausigem Wirrwarr auf dem zerwühlten Feld. Drei vereinzelte Reiter nur rasen im wilden Galopp den Maschinengewehren entgegen. Sie haben die Gewalt über ihre verwundeten Pferde verloren und reiten in die Gefangenschaft. Eine Schwadron junger, stolzer Reiter war durch eigene Torheit und Verblendung vernichtet.

Eben wollen die Schützen die wertvollste Beute bergen, da setzen wieder Reiter über den Bahndamm. Im gemächlichen Schritt kommen sie näher. Sie führen Gefangene mit sich, einen Offizier und mehrere Leute. Vizefeldwebel F. läßt zwei Gewehre seines Zuges in Stellung gehen.

„Dauerfeuer!"

Schon sind sie bis auf 200 Meter heran. Der Richtschütze hält auf den Pferdehals, um die eigenen Landsleute nicht zu treffen. Kaum haben die Gewehre zu feuern begonnen, so lassen die Reiter ihre Gefangenen im Stich und wenden sich zu schleuniger Flucht. Aber sie kommen nicht weit. Einige Galoppsprünge, und schon liegen sie sämtlich auf der Erde.

Inzwischen hatte die feindliche Infanterie, die der Kavalleriepatrouille folgte, den Bahndamm besetzt; aber auch die deutschen Verstärkungen waren heran. Drauf und dran, hieß es! In schneidigem Anlauf nahmen unsere Sturmwellen den Bahndamm, und kurze Zeit darauf waren auch die Scharfschützen am erstrebten Ziel und hielten aus überhöhender Stellung den Gegner in Schach.

Vermischtes.

Das Fernlenkboot als Kriegsmittel. Wie aus englischen Zeitungsmeldungen hervorging, hat vor einiger Zeit an der belgischen Küste ein deutsches Boot einen Angriff auf englische Schiffe gemacht. Außerdem behaupten die Engländer, daß es elektrisch betrieben und unbemannt gewesen sei. Wenn diese Meldung richtig ist, so kann es sich hierbei nur um ein sogenanntes Fernlenkboot gehandelt haben, ein Boot, von dem man einige Jahre vor dem Krieg verschiedenfach gehört hat, das aber seitdem in ein tiefes Geheimnis gesunken war. Man erinnert sich, daß etwa 1912 ein Nürnberger Lehrer, namens Wirth, zuerst in seiner Heimat, später auch auf dem Plötzensee bei Berlin militärischen Fachleuten ein Boot vorgeführt hat, das mit Hilfe sogenannter Hertzscher Wellen vom Lande aus dirigiert und auch zu militärischen Dienstleistungen verwendet werden konnte. Jenes Versuchsboot war zwar nur kleinen Ausmaßes, es besaß nur eine Länge von 5 m, konnte demnach nicht besonders leistungsfähig sein. Nachdem nun aber die Engländer behaupten, daß es sich bei dem Angriff an Flanderns Küste um ein großes, elektrisch angetriebenes Boot mit großer Geschwindigkeit gehandelt habe, darf wohl angenommen werden, daß jetzt ein seetüchtiges Schiff dazu Verwendung fand. Es muß sonach in der mehrjährigen Pause des Stillschweigens der Gedanke entschieden verbessert und in fortschrittlichem Sinn weiter verfolgt worden sein und schließlich ein Ergebnis gezeitigt haben, das die kriegsgemäße Verwendung eines solchen Bootes ermöglicht. Mag sein, daß es sich auch in diesem Fall nur um einen einmaligen Versuch gehandelt hat, der freilich, wenn die englische Meldung richtig ist, daß die Feinde das Schiff versenkt haben, nicht gerade erfolgreich abgeschlossen hätte. Immerhin dürfte aus dem Ganzen hervorgehen, daß die Deutschen wieder einmal mit einer neuartigen Waffe auf den Plan getreten sind, und daß unsere obersten leitenden Stellen jeden Gedanken aufgreifen und in die Tat umsetzen, der etwas Brauchbares und Verwendungsfähiges darzubieten geeignet erscheint. Auch mit der Versenkung des Bootes durch die Engländer ist noch nicht gesagt, daß das Fernlenkboot sich nicht für die Kriegführung eigne. Es kommt nur darauf an, ob das Boot in der Lage ist, vor seiner Zerstörung dem Gegner gefährlich zu werden. Schon die Umstände, daß es ohne Bemannung operieren kann, ist geeignet, seine öftere Verwendung herbeizuführen; selbst auf die Gefahr hin, daß es nach Erledigung seiner Aufgabe verloren geht. Wir wissen ja auch nicht, welche tieferen Absichten diesem ersten Versuch zugrunde gelegen haben, können aber andererseits kühnlich behaupten, daß schon das Operieren ohne Besatzung, das uns in allen Fällen Menschenleben erspart, einen Vorteil darstellt, der nicht von der Hand zu weisen ist.

I tat mir ja sunst die Finger verbrenna! Hinter einem Schützengraben geht mitten im schärfsten feindlichen Feuer ein Mann aufrecht, den Blick wie suchend auf den Boden gerichtet. Seine Kameraden glauben, er sei wahnsinnig geworden und machen dem Hauptmann Meldung. Der ruft den Mann an. „Mensch, willst du wohl machen, daß du in den Graben kommst!" Der schaut verwundert auf. „Entschuldigen S', Herr Hauptmann. I suach mei' Gabel. Die hab i gestern nacht heraußen lieg'n lass'n. Und die Kartoffel im Kessel san z'hoaß. Da brauch i a Gabel. I tat mir ja sunst die Finger verbrenna!"

Kämpft der Deutsche für Haus und Herd,
dann geht ihm der Atem nicht aus.
Reichskanzler Bethmann Hollweg.

Chronik des Krieges.

vom 3. bis 17. März 1918.

3. März. Unterzeichnung des Friedensvertrags mit Rußland. Infolgedessen werden die Operationen an der Ostfront eingestellt. — Starke Tätigkeit der Minenwerfer an der Westfront. — Im Sperrgebiet um England büßt der Gegner wieder 22000 Tonnen Schiffsraum ein.

4. März. Ein französischer Teilangriff bei Monilly wird im Gegenstoß zurückgeschlagen. — Rumänien nimmt die Waffenstillstandsbedingungen der Mittelmächte an.

5. März. Ein starker englischer Vorstoß bei Waasten bleibt erfolglos. — Japan rüstet zum Eingreifen in Sibirien. — Versenkung eines 17000-Tonnen-Dampfers an der irischen Küste.

6. März. Glückliche Vorpostengefechte gegen die Belgier bei Dixmuiden und gegen die Franzosen bei Avocourt. — In Luftkämpfen an der Westfront büßt der Gegner 19 Flugzeuge und 2 Fesselballone ein. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz fallen den deutschen Tauchbooten wieder 21000 Registertonnen zum Opfer.

7. März. Unterzeichnung des Friedensvertrags mit Finnland. — Erfolgreiche Vorfeldgefechte gegen die Belgier bei Merkhem, gegen die Engländer bei Festubert, gegen die Franzosen bei Neuville. Starker Artilleriekampf an der lothringischen Front. — Deutscher Luftangriff auf London, Margate und Sheerneß. — Im Sperrgebiet um England werden 18500 Registertonnen versenkt.

8. März. Wirkungsvoller deutscher Luftangriff auf Paris. — Bandenkämpfe an der Bahnlinie nach Odessa. — Rücktritt Trotzkis. — Ein einziges deutsches Tauchboot vernichtet in der Irischen See feindliche Schiffe im Ausmaße von 35000 Tonnen, darunter einen englischen Hilfskreuzer von 17500 Tonnen und einen amerikanischen Frachtdampfer von 10000 Tonnen. Weitere 20500 Tonnen werden im Ärmelkanal versenkt.

9. März. Örtliche Kämpfe bei Mouchy, Reims, Badenweiler und Markirch endigen zugunsten der deutschen Waffen.

10. März. Feindlicher Fliegerangriff auf Stuttgart und Eßlingen. Rege Erkundungstätigkeit an der Westfront. — Bandenkämpfe auf dem Vormarsch nach Odessa. — Im Sperrgebiet um England werden 18000 Registertonnen versenkt.

11. März. Vergeltungsangriff deutscher Flieger auf Paris. — Die kurländische Herzogskrone wird dem Kaiser Wilhelm angeboten. — Einem einzigen deutschen Tauchboot fallen an der Westküste Englands 22700 Tonnen feindlichen Schiffsraums zum Opfer.

12. März. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße bei Nieuport und Prosnes. Bei Luftkämpfen an der Westfront büßt der Gegner 19 Flugzeuge und 2 Fesselballone ein. — Gesteigerte Gefechtstätigkeit im Cernabogen. — Wiederbesetzung von Erzerum durch die Türken. — Tauchbootbeute auf dem nördlichen Kriegsschauplatz 19500 Tonnen. — Öster.-ung. Flieger führen einen erfolgreichen Überfall auf den italienischen Flugzeugplatz bei Mestre aus.

13. März. Ein deutsches Luftschiffgeschwader bombardiert die befestigten Plätze an der Südostküste Englands. Ein feindlicher Luftangriff auf Freiburg wird abgeschlagen. — Besetzung von Odessa durch Truppen der Mittelmächte. — Bei den Azoren werden durch deutsche Tauchboote 22000, im östlichen Mittelmeer 23000 Tonnen feindlicher Handelsschiffe versenkt. — Die italienischen Felsenstellungen auf dem Südabhang des Pasubio werden in die Luft gesprengt.

14. März. Örtliche Kämpfe bei Prosnes. Ein deutsches Marineluftschiff belegt Hartlepool mit Bomben. — Neue Streikbewegung in Wien. — Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten wiederum 20000 Registertonnen zum Opfer. Die Entente fordert von Holland die Herausgabe seiner Handelsschiffe.

15. März. Gesteigerter Feuerkampf an der Westfront. — Aus dem westlichen Mittelmeer wird die Versenkung von 27000 und aus dem Sperrgebiet von England die von 18000 Registertonnen gemeldet. — Die Türken behaupten siegreich ihre Stellungen nördlich Jericho gegen neue englische Angriffe. — Der rumänische Ministerpräsident General Averescu tritt zugunsten Marghilomans zurück.

16. März. Ein starker französischer Teilangriff bei Avocourt wird abgeschlagen. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße auf dem Ostufer der Maas.

17. März. An der Westfront zahlreiche Luftkämpfe, wobei 22 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone abgeschossen werden. Während des Februar hat der Gegner im ganzen 18 Fesselballone und 138 Flugzeuge verloren, die Deutschen 3 Fesselballone und 61 Flugzeuge. — Im Mittelmeer werden weitere feindliche Handelsschiffe im Ausmaß von 25000 Tonnen versenkt.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Einbruch in Livland.

Von Dr. Kurt Floericke. **Mit 9 Abbildungen.**

Die erfolgreiche Gegenoffensive der Mittelmächte in Ostgalizien war nach der Befreiung der Bukowina überraschend schnell gebremst worden, und schon schien es, als ob die ganze Ostfront wieder im eintönigen Stellungskrieg erstarren sollte, als plötzlich die Welt am Sedanstage des Jahres 1917 durch die Kunde von dem geglückten Dünaübergang deutscher Truppen bei Üxküll überrascht wurde. Man horchte hoch auf, denn eine solche Kraftleistung an einem ganz entgegengesetzten Punkte hätte man doch kaum

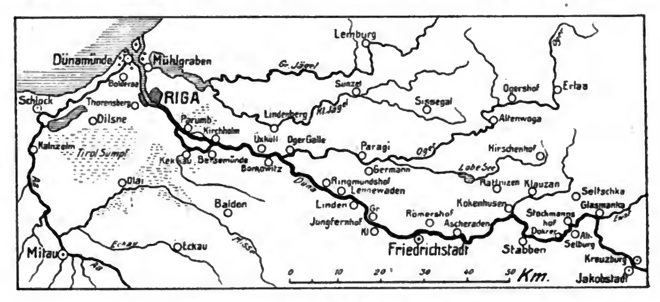
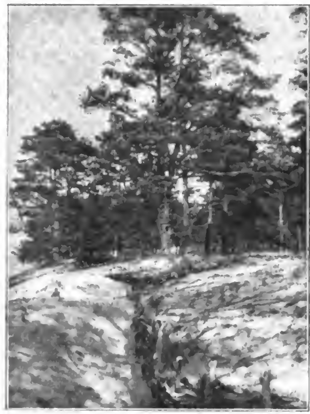


Abb. 1. Übersichtskarte des Gebiets der unteren Düna.

für möglich gehalten. Um den gewaltigen Eindruck zu begreifen, den die Schlacht bei Riga und der Einbruch in Livland bei Feinden wie bei Neutralen machten, muß man sich nur vergegenwärtigen, daß diese neue gewaltige Operation zu einer Zeit erfolgte, in der Franzosen und Engländer alle Kräfte und Machtmittel zusammenrafften, um unsere Westfront zu zertrümmern, in der Cadorna zu einem neuen mächtigen Angriff am Isonzo ausholte, Sarrail sein buntscheckiges Heer in aussichtslosen Gefechten verbluten ließ, Brussilow ungeheure Reserven zur Wiedereroberung der Bukowina aufbot, kurz und gut, die Kräfte der Mittelmächte an allen Ecken und Enden gebunden und unlöslich mit überlegenen Gegnern verstrickt erschienen. Und doch wurde nun durch einen einzigen genialen Schlag die feste Verankerung des russischen Nordflügels an der Ostsee aus den Angeln gehoben, die ganze russische Front vom Meere bis Friedrichstadt wie Spreu hinweggefegt. Bis dahin hatte die große und wohlbefestigte Brückenkopfstellung der Russen bei Riga immer eine beständige und recht unangenehme Bedrohung der äußersten deutschen Nordflanke gebildet, deren Gefährlichkeit namentlich in den blutigen Januartagen an der Aa deutlich genug zum Ausdruck gekommen war. Die Unschädlichmachung dieser starken feindlichen Ausfallstellung mußte deshalb eine beträchtliche Stärkung der deutschen Gesamtfront bedeuten und war schon aus diesem Grunde dringend zu wünschen. Dies war wohl auch der erste und nächste strategische Zweck der hier einsetzenden Offensive, deren Endziele freilich viel weiter gesteckt waren, wie wir noch sehen werden. Leicht war die Aufgabe keinesfalls, denn die Russen hatten nicht nur in fast ununterbrochener zweijähriger Schanzarbeit ihre schon von Natur aus sehr starken Stellungen mit der ganzen Kunst ausgebaut, in der sie Meister sind, sondern auch zu ihrer Behauptung ganz bedeutende Truppenmassen hier zusammengeballt, deren Stimmung und Kampfeslust allerdings von dem zersetzenden Gifte der Revolution teilweise schon arg zerfressen war. Es war die 12. russische Armee unter General Parski, der im Frieden das Moskauer Grenadierkorps befehligt hatte. Im Brückenkopf von Riga selbst lagen ständig das 2. und 6. sibirische sowie das

43. russische Korps, alle zu je drei Divisionen, ferner eine lettische Freiwilligendivision und die 17. Kavalleriedivision. Südlich von Riga lagen an den Ufern der Düna das 21. Korps, eine Reserve- und eine Lettendivision. Alles in allem traten den Angreifern auf diesem neuen Kriegsschauplatze also allein 18 Infanteriedivisionen gegenüber, ein Heer ungefähr von der Stärke desjenigen, mit dem Preußen 1866 in Böhmen einmarschiert war. Über die Gliederung der deutschen Angriffstruppen — es war die 8. Armee unter dem in Berlin wohlbekannten General v. Hutier, dessen Großvater noch die französische Uniform getragen hatte und dessen Mutter eine geborene Ludendorff ist — ist bisher Genaueres nicht bekannt geworden, doch läßt sich mit ziemlicher Sicherheit berechnen, daß sie der Zahl nach stark in der Minderheit waren. Dieser Mangel wurde aber mehr als ausgeglichen durch ihren schneidigen Angriffsgeist, demgegenüber die dumpfe, kriegsmüde und schlecht geführte Russenmasse nicht aufkommen konnte.

Überraschend kam der Schlag von Riga für die Russen eigentlich nicht. „Der Feind pocht mit eiserner Faust an die Tore Rigas", hatte schon zwei Wochen vor dem Dünaübergang General Kornilow warnend und mit richtigem Ahnen der Nationalversammlung in Moskau zugerufen, aber seine dringende Bitte um schleunige Verstärkung der bedrohten Nordfront war bei den ungläubigen Volksboten auf steinigen Boden gefallen. Auch dem General Parski konnten die umfangreichen Vorbereitungen zu der deutschen Offensive kaum völlig verborgen bleiben. Er beschloß deshalb eine zweckmäßige Verkürzung seiner zu weit vorgebogenen Front und räumte in der Nacht vom 20. zum 21. August freiwillig und kampflos seine Stellungen auf dem westlichen Ufer der kurischen Aa, wodurch auch die früher so heiß umstrittenen Ortschaften Bigaun und Oding wieder in deutschen Besitz kamen. Er erreichte damit eine Verengerung, gleichzeitig aber auch eine Verstärkung seines großen Brückenkopfes. Wollte er vielleicht gar ein bißchen Hindenburgstrategie treiben, wollte er das geniale Räumungsmanöver des deutschen Heerführers von der Westfront nachahmen und den Feind einen Luftstoß in einen leeren Raum tun lassen? Wenn ja, so ist ihm dies gründlich vorbeigelungen. Denn der Russe täuschte sich — wie schon so oft in diesem Kriege — auch diesmal wieder über die von der deutschen Heeresleitung gewählte Einbruchstelle. Während General Parski den Hauptangriff offenbar auf der Straße Eckau-Kekkau erwartete und deshalb auf dieser Seite alle verfügbaren Reserven zusammenballte, war man im Hauptquartier des Prinzen Leopold von Bayern, der mit seinem Stabschef Oberst Hoffmann selbst herbeieilte und während der Kampftage beständig im Granatfeuer weilte, längst entschlossen, den Dünaübergang weiter südlich bei Üxküll zu wagen, dem Rigaer Brückenkopf Flanke und Rücken abzugewinnen und ihn so unhaltbar zu machen. Eine frontale Berennung des stark besetzten und bestückten Brückenkopfes hätte in dem



Phot.: E. Herold.

Abb. 2. Versandete russische Schützengräben an der livländischen Küste.

versumpften, unübersichtlichen und nur von wenigen Straßen durchzogenen Waldgebiet westlich Riga sicherlich hohe Blutopfer gekostet und auch im günstigsten Falle nur eine allmähliche Zurückdrückung der Russen erreicht, wobei die schöne Baltenstadt Riga Gefahr gelaufen wäre, zerstört zu werden. Das wollte man aber vermeiden und zugleich mit möglichst geringen eigenen Verlusten das Ziel erreichen, was sich nur auf dem Wege der Umgehung und Aufrollung ermöglichen ließ. Freilich bot der Dünaübergang in dem offenen Gelände von Üxküll einem tätigen und wachsamen Gegner gegenüber unendliche Schwierigkeiten, und eben deshalb hatten die Russen gar nicht damit gerechnet. Da ihnen

selbst ein derart kühnes Unternehmen viel zu gewagt erschienen wäre, trauten sie es auch dem Gegner nicht zu und hatten sich damit zu ihrem Schaden wieder einmal gründlich verrechnet.

Auf deutscher Seite arbeitete man inzwischen eifrig, aber in größter Heimlichkeit an den umfassenden Vorbereitungen zum Stromübergang. General v. Hutier und sein Stabschef Generalmajor Sauberzweig leiteten diese Arbeiten und hatten dabei an den Generalen Prinz Eitel Fritz von Preußen, der eine Gardedivision führte, Riemann, v. Berrer und v. Kathen tüchtige Gehilfen. Auch Generaloberst v. Eichhorn, der Oberstkommandierende an der Nordostfront war erschienen und drängte unermüdlich auf Beschleunigung und Vollendung der nötigen Anstalten. „Vom leichten Vergasungsgeschütz bis zum schwersten Kaliber, vom großen Minenwerfer bis zum leichtesten, der die Infanteriestoßtrupps begleitete, vom Flammenwerfer, der nach vorn aufräumte, bis zum Nebeltopf, der während des Dünaübergangs das Brückenschlagen und die eigenen Truppenbewegungen verschleiern sollte, war alles aufgeboten, was uns die Kriegserfahrungen gelehrt und gebracht haben“ (Wertheimer). Das dichte Waldgelände westlich des Flusses verschleierte die Aufstellungsarbeiten, und schneidige Patrouillen nach den verschiedenen Strominseln oberhalb und unterhalb der gewählten Übergangsstelle lenkten die Aufmerksamkeit des Feindes ab. Auf den Moment der Überraschung kam ja unendlich viel an, denn sonst wäre es kaum denkbar gewesen, einen Strom von der Breite des Rheins bei Köln im feindlichen Feuer zu überschreiten und dann jenseits über kahle, flache Hänge hinweg vierfache, dicht verdrahtete Höhenstellungen zu stürmen. Von diesen Höhen aus hatten die Russen den schönsten Rundblick; wie eine Reliefkarte breitete sich die ganze Gegend übersichtlich vor ihnen aus, und doch ließen sie sich überraschen, und zwar so vollständig, daß sie infolge ihrer Truppenzusammenziehungen auf der Straße von Kekkau gerade in einer Umgruppierung ihrer gesamten Artillerie begriffen waren, als der entscheidende Stoß sie traf. Noch am Abend vor dem Übergang, während schon die deutschen Minenwerfer in Stellung gebracht wurden, wohnte General Parski ganz gemütlich der Theatervorstellung in Riga bei, ja auch am Abend des Übergangstages selbst spielte das Theater, als ob nicht die geringste Gefahr vorhanden sei, und die Vorstellung wurde erst abgebrochen, als die ersten Geschosse aus den weittragenden deutschen Geschützen in die Stadt fielen. Es waren zwölf schwere Granaten, die, den Bahnhof suchend, an die Pforte des russischen Antwerpen pochten, und wenn auch mancher dabei verletzt wurde, den man nicht hatte treffen wollen, diese zwölf dröhnenden Granaten waren doch für die Bürger von Riga die heiß ersehnten Glockenschläge, die eine neue Zeit einläuteten.

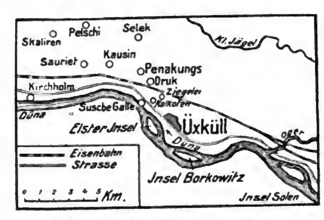
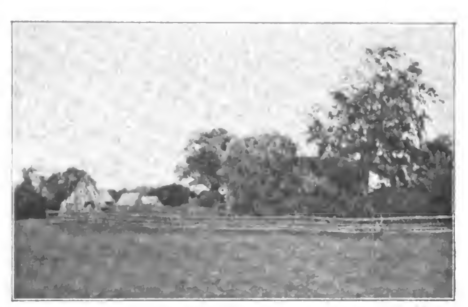


Abb. 3. Zum Düna-Übergang bei Üxküll.

Die Düna fließt bei Üxküll in einer Breite von 350—400 Metern träg und langsam zwischen sumpfigen Ufern dahin, und ihre ganze Ostseite war förmlich gespickt mit russischen Befestigungen. Der hohe Dünenzug bot dem Feinde prachtvolle Ausblicke für die Artilleriebeobachter und gestaltete die Annäherung der Deutschen und die Herbeischaffung des Geschütz- und Brückenmaterials äußerst schwierig. Die Minenwerfer konnten erst in der letzten Nacht eingebaut werden und auch nur an solchen Stellen, wo der schützende Wald bis zum Stromufer reichte. Hier wurden auch die Pontons vorgetragen und nur ganz wenige dabei durch feindliche Artilleriegeschosse beschädigt. Dorf Üxküll liegt etwa 20 Kilometer stromaufwärts von Riga und ist geschichtliche Stätte, denn hier baute der Livenbekehrer, der Augustiner Chorherr Meinhard aus Segeberg, im Jahre 1184 die erste christliche Kirche. Die Düna umschließt hier mehrere Inseln, was dem Übergange zustatten kam, so die von keiner Partei besetzte Elsterinsel gegenüber Üxküll und weiter stromaufwärts die große Insel Borkowitz, auf der sich russische Vorposten eingenistet hatten. Bei diesen beiden Inseln sowie an der Flußstrecke zwischen ihnen waren die Übergangsstellen gedacht. Aus dieser Dreiteilung ergaben sich von vornherein auch verschiedene Aufgaben für die vordringenden Heeressäulen, die sich am jenseitigen Ufer fächerförmig auszubreiten hatten. Die linke Kolonne, die bei der Elsterinsel übersetzte, hatte zunächst (vgl.

Kärtchen Abb. 3 u. 6) Kalköfen und Ziegelei von Üxküll zu nehmen, dann über Druk und Penakungs nordwestlich abzuschwenken, ihre Spitzen nach Kausin vorzutreiben und so Riga unmittelbar von der Süd- und Südostseite her zu bedrohen. Das Zentrum sollte Üxküll selbst besetzen, die russischen Höhenstellungen stürmen, nach dem Jägelflusse zu vordringen und womöglich die große Rückzugstraße aus dem Brückenkopf von Riga nach Wenden unter Feuer nehmen. Die östliche Kolonne war als Sicherungsflügel gedacht, um den von Friedrichstadt her zu erwartenden Gegenangriffen und Umfassungsversuchen der Russen entgegentreten zu können. Unerläßliche Voraussetzung für dieses dreifache Vorgehen war eine zwar abgekürzte, aber um so kräftigere Artillerievorbereitung, die die russischen Stellungen sturmreif zu machen hatte. Nachdem alle Vorbereitungen bestens getroffen waren, brauchte man nur noch günstiges „Vergasungswetter" abzuwarten. Der erste Septembertag brachte es, der nach einer schönen mondhellen Nacht heraufdämmerte. Alsbald brüllten auch schon die ehernen Mäuler der deutschen Geschütze den Auftakt zum blutigen Tanz. Hageldicht sausten von früh 4 Uhr an die Gasgranaten in die Gräben und Batterien der so unsanft aus dem Morgenschlummer geweckten Russen, und neue Gasarten bewährten ihre verwirrende und erstickende Wirkung. Zwei Stunden später griff auch die schwere Artillerie ein und nahm die Unterkunftsräume und Anmarschstraßen des Feindes unter ein verheerendes Vernichtungsfeuer von genau berechneter Verteilung und Wirkung. Gleichzeitig traten Dutzende, ja Hunderte von Minenwerfern in Tätigkeit und schleuderten Tausende von Minen aller Kaliber in die vorderen Russengräben, hüllten die ganze Gegend in Staub und Rauch, ließen schwarze Erdfontänen und purpurrote Springbrunnen zerstäubter Ziegelsteinbauten aufsprühen. Es war ein Artilleriefeuer von an der Ostfront noch selten dagewesener Großartigkeit, und entsprechend fürchterlich war seine Wirkung. Fernsprecher, Telegraphenleitungen und Beobachtungsstellen der Russen wurden in kürzester Frist vernichtet; ihre Batterien schossen deshalb nur noch auf gut Glück und erzielten nur wenige Zufallstreffer. Ihre Stellungen waren von den deutschen Fliegern schon vorher genau festgelegt, konnten so mit Granaten förmlich zugedeckt werden, und es dauerte nicht lange, bis sämtliche russische Batterien außer Gefecht gesetzt waren. Wo nachher beim Übergang ein vereinzeltes Geschütz oder ein paar gut versteckte Maschinengewehre sich noch regten, da waren sofort die



Phot.: E. Herold.

Abb. 4. Lettisches Bauerngehöft in der Gegend von Riga.



Phot.: E. Herold.

Abb. 5. Kirgisen-Unterstände bei Riga.

deutschen Kanonen dahinter her wie eine Meute Hunde hinter dem angeschossenen Hasen und brachten sie rasch zum Schweigen. Auch die Widerstandskraft des feindlichen Fußvolks vom 21. Korps wurde durch diesen ungeheuren, alles zerschmetternden Feuerregen und durch die lähmende Wirkung der Gasgranaten völlig gebrochen. In panikartiger Flucht räumte es seine vordersten Stellungen, die von den dicht massierten deutschen Minenwerfern in ein Trichterfeld verwandelt worden war. Jeder Widerstand an den ausgewählten Übergangsstellen war zerschlagen.

Kurz nach acht Uhr konnten die deutschen Pioniere ihre hinter den vordersten Schützenlinien lagernden Pontons über die Laufstege

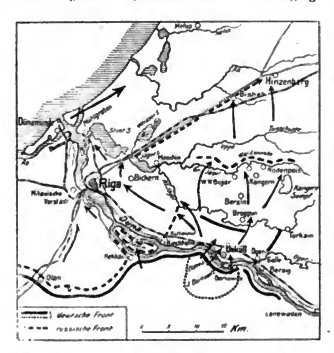
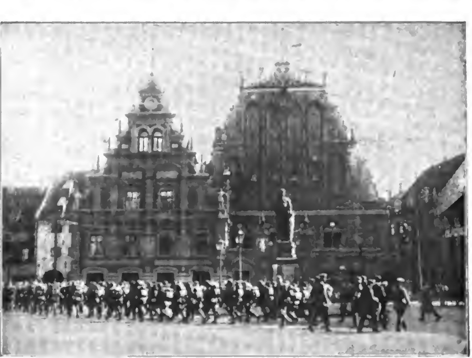


Abb. 6. Übersichtskarte zu den Kämpfen um Riga und den Vormarsch in Livland.

der Gräben hinweg zum Flusse hinunter schaffen und ins Wasser lassen, und schon eine halbe Stunde später war die russische Besatzung auf der Insel Borkowitz überwältigt. Der Übergang selbst vollzog sich so glatt wie im Manöver und fast verlustlos, da von feindlicher Gegenwirkung kaum noch die Rede war. An jeder der drei Übergangsstellen konnten etwa 70 Pontons abstoßen, an jeder wurden auf diese Weise zunächst sieben Kompagnien ans östliche Ufer gebracht. Die ungeduldigen Truppen sprangen schon vor dem Erreichen desselben ins Wasser, überrannten den Kalkofen und die Ziegelei, entwickelten sich zu Schwarmlinien und stürmten mit Hurra und Trommelschlag die zerschossenen russischen Höhenstellungen. Regiment auf Regiment folgte, und gegen Abend standen bereits drei Divisionen auf dem rechten Dünaufer. Die unermüdlichen Pioniere hatten alsbald auch mit dem Schlagen einer 300 Meter langen Brücke begonnen, die in vier Stunden fertig gestellt wurde; schon bald nach Mittag rasselten die ersten deutschen Feldgeschütze darüber hinweg. Bis an den kleinen Jägel stießen noch am Abend die von frischem Angriffsgeist erfüllten Truppen des Zentrums vor. Der weitere Fortgang der Operationen vollzog sich mit reißender Schnelligkeit. Der Sedanstag brachte neue große Erfolge. Während der rechte Flügel russische Vorstöße aus Friedrichstadt blutig abwies, gewann der linke unaufhaltsam Gelände gegen Riga zu. Starke russische Gegenangriffe rücksichtslos eingesetzter Regimenter folgten hier einander, aber trotz aller Blutopfer gelang es den Russen nicht, die sich zäh an den gewonnenen Boden klammernden Deutschen wieder zu werfen. Besonders erbittert wurde um die sogen. Rigaer Schützenstellung gerungen, die sich von Kirchholm über Kurtenhof und Jauresch nach Maschin hinzieht. Ohne das Vorwärtskommen der in schweren Kämpfen aufgehaltenen Nachbardivision abzuwarten, packten die deutschen Truppen hier den Stier bei den Hörnern und durchbrachen mit prachtvollem Schwung die feindliche Stellung gerade da, wo die Russen die größten Verstärkungen aus Riga herangebracht hatten. Beim Gut Stubensee wurde dann am Morgen des 3. September der letzte Widerstand auf dieser Seite überwunden. Die eigentliche Entscheidung lag aber bei der mittleren Kolonne, der das versumpfte, weglose Waldgelände an den beiden Jägelflüssen an sich schon das Vorwärtskommen stark erschwerte, zumal sich hier die russischen Nachhuten mit williger Todesverachtung opferten, um der Hauptmacht den Abzug zu sichern. Es kam hier zu schweren, blutigen Nahkämpfen mit Bajonett und Handgranaten gegen die verschiedene Riegelstellungen verteidigenden Sibirier und Letten. Mit wehenden roten Fahnen stürmten die Todesbataillone schneidig genug vor, wurden aber im deutschen Schnellfeuer aufgerieben. Zwar hatten hier die Russen prachtvoll ausgebaute Aufnahmestellungen mit Unterständen bis zu 11 Balkenlagen, aber sie nützten ihnen nichts, da sie die Front nach Westen hatten, während der Angriff aus Südosten erfolgte, so daß die Verteidiger sich ihrer nicht bedienen konnten und sich mit rasch angelegten Notstellungen behelfen mußten. Am Abend war auch der schwierige Abschnitt des großen Jägel überwunden, und nun kamen den Angreifern die vorzüglichen Bohlenstraßen und Feldbahnen zustatten, die die

Russen in dichtem Netz hier angelegt hatten. Schon konnten die schweren deutschen Geschütze die große Fahrstraße und die Bahnlinie Riga—Wenden mit Granaten bedenken und dadurch den Rückzug des Feindes aufs äußerste gefährden.

General Parski konnte inmitten dieses Wirrwarrs den Entschluß zu soldatisch tatkräftigem Handeln nicht finden. Von dem Augenblicke an, wo er die niederschmetternde Nachricht von dem glänzenden Dünaübergang der Deutschen bei Üxküll erhielt, lebte er nur noch in der Besorgnis des Umzingelt- und Abgeschnittenwerdens, und diese Furcht lähmte alle seine Maßregeln, die den Charakter der Halbheit und Schwächlichkeit trugen. Statt kraftvollen Widerstand zu leisten, gab er überstürzt den Befehl zur Räumung der Stadt und des Brückenkopfes und war nur noch bemüht, durch Aufopferung von Nachhuten in geeigneten Riegelstellungen seiner Hauptmacht einen halbwegs geordneten Abzug zu ermöglichen. Solange ihm dafür die große Straße Riga—Hinzenberg—Wenden zur Verfügung stand, ging die Sache noch an; nachdem aber die Deutschen diese Linie überschritten hatten und sich an der livländischen Aa festsetzten, mußte Verwirrung bei den Russen einreißen, denen jetzt nur noch der Rückzug durch die öde und wegearme Gegend längs der Küste übrig blieb. An der livländischen Aa leistete der Russe noch einmal tapferen Widerstand. Aber das unaufhaltsam vorwärts drängende deutsche Fußvolk setzte, ohne das Herankommen der Geschütze abzuwarten, nach kurzer Vorbereitung durch Minenwerfer und Maschinengewehre in behelfsmäßigen Flößen über, die man aus Zelttüchern mit Heufüllung hergestellt hatte, und warf den Feind in schneidigem Ansturm über den Haufen. Manch schönes Heldenstücklein wurde in diesen Tagen geleistet. Da die Befehlsübermittlung in dem unübersichtlichen Wald- und Sumpfgelände eine sehr schwierige war, wurden den Infanteriespitzen auch Telegraphentruppen mitgegeben, die sich mit Karabinern bewehrten. Einer dieser Telegraphenbauzüge nahm sogar selbständig einen wichtigen Flußübergang und verteidigte dann die Brückenstelle in einer dabei gelegenen Papierfabrik so lange hartnäckig gegen weit überlegene feindliche Streitkräfte, bis Verstärkungen herankamen. Artillerieleutnant Rau hatte, wie der Berichterstatter Herold erzählt, auf einem Erkundungsritt gleich ein Geschütz mitgenommen und konnte mit diesem bei dem Etappenbahnhof Rodenpois einen nach Walk abdampfenden, schwer beladenen Zug zum Stehen bringen und dadurch auch die Abfahrt weiterer, bereit stehender Züge verhindern. Auf dem Bahnhof selbst fielen uns dann riesige Mengen von Lebensmitteln in die Hand, obschon die Russen bereits einen schönen Teil davon verbrannt hatten. Ein fetter Fang wurde auch bei Birsenek gemacht, wo eine überraschend vorbrechende deutsche Spitzentruppe in rastende Geschütz- und Bagagekolonnen hineinstieß. Leider kamen hier im Kampfgewühl auch zahlreiche Zivilflüchtlinge um. Alle Straßen waren besät mit weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen, verlassenen Geschützen, zerbrochenen Kraft- und umgestürzten Munitionswagen, kurz, sie boten das typische Bild einer fluchtartig zurückgehenden, völlig geschlagenen Armee. Die Russen liefen, wie die gehetzten Hasen, um sich der Abschneidung und Gefangennahme zu entziehen, und deshalb ist auch die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Riga eine verhältnismäßig



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 7. Deutsche Infanterie passiert beim Einzug in Riga den Rathausplatz. Im Hintergrund das berühmte Schwarzhäupterhaus, ein Dokument altdeutscher Kunst



Abb. 8. Gesamtansicht von Riga

bescheidene geblieben (rund 10000), während die der erbeuteten Geschütze bald auf über 300 anschwoll, indem die 12. russische Armee zwei Drittel ihres Artillerieparkes einbüßte. Den westlich von Riga auf der Lauer liegenden deutschen Truppenteilen war das Abbauen der Russen natürlich nicht entgangen, und sie drückten nun kräftig nach. Während Zug um Zug vom Bahnhof gegen Osten rollte und unendliche Wagenkolonnen durch die Straßen der geängstigten Stadt fluteten, rückten die deutschen Streitkräfte immer näher an diese heran. Die große Insel Dalen wurde durch Landwehr genommen, Marinetruppen plänkelten auf der Aa, und noch am Abend des Sedantages konnte ein Bataillon der Vorhut von Olai aus die westlich der Düna gelegene Mitauer Vorstadt besetzen, freilich nicht verhindern, daß die Russen im letzten Augenblick die beiden großen Dünabrücken sprengten und die hölzerne Pontonbrücke in Brand setzten. Auch auf dieser Seite steckten die unzugänglichen Sumpfwälder noch voll Kriegsmaterial und Versprengter, und tagelang hatte man mit dem Einsammeln der überreichen Beute zu tun. Auch ein kühnes Stücklein der Russen mag hier ehrenvolle Erwähnung finden. Ein kleines Kommando aus Dünaburg hatte, als unsere ersten Truppen am Strom ankamen, gerade die Brücke der Insel Lasenholm gesprengt und fuhr nun mit einem Dampfer flußabwärts unter einem noch erhaltenen Brückenbogen hindurch. Von allen Seiten unter Feuer genommen, blieb der russische Kapitän doch tapfer auf seinem Posten, und als er einige hundert Meter stromabwärts den Weg durch eine brennende Holzbrücke versperrt fand, drehte er im heftigsten Geschoßhagel kaltblütig wieder um, suchte sich einen geeigneteren Durchgang und entkam.

Der gleichzeitige starke Druck aus Westen, Süden und Südosten brachte Livlands stolze Hauptstadt mit unerhörter Schnelligkeit zu Fall. Schon am Mittag des 3. September war die älteste deutsche Kolonialgründung wieder unser! Mit hellem Jubel wurden die einziehenden Feldgrauen von der baltischen Bevölkerung empfangen: „So lange haben wir auf euch gewartet. Warum seid ihr nicht früher gekommen? Drei Jahre lang mußten wir einen Maulkorb tragen. Jetzt dürfen wir doch wieder deutsch reden.“ Böse Stunden waren an dem roten Sonntag für die ohnedies gerade von den Leidenschaften der Stadtverordnetenwahlen geschüttelte Bevölkerung vorangegangen. Der Bahnhof und das Hafenviertel mit seinen großen Speichern und Fabriken brannten lichterloh, die



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

vom Turm der Petrikirche aus.

Lettenbataillone und der Großstadtpöbel begannen zu plündern, schlugen die Spiegelscheiben ein und raubten die Läden aus, verbissene Revolutionäre pinselten die Figur des Rolandbrunnens knallrot an, und dazu pfiffen die Kugeln der russischen Nachhutpatrouillen durch die Straßen. Da galt es zunächst zu löschen und Ordnung zu schaffen. Aber bald fühlten sich unsere Soldaten ausnehmend wohl in dieser schönen Stadt, die so wunderbar deutsch anheimelte, in der Herder von 1764 bis 1769 als Lehrer an der Domschule gewirkt hatte, Ludolf August von Bismarck (1683—1750) aus Schönhausen, der Freund und Schwager des Herzogs Biron von Kurland Statthalter gewesen war, deren Theater einst Karl v. Holtei geleitet hatte, während unter ihm Richard Wagner als Kapellmeister tätig war und hier seine Oper „Rienzi" schuf. Schon das äußere Städtebild Rigas mit seinen zwar teilweise engen, aber sauberen Straßen und den hochgegiebelten Gildenhäusern, unter denen das absonderliche Schwarzhäupterhaus (Klub der unverheirateten Kaufleute) auf dem malerischen Marktplatz besonders auffällt, verrät dem Kenner, daß wir hier eine Tochter Bremens aus dem 12. Jahrhundert vor uns haben. Auch der ganze Charakter der neueren Stadtteile mit ihren zahlreichen schönen Kirchen und prächtigen Parkanlagen ist ausgesprochen westeuropäisch und hat nichts von dem Hauche des Asiatentums, der alle echtrussischen Städte umweht. Riga ist nächst Petersburg und Odessa die drittgrößte Hafenstadt Rußlands und liegt in einer sandigen Ebene zu beiden Seiten der hier 600 Meter breiten Düna, 15 Kilometer oberhalb ihrer Mündung. Diese ganze gewaltige Stromstrecke bildet einen natürlichen Hafen, der bis oberhalb der Stadt für die größten Ozeanfahrer zugänglich ist. Dieser günstigen Lage verdankt Riga die Bedeutung, die es schon in alten Zeiten als Sitz eines Erzbischofs und deutsche Ordensstadt und später als mächtiges und blühendes Mitglied der Hansa hatte. Vor mehr als 350 Jahren aber ließ das verfallende Reich seine vergessenen Kinder im fernen Nordosten polnisch werden, und aus der polnischen Oberhoheit kam dann Riga, nachdem es nach hartnäckiger Gegenwehr am 15. September 1621 von dem trefflichen Schwedenkönig Gustav Adolf erobert worden war, unter schwedische Herrschaft. In den schwedisch-russischen Kriegen widerstand es zunächst siegreich dem Zaren Alexei Michailowitsch, aber nach Karls XII. Niederlage bei Poltawa erlag es nach achtmonatigem Widerstande 1710 dem General Scheremetjew und ist seitdem



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 9. Blick auf den Dünakai in Riga mit lagernden deutschen Truppen. Rechts die von den Russen in Brand gesteckten Handelsstätten.

mehr als zwei Jahrhunderte hindurch russisch geblieben. 1812 hielt es sich gegen die unter Napoleons Fahnen kämpfenden Preußen des Generals York, 1905 hatte es schwer unter den Stürmen der Revolution zu leiden, aber immer bewahrte es getreulich seinen deutschen Charakter, bis Ende des vorigen Jahrhunderts die gewaltsamen Russifizierungsversuche einsetzten und während des Weltkrieges zum ersten Male ein Lette an die Spitze der Stadtverwaltung trat. Seitdem hat sich in Riga eine gewisse Müdigkeit und trübe Hoffnungslosigkeit über eine glorreiche Vergangenheit und altehrwürdige Kultur gelegt. Von den annähernd 600 000 Einwohnern der letzten Friedensjahre war nur noch ein Bruchteil deutsch, aber dieser stellte noch immer die wirtschaftliche und kulturelle Oberschicht dar. Viel verdankt das heutige Riga einem früheren, den Balten wohlgesinnten Statthalter, einem Enkel des berühmten Feldmarschalls Suwarow und ehemaligen Göttinger Korpsstudenten. Er war es, der 1857 die Stadt entfestigen ließ und an Stelle der alten Wälle die prachtvollen Parkanlagen und die schönen neuen Villenviertel schuf. Auch die reizenden Kurorte an der Dünamündung, die wegen ihrer uralten Waldungen, des steinlosen Strandes und des starken Wellenschlags zu den schönsten Bädern Europas gehören, sind damals entstanden. Weiter wurde die technische Hochschule ins Leben gerufen, die bald zu hoher Blüte gelangte. Noch Alexander II., der „letzte Europäer auf dem Zarenthron", bekundete der Stadt sein Wohlwollen und bestätigte ihr die von Peter dem Großen beschworenen Freiheiten und Rechte, aber seine beiden Nachfolger haben den alten Eid schnöde gebrochen. Während des jetzigen Krieges hatte Riga von allem Anfang an besonders viel auszustehen. Es wurde schon 1914 „evakuiert", und General Zolobowski besorgte das mit der ihm in solchen Dingen eigenen Gründlichkeit. Nicht nur die Schulen und Behörden wurden verlegt, sondern der Stadt auch die Fernsprechleitung und die Einrichtung des Wasserwerks, ja selbst die Trambahnschienen und die Kupferdächer und Glocken der alten Kirchen genommen. Was sich in den großen Tuch-, Maschinen- und Konservenfabriken nicht wegschleppen ließ, wurde mit roher Gewalt zerstört, die bedauernswerten Arbeiterfamilien rücksichtslos dem Elend preisgegeben. Die Zellstoffabrik Waldhof, eine Zweiggründung des großen Mannheimer Unternehmens, wurde niedergebrannt, wobei allein 80 000 Klafter Holz in Flammen aufgingen. Trotz alledem war die in Riga vorgefundene Beute noch immer riesengroß. Die Stadt hatte z. B. ein Proviantamt, wie ganz Deutschland in diesem Umfange keines besitzt, und dieses Proviantamt fiel unversehrt in die Hände der Eroberer. (Schluß folgt.)

Die Mittel des Krieges.

Unsere schwere Artillerie.

Von W. Mannherz. Mit 2 Abbildungen.

Man hat in Friedenszeiten von der schweren Artillerie nur sehr wenig gehört, ja sie war wohl überhaupt diejenige Truppe, über der im allgemeinen der Schleier des Geheimnisses ruhte. Deshalb auch war alle Welt so sehr überrascht und kam aus dem Staunen nicht heraus, als nach Kriegsausbruch auf dem raschen Siegeszug unserer Heere in Belgien und Nordfrankreich die großen und modernen Festungen der Feinde so überraschend schnell, dank eben der schweren Artillerie, in unsere Hände fielen. Erst dadurch ist dann mit einem Schlag diese Truppengattung auch bei uns Deutschen in aller Mund gekommen und wir waren dankbar und froh, daß unsere Heeresleitung hier in aller Stille so glänzend vorgesorgt hatte.

Es sind nicht allein die 42-cm-Geschütze und auch nicht nur die 30,5-cm-Mörser, die in diesem Kriege Wunderbares vollbracht haben; so wenig, wie diese Geschütze allein zur schweren Artillerie gerechnet werden. Zu ihr werden vielmehr im deutschen Heere auch noch die 21-cm-Mörser und die 10-cm-Langkanonen gerechnet, wenn nicht inzwischen noch das eine oder andere Kaliber hinzugekommen ist, was besonders wohl deshalb möglich erscheint, weil wir wiederholt im Laufe des Krieges gehört haben, daß wir auch Kanonen besitzen, die auf 30—40 km Entfernung feindliche befestigte Plätze mit gewaltigem Erfolg unter Feuer nehmen können. Das läßt beinahe darauf schließen, daß wir außer den genannten auch noch ein weiteres schweres Geschütz besitzen, dessen Leistungsfähigkeit in bezug auf Kaliber und Schußweite die der 21-cm-Mörser und die der Langkanonen übertrifft. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, jedenfalls dürfen wir auf unsere schwere Artillerie in jeder Beziehung stolz sein und ihre Leistungen in diesem Kriege in jeder Weise anerkennen.

Das Vorhergesagte gibt Veranlassung, sich darauf zu besinnen, warum man eigentlich dazu gekommen ist, eine besonders schwer Artillerie, die sogenannte Fußartillerie, einzuführen. Im Vergleich zur andern, leichten oder Feldartillerie, ist die schwere oder Fußartillerie noch ziemlich jungen Datums. Sie war im Jahre 1917 in der Lage, auf ein erst 40jähriges Bestehen zurückzublicken. Wir dürfen ihr Geburtsdatum in das Jahr 1878 verlegen, in die Zeit des Russisch-Türkischen Krieges, der bekanntlich 1877 und 1878 währte. Damals mühte sich die russische Artillerie vergeblich, die türkischen Verschanzungen bei Plewna sturmreif zu machen, da die Feldgeschütze mit ihren flachen Flugbahnen sich als zur Niederkämpfung der vor Plewna vorhandenen Ziele als nicht geeignet erwiesen. Aus diesem Umstande schöpfte man die Erkenntnis, daß zur Niederkämpfung von starken Befestigungen, seien es nun Feldverschanzungen oder Festungswerke, nur Steilfeuergeschütze geeignet sind. Man verwirklichte den Gedanken, auch die Feldartillerie so auszurüsten, daß sie gegen Deckungen und die durch sie geschützten Truppen wirken könne, und alle damaligen Militärstaaten beeilten sich, ihren Feldarmeen solche sogen. Steilfeuergeschütze beizugeben. Das war die Geburtszeit der schweren Artillerie des Feldheeres.

Eingeschaltet muß hier werden, daß man bei Festungen und bei der Marine solche schwere Steilfeuergeschütze schon besaß. Es bedeutet also die Schaffung der schweren Artillerie des Feldheeres in erster Linie eine Ergänzung und Verstärkung der Wirkung der Feldartillerie für stark befestigte Stellungen. Für Deutschland war die Schaffung der schweren Artillerie insofern eine Lebensnotwendigkeit, als es je länger je mehr durch den Ausbau der großen Festungslinie an der französischen Westfront im Fall einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem westlichen Nachbar unbedingt gezwungen war, gegen diese Linie vorzugehen, wenn anders es nicht wollte, daß sich ein Krieg auf dem eigenen Gebiet abwickeln sollte. Und daß ein solcher Krieg kommen würde, war beim nimmerruhenden Revanchegelüste der Franzosen unabweislich. Die starken Sperrforts und Festungen konnten aber nur mit Geschützen von größerer Geschoßwirkung überwältigt werden.

Es war also die Schaffung unserer schweren Feldartillerie ein weiterer Schritt in der Verteidigung unseres eigenen Grund und Bodens, wenn andererseits auch die Aufgabe des Angriffs auf Sperrfestungen und anderer fester Plätze damit verbunden war. Diese Doppelstellung der deutschen schweren Feldartillerie



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 1. In einer Mörserstellung. Das Geschütz wird schußfertig gemacht.

hat es auch bedingt, daß sie von vornherein einigermaßen anders angelegt wurde, als in andern Staaten. Während diese ihrer schweren Artillerie in der Hauptsache weittragende Flachbahngeschütze und Haubitzenausrüstungen gaben, haben wir der unsrigen auch gleich von Anfang an Mörser zugeteilt. Die Haubitzen, wie sie die Feldartillerien aller Militärstaaten mit sich führen, richten ihr Steilfeuer gegen widerstandsfähige Ziele befestigter Feldstellungen. Das Flachbahnfeuer der großen Feldkanonen dagegen findet auch gegen ungedeckte Ziele Anwendung. Die Mörser hingegen dienen ausschließlich dazu, durch ihre mit großer Kraft und steilem Einfall auftreffenden Geschosse die schweren und starken, gepanzerten und betonierten Werke der Sperr- und Hauptfestungen zu zerstören. Wir können heute sagen, daß unsere schwere Artillerie sich dank der dreiteiligen Bewaffnung, die sich noch durch eine besondere Güte des Materials im Verein mit einer nie rastenden ebenso umfassenden wie sachgemäßen Truppenausbildung auszeichnet, der gleichen Waffe all unserer Gegner wesentlich überlegen zeigt. Hinzu kommt noch, daß sie von nahezu unbegrenzter und vortrefflichster Leistungsfähigkeit ist, den besten Beweis für diese Behauptung lieferte uns eben die Tatsache, daß wir zu Beginn des Krieges eine ganze Reihe der besten französischen und belgischen Festungen, Forts und Sperrforts, deren Hauptaufgabe es ja war, den deutschen Vormarsch aufzuhalten, wenn nicht überhaupt zum Stillstand zu bringen, so rasch und so glänzend überwältigt haben. Da hat die deutsche schwere Feldartillerie im Ernstfall gezeigt, was sie leisten kann, wes Geistes Kind sie ist, wie vorzüglich ihre Schulung und wie mustergültig ihre Verwendung ist. Es kam damals noch hinzu die Verblüffung und das Staunen über die neuen großartigen 42-cm-Geschütze und die österreichischen Motorbatterien, von denen sich unsere Feinde trotz ausgedehntester Spionage nichts hatten träumen lassen.

Wie im Westen, so hat auch im Osten unsere schwere Feldartillerie und die unserer Verbündeten sich bei der artilleristischen Bekämpfung feindlicher Bollwerke unvergleichliche Lorbeeren geholt. Auch die stärkst angelegten Stützpunkte der Russen sind von ihr oft unter den schwierigsten Umständen sturmreif gemacht worden. Keine der Festungen — erinnert sei hier nur an die Niederkämpfung der russischen Sumpffestung



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 2. In einer Mörserstellung. Der Mörser während des Abschusses. Der Rohr-Rücklauf ist hier außerordentlich gut zu sehen.

Ossowice — konnte unter der bezwingenden Wucht der deutschen schweren Artillerie lange standhalten! Und auch hier hat die große Überraschung über die Wirkung der Kruppschen und Skodaschen Riesenmörser, über die Vorzüglichkeit unserer Haubitzen und Langkanonen, das ihrige beigetragen. Die staunenswerten Leistungen dieser Geschütze und die verheerende Wirkung ihrer Geschosse haben auf allen Kriegsschauplätzen unserer schweren Artillerie von vornherein die große Überlegenheit gesichert. Ihre Zerstörungskraft war eine bis dahin noch nie beobachtete und mußte schließlich, wenn auch widerstrebend, selbst von den Gegnern anerkannt werden. Man hatte vor dem Kriege derartige Leistungen einfach noch nicht für möglich gehalten.

Wenden wir uns nun nach diesem allgemeinen Überblick mehr der technischen Seite der schweren Artillerie des Feldheeres zu, so müssen wir zunächst feststellen, daß, wie schon erwähnt, die Fußartillerie es ist, die diese gefürchtete Truppe bildet. Sie führt zwei Arten schwerer Steilfeuergeschütze und zwar die 15-cm-Feldhaubitze und den 21-cm-Mörser, außerdem noch ein schweres Flachbahngeschütz, die 10-cm-Langkanone. Zu diesen kommen dann noch drei ganz schwere Steilfeuergeschütze, die erst in diesem Krieg in Verwendung traten, nämlich die schon mehrfach genannten 30,5-cm-Mörser und die Kruppschen 42-cm-Mörser, sowie, jedoch nur auf dem östlichen Kriegsschauplatz verwendet, die 42-cm-Haubitzen der Skoda-Werke. Von allen diesen ist es hauptsächlich der 21-cm-Mörser gewesen, der sich auf allen Kriegsschauplätzen durch seine besonders große Schußweite und hervorragende Treffsicherheit ausgezeichnet hat. Sein Geschoß ist eine etwa 120 kg schwere dünnwandige Granate mit stählernem Kopf und besonders großer Sprengladung, deren Vorzug in einer geradezu frappanten Durchschlagskraft und Zerstörungswucht der großen Sprengladung besteht. Diesen Geschossen vermögen auch die stärksten feldmäßig hergestellten Eindeckungen und Betonbauten nicht zu widerstehen. Überwältigend ist dabei der moralische Eindruck, den eine solche platzende Granate hervorruft. Man verwendet die Mörser dort, wo die schwere Feldhaubitze nicht mehr ausreicht. Ihre größere Wirkungsfähigkeit sichert ihnen in jedem Fall den Erfolg. Dank einer eigenartigen Konstruktion ist auch die Beweglichkeit dieses Mörsers

eine recht gute. Man zerlegt nämlich das Geschütz auf dem Transport in zwei Teile und befördert es entweder durch schweren Pferdezug oder durch Kraftwagen, wobei das Geschützrohr auf einen besonderen Rohrwagen verladen wird, während die Lafette ein Fahrzeug für sich bildet. Erst kurz vor dem Einrücken in die Feuerstellung wird das Rohr in die Lafette gelegt. Dadurch, daß man auch den Mörsern, wie fast allen Geschützen großen Kalibers, Radgürtel mitgegeben, die durch Verbreiterung der Auflageflächen der Räder deren Einsinken in den Boden verhindern, ist es ermöglicht worden, diese schweren Geschütze auch außerhalb der gebahnten Wege, ja sogar auf weichem Boden zu transportieren. Werden diese Radgürtel nicht benötigt, so haben sie ihren Platz auf einem besonderen Gürtelwagen. In der Feuerstellung steht das Geschütz so, daß besondere Vorbereitungen durch Schaffung eigner Unterlagen, sogen. Bettungen, nicht notwendig sind. Dies bedeutet eine wesentlich raschere Feuerbereitschaft und ermöglicht das Fertigmachen zum Schuß im Zeitraum von nur wenigen Minuten.

Die vielgerühmten österreichischen 30,5-cm-Mörser, die sogen. Motorbatterien, die schon bald nach Ausbruch des Krieges in einem Telegramm des Kaisers Erwähnung fanden, sind eine hervorragende Leistung der Skodawerke. Sie kamen erstmals bei der Belagerung von Namur mit bestem Erfolg zur Verwendung und haben dann nacheinander vor Maubeuge, Antwerpen, Przemysl treffliche Dienste geleistet. Auch sie repräsentierten eines der schwersten Kaliber, wie man sie vor dem Kriege im Verband des Feldheeres noch nicht kannte. Ihre Treffsicherheit ist erstaunlich und ihre Tragweite übertrifft die aller andern Steilfeuergeschütze unserer schweren Artillerie. Die Riesengeschosse dieser Mörser besitzen eine ungeheure Zerstörungskraft, die sich nicht nur am Ziele selbst, sondern auch in dessen erheblichem Umkreise zeigt. In der Bewegung werden diese Mörser in drei Teile zerlegt und durch Kraftwagen fortbewegt. Eine sinnreiche Konstruktion ermöglicht diese Zerlegung in drei Teile, so daß der Abtransport für die Automobilbeförderung selbst auf wenig geeigneten Straßen möglich ist. Auf gebahnten Wegen können diese Motorbatterien bequem dem Feldheer folgen. Die Zusammensetzung und der Einbau in die Bettungen beansprucht nur verhältnismäßig geringe Zeit, so daß nach Erfüllung ihrer Aufgabe eine solche Motorbatterie ohne erheblichen Zeitverlust wieder andern Zielen zugeführt werden kann.

Über die 42-cm-Mörser ist auch heute noch wenig mehr zu sagen, als daß sie ein hervorragendes Meisterstück der Firma Krupp sind, ein Meisterstück, wie man es bisher nur als Marinegeschütz zu bestaunen Gelegenheit hatte. Es ist vielleicht die Zeit nicht mehr fern, wo man auch über das geheimnisvolle Sein und Wesen der „Dicken Berta", wie der Soldatenmund rasch und treffend diese neueste Errungenschaft deutscher Geschützkonstruktion getauft hat, näheres wird sagen dürfen.

Es bliebe nach diesem nun noch übrig, auch einiges über die 15-cm-Haubitzen und die 10-cm-Kanonen zu sagen, doch ist deren Vorhandensein ja schon lange kein Geheimnis mehr. Form und Größe, Konstruktion und Geschosse sind auch in den Einzelheiten schon bekannt, so daß sich ein näheres Eingehen darauf hier wohl erübrigt. Die siegreiche Behauptung unserer Stellungen im Westen trotz schwersten Ansturms der verbündeten Gegner sowohl, als auch die großen Erfolge im Bewegungskrieg im Westen, Osten und Südwesten, legen Zeugnis dafür ab, daß auch hier unsere schwere Feldartillerie mit ihren mehr für den Bewegungskrieg geschaffenen leichten unter den schweren Geschützen das Beste zu leisten vermag. Wenn auch, wie an dieser Stelle schon wiederholt gesagt wurde, letzten Endes die Infanterie es ist, die den Sieg erkämpft, so darf dennoch auch daran festgehalten werden, daß die Artillerie, nicht zuletzt auch die schwere Feldartillerie, ihr redlich Teil dazu beigetragen hat, daß Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber sich siegreich zu behaupten vermochte. In der Geschichte dieses Krieges wird jedenfalls ein besonderes Ruhmesblatt ausgefüllt sein von den Taten unserer schweren Artillerie.

(Siehe auch unter „Vermischtes".)

Der „Lederheinrich".

Manchem Leser wird es ein staunendes Fragen abnötigen, was unter dieser seltsamen Überschrift zu verstehen ist. Das Fragen wird noch größer werden, wenn er hört, daß für dieselbe Sache der noch poetischere Name „Chausseefloh" besteht. Beide Bezeichnungen sind natürlich nur bekannt in der Soldatensprache und hinter ihnen verbirgt sich nichts weiter als der harmlose Kraftradfahrer.

Daß diese Kategorie des deutschen Feldgrauen gerade in diesem Krieg zu besonderer Bedeutung gelangt ist, wie so manches andere, an das man vordem nicht gedacht hat, darf angesichts der bestehenden Verhältnisse nicht weiter wundernehmen. In einem Krieg, wo die Maschine in allen möglichen Arten einen so gewaltigen Ausschlag gibt, darf auch das Motorfahrrad nicht fehlen, und daß die Motorradfahrer vorhanden sind, bedeutet ein Glück und eine wesentliche Entlastung für die vierbeinigen Kriegskameraden, die andernfalls noch viel stärker zum Kriegsdienst herangezogen werden müßten, als es ohnehin schon der Fall ist.

Wie die Technik im allgemeinen, so hat auch die Technik der Nachrichtenübermittlung im besonderen eine weitgehende Entwicklung in diesem Krieg durchgemacht, und es mag mit zu den Eigentümlichkeiten des Stellungskriegs zählen, daß neben Fernsprechern, Fernschreibern und Funkern auch die andern Nachrichtenübermittlungsmöglichkeiten, zu denen außer Läufern, Meldereitern, Hunden und Brieftauben auch die Kraftradfahrer gezählt werden, reichliche Anwendung gefunden haben. Es ist eben schlechterdings nicht möglich, den verwickelten Betrieb einer modernen Heerführung ohne ein umfangreiches Schreibwesen durchzuführen. Kurze Meldungen, Nachrichten und Befehle lassen sich ja wohl leicht und schnell durch Telephon, Fernschreiber usw. übermitteln. Umfangreichere Nachrichten dagegen müssen durch einen besonderen Meldedienst weiterbefördert werden. Brieftauben und Meldehunde sind oft nur im äußersten Notfall anwendbar, Meldegänger können nur auf kürzere Entfernungen herangezogen werden. Das Automobil aber, das mitunter diesen Dienst ebenfalls zu versehen hat, bietet wiederum dem Feind ein zu leicht erreichbares Ziel. Der Kraftradfahrer dagegen vereinigt die Schnelligkeit des Kraftwagens mit der Winzigkeit seiner Erreichbarkeit und ist darum als Nachrichten-Übermittler auf größere Entfernungen das bestgeeignete Mittel, zumal er zuverlässig und verantwortungsvoll seine Aufgabe zu erfüllen vermag. Schnell und sicher muß die Beförderung, namentlich der vielen Karten sein, die hin und her gehen. Und da hat sich in der großen Konkurrenz das Kraftfahrrad ganz besonders bewährt. Anfänglich ist ein solcher Kraftradfahrer-Meldedienst auf den Straßen Frankreichs und Belgiens keine besondere Schwierigkeit gewesen. Im Osten, bei den bekanntlich schlechten Wegeverhältnissen, gestaltete sich die Sache schon schwieriger, namentlich je näher an die Front heran sich der Dienst erstreckte. Mit der Länge des Kriegs und dem Erstarren der Front zum Stellungskrieg sind dann allerdings auch im Westen die Verhältnisse weniger günstig geworden. Trotzdem aber sind noch heute die großen Straßen, die von den Haupt- und Stabsquartieren zur Front führen, lebhaft benützt von den Kraftradfahrern und es gibt keinen Unterschied, ob Regen oder Sonnenschein, Schnee oder Sturm, Tageslicht oder Finsternis herrschen, immer flitzen die kleinen flinken Maschinen straßauf und straßab. Der Kolonnenverkehr auf diesen mag noch so groß sein, der Kraftradler weiß mit erstaunlicher Gewandtheit zwischen ihnen hindurchzukommen und mancher Unbeteiligte hat schon einen Unfall vor Augen gesehen, den die Gewandtheit des Radfahrers doch noch verhütete. Immer freileich glückt es nicht, mit heiler Haut davonzukommen, denn auch dem Kraftradfahrer drohen alle möglichen Gefahren, zumal ja die Straßen nicht nur durch den lebhaften Fuhrwerksverkehr schlecht geworden sind, sondern ihnen auch durch feindliche Granaten gewaltige Narben beigebracht wurden. Gerät der Kraftradfahrer in ein solches oft unvermutet vor ihm auftauchendes Loch, so kommt es wohl vor, daß das Vorderrad hart aufschlägt und der Fahrer hoch im Bogen aus dem Sattel geschleudert wird. Schon mancher auch hat auf diese Weise seinen Tod gefunden oder zum mindesten schwere Verwundungen und große Schmerzen davongetragen. Namentlich die Nachtfahrten sind in dieser Beziehung gefürchtet und zwar je mehr, je näher sie dem Feind zu ausgeführt werden müssen, denn dort darf nicht mit großen Scheinwerfern der Weg erhellt werden. So rast die Maschine gefühllos in die ungewisse Finsternis hinein. Insofern ist der Kraftradfahrer viel übler daran, wie der Reiter, der die Schwierigkeiten der Nachtritte kennt, aber neben dem eigenen noch das feine Gefühl seines Pferdes zur Verfügung hat, das ihm hilft, die Gefahren rechtzeitig zu erkennen, während der Motorradfahrer sich nur zu häufig seinem Glück anvertrauen und dennoch nicht langsamer fahren darf. Die Tätigkeit des Nachrichtendienstes der Kraftradfahrer erfordert somit eiserne Nerven und gute Gesundheit und es gehört ferner ein unerschütterliches Pflichtbewußtsein dazu, diesen Dienst zu versehen. Denn nicht nur die ständigen Gefahren an sich, sondern auch die mechanischen Erschütterungen bei den Fahrten setzen den Nerven zu. Es ist wirklich kein Vergnügen bei Regenwetter oder bei hohem Schnee diesen Meldedienst zu versehen.

In ihrer technischen Organisation hat auch das Kraftradfahrwesen im Laufe des Krieges mancherlei Wandlungen durchgemacht. Während anfänglich jede Truppe ihren eigenen Kraftradfahrer besaß, der im übrigen sich selber überlassen blieb und für seine Maschine zu sorgen hatte, ist man später dazu übergegangen, besondere Kraftradfahrerabteilungen zu bilden und diesen Teil der militärischen Dienstleistung organisatorisch auszubauen. So sind heute die Abteilungen mit eigenen Werkstätten und einem militärisch wie technisch vorzüglich geschulten Arbeits- und Fahrpersonal ausgerüstet. Den Höhepunkt hat das Kraftradfahrwesen indes mit der Einrichtung eines besonderen fahrplanmäßigen Dienstpostbetriebs erreicht, wobei oft ganz erstaunliche Mengen von Postsachen von einem einzelnen Kraftradfahrer befördert werden. Dieser Dienst hat vorab den Zweck, unnötige Fahrten zu vermeiden und aus der Pünktlichkeit, mit der er sich abwickelt, ist ersichtlich, daß er nicht nur einem Bedürfnis entspricht, sondern auch in durchaus zufriedenstellender Weise arbeitet. Er ist einer der untrüglichsten Beweise dafür, daß die „Lederheinriche" sich allenthalben bei den hohen und höheren Stellen der Heerführung unentbehrlich gemacht haben und die mancherlei Auszeichnungen mit dem „Eisernen", die auch die Kraftradfahrer aufzuweisen haben, bekunden, daß man ihre Dienste und Verdienste würdigt und anerkennt.

Vermischtes.

„Der ‚Rasier- und Friseurtrupp' hat drauf geübt!" Es war zwei Wochen nach einem Vormarsch. Der Bewegungskrieg war in neuen Schützengräben wieder verebbt. Man fing an, sich unter der Erde wieder wohnlich einzurichten, tauschte die Hemden und suchte nach Seife und Spiegel; da war alles verwildert und verlottert und manche Wange, sonst „glatt rasiert wie eine Aprikose", gleich einem Wald, in dem die Granaten nur noch Baumstoppeln gelassen. Und im ganzen Regiment keiner mehr, der sich aufs Scheren und Bartkratzen verstand.

Frage im Regimentsbefehl: „Wer kann Haarschneiden und Rasieren? Wer will es lernen?" Da fand sich doch noch einer, der's konnte. Ein Pommer, im Nebenberuf Dorfbarbier. Und zwei volle Dutzend, die's lernen wollten. Sie wurden auf acht Tage in die Reservestellung kommandiert. „Rasier- und Friseurtrupp" nannte sich die neue Formation. Der „Kommandeur" des Trupps begann den Kursus mit einem Vortrag nebst Demonstrationen, schnitt einem von ihnen das Haar, dem andern den Bart und dem dritten schabte er das Gesicht aalglatt. „So. Nun probiert einer am andern. Nur durch die Praxis kann man lernen." Da gab's Weh und Ach, Raufer und Seufzer, Wunden und Blut, und als die die Rollen tauschen sollten, die sich zuerst an ihren Kameraden versucht, weigerten sie sich. Sie fürchteten blutige Rache und erklärten, sie wollten ihr Heldenblut lieber im Schützengraben fließen lassen.

Der Kursusleiter kratzte sich hinter den Ohren. In seiner Lehrzeit hatte er an alten Besen und Borstentieren geübt. Aber die gab's da nicht in diesem elenden Panjenest. Ja, die Panjes! Die Panjes! Und schon war ihm ein rettender Gedanke gekommen. Draußen ging so ein Panje. Und er winkt mit dem Finger. „Du siehst aus wie ein Schwein, Panje. Das hat jetzt aufgehört. Wir werden euch deutsche Ordnung beibringen. Dein Gesicht ist wie die Haut eines Igels. Und dein Haar wie ein Urwald. Kein Wunder, wenn da Läuse drin wachsen wie halbe Maikäfer. Das hat aufgehört jetzt! Verstanden?! Da setzt du dich her!"

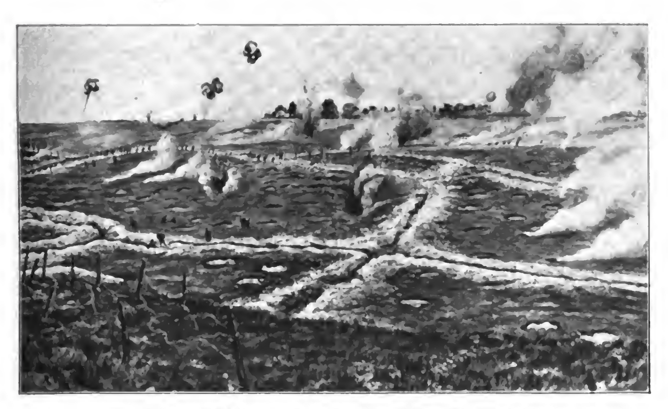
Und der Panje, zitternd und verängstigt, setzte sich. Und als der Friseur mit der Schere klappert, klapperte der Panje mit den Zähnen. „Ich will es euch noch einmal zeigen, wie man die Haare schneidet und wie man rasiert." Es war nicht leicht, durch den verpichten Haarwuchs hindurch zu kommen. „Ein Drahtverhau ist schneller durchschnitten als deine Strähnen, Panje!" Oft schrie er auf, der Panje. Aber nach einer Stunde war sein Kopf so kahl und glatt, daß die kleinste Laus eine Rutschpartie hätt' darauf machen können, die Stoppeln im Gesicht waren verschwunden und über der Lippe elegant ein englisch gestutztes Bärtchen. „So, Panje, jetzt bist du ein Kavalier! Komm mit." Unterdes hatte man die ganzen Panjes zusammenrufen lassen. Als die jetzt ihren Genossen sahen, da stoben sie auseinander wie ein Spatzenvolk, wenn sich unter sie ein Spätzlein mischt, dem ein Lausbub das Gefieder mit roter Tinte bemalt. Wieder ward eine Rede gehalten, mehr mit den Händen als mit dem Mund, und am Schluß dekretierte der Führer des „Rasier- und Friseurtrupps": „Die Gemeinde hat acht Tage lang täglich vierundzwanzig Panjes für den Trupp zu stellen. Wer sich weigert, wird erschossen!"

Ein paar Tage später kam der Herr Oberst durch das Dorf. Ihm entgingen die kahlen Schädel und zerschnittenen Gesichter der Panjes nicht. „Was haben denn die Kerls für Köpfe und Gesichter? Die sehen ja aus wie Studenten nach einer Mensur! Haben die sich die Gesichter zerkratzt?" fragte er einen Soldaten. „Nein, Herr Oberst. Da hat der „Rasier- und Friseurtrupp" seine Übungen drauf abgehalten!" H.

Ein neues deutsches Riesengeschütz. In dem Aufsatz über unsere schwere Artillerie (vgl. S. 375 u. ff.) ist die Meinung ausgesprochen, daß wir außer den bekannten schweren Geschützen, den Haubitzen, Mörsern und Langkanonen noch ein weiteres, sehr weittragendes Geschütz haben mußten, mit dem es möglich war, aus 30—40 km Entfernung feindliche Plätze, wie Dünkirchen, unter Feuer zu nehmen. Dies Geheimnis ist nun in allerjüngster Zeit durch die deutsche Heeresleitung selbst und in noch bedeutend großartigerer Weise gelüftet worden. Wir haben eine Kanone, mit der wir sogar aus über 100 km Entfernung neuerdings die französische Hauptstadt beschießen. Auch dieses Geschütz, dessen Rohr nach dem Hörensagen 28 Meter lang sein soll, ist Kruppsches Erzeugnis und wie die „Dicke Berta" eine Konstruktion des bekannten artilleristischen Direktors der Kruppwerke, Dr. F. Rausenberger. Hinsichtlich der Einzelheiten ist man bis jetzt nur auf französische Angaben angewiesen. Nach diesen soll das Geschoß der Riesenkanone ein Kaliber von 220 mm haben, etwa ½ Meter lang sein, 1 Zentner wiegen und nur 8 bis 9 kg Sprengstoff enthalten. Soviel wenigstens will der Direktor des Pariser Arsenals aus den Sprengstücken der Granaten herausgerechnet haben. Auf seiner Flugbahn soll das Geschoß eine höchste Höhe von 35 km erreichen. Nach den Mitteilungen einer deutschen Autorität, des Generalleutnants z. D. Rohne würde das Geschoß dagegen 5 Zentner wiegen, die Seelenlänge des Geschützrohrs mindestens 80 Kaliber, d. h. 20 Meter, betragen und beim Abfeuern das Treibmittel (Pulver) eine Arbeit von rd. 30000 Metertonnen leisten, wozu ein Hochdruck von etwa 4000 Atmosphären erforderlich wäre. Mit der Geschwindigkeit von $\frac{1}{50}$ Sekunde durchfliegt das Geschoß das Geschützrohr, was der Arbeitsleistung von 20 Mill. Pferdestärken gleichkommt. General Rohne berechnet die Flugdauer vom Standort des Geschützes bis zum Ziel in 120 km Entfernung auf 2½ bis 3 Minuten. Wenn auch alle diese Angaben vorerst mehr oder weniger nur auf Mutmaßungen beruhen, so bleibt doch die Tatsache unumstößlich bestehen, daß wir mit diesem neuen Riesengeschütz unseren Feinden, namentlich denen überm Kanal drüben, einen heillosen Schrecken eingejagt haben, dazu aber müssen noch obendrein sie und die übrige Welt anerkennen, daß wiederum „deutsche Wissenschaft, deutsche Technik und deutsche Industrie" es waren, die dieses staunenswerte Wunderwerk schufen. -z-



Der Pfeifer von Loos.
(Nach einer engl. Zeitschrift.)



Englischer Schützengraben unter deutschem Artilleriefeuer.
(Nach The Illustrated London News.)



Kriegszeitungen deutscher Firmen.

(Schluß.) Von Olly Oltmanns. Mit 3 Abbildungen.

Schon seit Beginn des Krieges geben die Schokoladenfabriken Gebrüder Stollwerck A.-G. in Köln eine wöchentliche Feldpost heraus, deren Anzahl also inzwischen recht stattlich geworden ist. — Einem besonders großen Leserkreis stellt sich die „Feldpost der Gebrüder Heine in Leipzig" zur Verfügung, alle Kunden dieser Schneidereibedarfsartikelfirma erhalten sie kostenlos ins Feld gesandt. Der Inhalt der bisher vorliegenden 10 Nummern ist sehr vielseitig, neben Geschäftlichem und Unterhaltendem sind Witze, Rätsel und Spiele nicht vergessen. — Eine „Kriegs-Zeitschrift der Hamburg-Amerika-Linie" geht monatlich allen zu den Fahnen einberufenen Beamten, Seeleuten und Arbeitern der Gesellschaft zu.

In Form stattlicher, dicker Hefte gibt die Waggonfabrik A.-G. in Uerdingen am Rhein eine Kriegszeitung heraus, die sich besonders mit dem geschäftlichen Stand der Gesellschaft, den Unterstützungseinrichtungen und Feldpostzuschriften ihrer Kriegsteilnehmer beschäftigt, aber auch Gedichte, belehrende Artikel usw. enthält. — Einen „Feld-Kurier für die J. u. P.-Krieger" verdanken wir der bekannten Margarinefabrik Jürgens u. Prinzen G. m. b. H. in Goch (Rhld.). Der verantwortliche Herausgeber Hubert Verhees weiß sich den vielseitigen Wünschen unserer Feldgrauen an eine gute Zeitschrift bestens anzupassen und wird gewiß in zahlreichen Zuschriften die verdiente Anerkennung gefunden haben. — Im Gewande kleiner handlicher Hefte wandern monatlich die „A.V.D.-Nachrichten" der Aachener Verlags- und Druckerei-Gesellschaft in das Feld. — „Grüße aus der Heimat" betiteln sich die Nummern der Kriegszeitung der Menck u. Hambrock G.m.b.H. in Altona-Ottensen im Format einer Tageszeitung. — Eine „Weka-Kriegszeitung" der Firma Wm. Klöpper in Hamburg brachte es nur zu zwei Nummern, was in Anbetracht der schönen Ausstattung dieser Zeitung sehr zu bedauern ist. — 18 Ausgaben sind mir von „Der kleine Pelikan", Nachrichten für die Beamten der Firma Günther Wagner in Hannover und Wien bekannt geworden, verschiedene Ursachen verhindern die regelmäßige Ausgabe der früher monatlich erschienenen Zeitung. — Recht selten sind auch die bisherigen 33 Nummern der „Kriegsblätter der Firma Franz Kathreiners Nachf. G. m. b. H. in München und Hamburg. — Nicht weniger als 68 Exemplare des „Nachrichtenblatt" der Deutschen Bank für ihre zum Kriegsdienst einberufenen Beamten liegen bis zum August vorigen Jahres vor.



Abb. 1. Titelseite der A-Z-Mitteilungen der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin.

Wer kennt und vermißt nicht schon lange die praktischen Knorrschen Suppenwürfel. Wie alle anderen Unternehmungen dieser Art steht auch dieses jetzt im unmittelbaren Dienst des Kriegsernährungsamtes und gibt für seine Mitarbeiter im Felde eine besondere „Knorr-Feldpost" heraus, als deren letzte mir die Nummer 17 vorliegt. — Die „Kriegs-Chronik" der Firma F. W. Brügelmann Söhne in Köln a. Rh. steigt in Umfang und Ausstattung von Nummer zu Nummer. So finden wir in Nr. 13 reich

illustriert einen interessanten Artikel des dem Chef der Firma verwandten Kapitänleutnant Walter Horstmann, dessen „U 39“ zu den erfolgreichsten dieser Art gehört. — Ohne laufende Nummer gibt die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin monatliche Hefte „Die wichtigsten Ereignisse seit Ausbruch des Krieges“ heraus, die in dieser Art ebenfalls als Kriegszeitung zu gelten haben.



Abb. 2. Kopf der Kriegszeitung der Firma Günther Wagner in Hannover und Wien.

Äußerst umfangreich ist die „Kriegszeitung der Westeregeln-Gruppe“, die mir vorliegende Nummer 15 von Weihnachten 1916 hat nicht weniger als 64 Seiten, deren Inhalt gleich belehrend wie unterhaltend ist. — Die „Feldpost-Zeitung“ für die Angehörigen der Geraer Verlagsanstalt und Druckerei erschien erstmalig am 10. Juli 1915, weitere Nummern sind nicht bekannt geworden. — Recht beschränkt in ihrer Anzahl dürften auch die „Nachrichten für die Kriegsteilnehmer der Gutehoffnungshütte, Abt. Gelsenkirchen“, sein, Juli 1916 erschien Heft 2. — Ohne besonderen Titel erscheint für die Ausmarschierten der Deutschen Gold- u. Silber-Scheideanstalt, vorm. Roeßler, zu Frankfurt a. M. eine laufende Korrespondenz, deren Blattzahl nahezu 200 erreicht hat. — In zwangloser Folge reihen sich die einzelnen Nummern der „Feldpost“ der Firma Fredebeul u. Koenen, Buch- u. Kunstdruckerei, in Essen a. d. Ruhr aneinander. — Eingegangen sind leider die graphisch recht wertvollen „Kriegsblätter der Kaffee-Hag“ in Bremen, nachdem die Firma infolge Rohstoffmangel ihren Betrieb eingestellt hat. — Mehrere Tausend Angestellte hat auch die bekannte A. G. Akkumulatoren-Fabrik in Berlin im Felde, denen regelmäßig die „Afa Kriegs-Rundschau“ zugeht. — Eine stattliche Anzahl von kleinen Heften füllen die „Eingegangenen Berichte“ der im Felde stehenden Mitarbeiter der bedeutenden graphischen Kunstanstalt von Römmler und Jonas, G. m. b. H., in Dresden. Die Berichte werden durch photographische Aufnahmen interessant ergänzt. — Nur gering an Zahl, inhaltlich aber nicht minder interessant sind die „Nachrichten aus der Heimat für die im Felde stehenden Angehörigen der Firma R. Oldenbourg, München.“ — Die Kriegszeitung der Grube Ilse, Nieder-Lausitz, ist in Schreibmaschinentypen und Briefform gedruckt und rein persönlichen Inhalts. — Gleichfalls in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt ist die ohne Datum erscheinende Kriegschronik der Firma Rud. Otto Meyer, Hamburg. Den beiden letztgenannten in Form und Inhalt gleichen die „Mitteilungen aus der Heimat“, die vom Liebesgabenausschuß des Karlswerkes Köln-Mülheim herausgegeben werden. — Weit über den Stand einer gewöhnlichen Tageszeitung erheben sich die „Mitteilungen der Gesellschaft Sinner, Karlsruhe-Grünwinkel“. Auch in illustrierter Beziehung ist diese Zeitschrift hervorragend. Die Zahl der einzelnen Nummern hat hundert schon weit überschritten. — Als recht hübsch erweisen sich auch die „Feldnachrichten des Heddenheimer Kupferwerk und der Süddeutschen Kabelwerke.“ — Lobende Erwähnung verdient auch die „Kriegszeitung“ der Porzellanfabrik Neuhaus, Kreis Sonneberg.

Unter den zahlreichen Druckereien, die Kriegszeitungen herausgeben, befindet sich auch die Firma Stähle u. Friedel in Stuttgart. Der gleichen Branche entstammen die „Ekaha-Kriegsnachrichten“ der Firma Edler und Krische in Hannover, von der die künstlerische Kopfleiste noch besonders anspricht. — Eine besonders reiche Fülle der verschiedensten Kriegszeitungen verdanken wir den Siemens-Schuckert-Werken in Berlin. Künstlerisch wertvoll ist dabei besonders der „Kriegsspiegel“, der jetzt im 4. Jahrgang erscheint. Der Schreibmaschinentext ist in fein gezeichnete Umschläge geheftet. Die Abteilung „Kleinbauwerk“ derselben Firma gibt in kleinerem Format eine ähnliche „Kriegs-Zeitung“ heraus. Als dritte im Bunde treten dazu die „A-Z-Mitteilungen“, deren Anzahl 100 inzwischen erreicht hat. Wieder von einer anderen Abteilung des gleichen Werkes sind die „Kriegsmitteilungen“ herausgegeben, deren Anzahl ebenfalls recht bedeutend ist. Noch etwas anders stellt die



Abb. 3. Kopf der Kriegszeitung Jürgens und Prinzen, Margarinefabrik in Goch (Rhld.).

„Kriegs-Zeitung“ des Charlottenburger- und Glühlampenwerks dar, deren Gesamtzahl schon nicht mehr weit von 200 entfernt sein dürfte. Der Sammlerfreund kann also hier allein mit einer großen Ausbeute rechnen. — In Hannover finden wir zuerst die „Leibniz-Feldpost“ der bekannten Keks-Fabrik H. Bahlsen, als deren Herausgeber Pastor Tüllmann zeichnet. — Recht geschickt zusammengestellt ist die „Exzelsior-Kriegszeitung“ der Hannoverschen Gummiwerke Exzelsior-A.G. Die zahlreichen trefflichen Illustrationen werden gewiß ebenso sehr ansprechen, wie die reichhaltige Abteilung „Humor“, wo wir

erneut Paul Simmel mit seinen herzerquickenden Karikaturen begegnen. — „Kriegsnachrichten der B. d. W." betiteln sich endlich die Mitteilungen der Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S. —

Gewiß sind außer den hier aufgeführten noch weitere Kriegszeitungen deutscher Firmen vorhanden, aber auch allein die vorstehend aufgeführte Zahl wird genügen, die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet zu richten, wo reiche Schätze, deren Wert keineswegs gering ist, noch verhältnismäßig leicht zu erwerben sind.

Allerlei von deutschen und österr.-ungar. Soldaten-Zeitungen.

„Der Stoßtrupp", Feldzeitung der Armeeabteilung A, hat mit Nr. 80 seinen 1. Jahrgang abgeschlossen. Die Nr. 1 des 2. Jahrgangs, die jetzt in stark verkleinertem Format von 21 × 30 cm, dafür aber 16seitig erscheint, bringt ein allgemeines Preisausschreiben: „Hände weg vom deutschen Land", das, wie ein Blick in die späteren Nummern lehrt, eine Fülle künstlerischer Einsendungen brachte. Seit kurzem trägt nun dieses gediegene Unterhaltungs- und Belehrungsblatt den Untertitel „Feldzeitung für die Lothringer Front". — Die „Küstenschutz-Zeitung", Organ des Küstenschutzkommandos Dalmatien, ist seit November 1917 mit der Nr. 8 eingegangen. Da die Zeitung nur in geringer Auflage in einem eng begrenzten Kreise verbreitet wurde und weder beim Herausgeber noch Verleger irgendwelche Nummern zu erlangen sind, dürfte die Zeitschrift heute schon zu den Seltenheiten gehören.

IXe ARRONDISSEMENT.

Boucherie N° 94.

N° 43

Abb. 1. Pariser Fleischkarte aus dem Jahre 1871. (Hauptkarte.)

„Die Sappe", Feldzeitung des bayr. Ref.-Inf.-Reg. 19, ist nach langer Wanderfahrt jetzt wieder im Westen gelandet und kommt wieder im künstlerisch-farbigen Gewande zehntägig an die Öffentlichkeit. Anfang 1917 schien dieselbe mit Nr. 17 aus der Liste der Lebenden gestrichen, bis im Frühjahr die in Lemberg in Galizien gedruckte Nr. 18 bekannt wurde. Den stürmischen Siegeslauf durch Siebenbürgen und Rumänien begleiteten die unregelmäßig erschienenen Nr. 19—21 mit einer Fülle prächtiger, aus dem interessanten Gebiet geborener Zeichnungen und Artikel. Dann ging es aufs neue nach Galizien, wo Nr. 23 im Juli entstand und gedruckt wurde. Nr. 24 führt von Galizien bis Flandern, wo die neueren Nummern jetzt wieder regelmäßig erscheinen. Inhaltlich ist die Zeitung jetzt künstlerisch vor vollen Blüte gereift und die unbestritten beste Zeitschrift dieser Art. Eine Reihe Sonderdrucke in mehrfarbiger Steinzeichnung des Herausgebers K. M. Lochner ist vorbildlicher Wandschmuck, wie auch

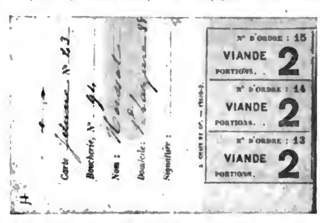


Abb. 2. Eine französische Fleischkarte des Jahres 1871. (Beikarte.)

eine Reihe von der „Sappe" verbreiteter Postkarten, besonders jene der siebenbürgischen Volkstypen, Meisterstücke graphischer Kunst sind.

Die „Bug-Zeitung", Feldzeitung der Heeresgruppe Linsingen, die bekannte Feldzeitung der Bug-Armee, hat von Nr. 640 ab Titel und Umfang geändert; sie erscheint seitdem täglich als „Bug-Zeitung, Feldzeitung der Heeresgruppe Linsingen". Seit dem 2. Oktober 1917 liegt dieser nun in großem Format erscheinenden Feldzeitung eine inhaltlich recht aparte „Bilderschau der Bug-Zeitung" wöchentlich bei.

Eine neue Kriegszeitung hart an der Grenze Asiens ist als „Deutsche Kriegszeitung am Bosporus" erschienen. — Vom „Zebrügger Tageblatt" ist als 3. Nummer „Silvester 1917" erschienen, mit reichem, humorvollem Inhalt. — Neu gelangt auch zur Ausgabe die „Deutsche Kriegszeitung der Armee-Abteilung Gronau" bei täglichem Erscheinen.

Die „Kriegsflugblätter, Feldzeitung derer vom Inf.-Reg. 457", haben mit Nr. 5 ihr Erscheinen eingestellt. Dafür erscheint seit Januar 1918 monatlich „Siegfried, Feldzeitung unsrer Division". Schon der Umstand, daß die neue Feldzeitung nicht durch die Post abonniert werden kann, macht dieselbe für Sammlungen wertvoll. Andrerseits ist aber der Gehalt in Wort und Bild so originell und gediegen, daß die Lektüre Stunden vollen Genusses bilden wird. Der als Schriftsteller schon mehrfach rühmlichst hervorgetretene Mitkämpfer Walter Hammer hat auf neuen Wegen hier als Schriftleiter eine Feldzeitung im wahrsten Sinne des Worts zu gestalten gewußt, der sich der saubere Druck durch die Bergische Druckerei und Verlagsanstalt in Elberfeld würdig anreihen kann.


RATIONS DE PAIN

CARTE DE BOULANGERIE

Jeudi	Mercredi	Mardi	Lundi	Dimanche	Samedi
16	15	14	13	12	11

Vendredi 10

Abb. 3. Pariser Brotkarte aus dem Jahr 1871 mit den noch nicht abgetrennten Marken vom 10.—16. Februar.

Pariser Lebensmittelkarten aus dem Jahre 1871. Als man im Frühjahr 1915 bei uns dazu überging, die Lebensmittel zu rationieren, um so der von unseren Feinden geplanten Aushungerung Deutschlands zu begegnen, da hat man sich bald darauf besonnen, daß diese Einrichtung und die damit bedingte Einführung von Lebensmittelkarten durchaus nichts Neues bedeutete. Als im Winter 1870/71 Paris von den Deutschen belagert wurde, waren die Lebensmittel schon bald so knapp geworden, daß sie rationiert werden mußten, wenn nicht eine gefährliche Hungersnot ausbrechen sollte. Daß diese trotzdem in erheblichem Maße auftrat und daß für verschiedene Dinge Phantasiepreise bestanden, gegen die unsere Teuerung verschwindend ist, ist bei uns heute noch recht gut bekannt, ebenso, daß die Pariser sich damals häufig an Dinge gewöhnen mußten, von denen wir trotz der fast vierjährigen Dauer des Krieges bisher verschont geblieben sind. Erinnert sei nur daran, daß in Paris zu jener Zeit Hunde und Ratten zu den Leckerbissen zählten. Zeugen jener Lebensmittelknappheit in der französischen Hauptstadt sind die hier abgebildeten Karten, die uns ein Freund unseres „Sammler" zum Zwecke der Wiedergabe zur Verfügung stellte. Diese Karten haben heute natürlich einen hohen Sammelwert. Sie sind auch sonst recht interessant und zeigen durch ihre ins einzelne gehende Ausfüllung, wie genau man zu Werke ging, um unberechtigte Entnahmen von Lebensmitteln zu verhüten. Für uns sind diese Karten zweifellos recht lehrreiche Beispiele, denn nach allem sind wir auch heute noch wesentlich besser daran wie die Bewohner der „Lichtstadt" von damals, denn jenen war es wohl kaum möglich, das behördlich Zugeteilte durch gelegentliche Hamsterfahrten zu ergänzen, wie das bei uns so ergiebig noch geübt wird.

Kleine Mitteilungen.

„Hindenburg-Gedenkblatt." Die seit Beginn des vorigen Jahres im Bereiche der Karpathenfront erscheinende „Ostgalizische Feldzeitung" brachte in ihrer Nr. 116 anläßlich der 70. Geburtstagsfeier des Generalfeldmarschalls von Hindenburg eine Sonderbeilage, die mit technisch meisterhaft wiedergegebenem Bildschmuck versehen ist. Wir finden den rüstigen Jubilar im Kreise seiner Familie, der Kaiser nach der Gratulation, Exzellenz Ludendorff gratuliert, Bei den Veteranen, Umringt vom Jubel der Jugend, Bei den verwundeten Kameraden, Nach dem Geburtstagsmahl beim Kaffee, Der Generalfeldmarschall bei den Abordnungen der Turnvereine, Das Kaiserhoch nach der Geburtstagsansprache des Landrates, Der Kaiser bringt seinen Gast zum Wagen, Auf dem Spaziergang nach den Geburtstagsstrapazen. Das interessante Blatt dürfte jeder Kriegssammlung zur Zierde gereichen.

Holzkarten in Bozen. Das Bestreben, einen gerechten Ausgleich in der Verteilung aller für unser tägliches Leben notwendigen Bedürfnisse herbeizuführen, hat uns Bezugsscheine für alle möglichen und unmöglichen Dinge gebracht. Auch in Österreich-Ungarn hat man viele ähnliche Maßnahmen getroffen. So gibt z. B. die Stadt Bozen in Südtirol neuerdings sogar Holzbezugskarten heraus, trotz des Holzreichtums der dortigen Gegend.

Wilna, zwei Jahre deutsch. Anläßlich dieses freudigen Gedenktages hat die Zeitung der 10. Armee ein prächtiges Kunstblatt in Steinzeichnung des bekannten Künstlers Fred Hendrick herausgegeben.

Wie Belgrad eingenommen ward. Mehr als zwei Jahre sind verflossen, seitdem deutsche Truppen im Auftakt ihres Siegeszugs durch Serbien Belgrad erstürmten. Zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereignis wurde dem General von Falkenhayn von den Herren seines Stabes ein kleines Gedenkbüchlein gewidmet, dessen Erlös für die Kriegsbeschädigten des 22. Reservekorps bestimmt ist. Das mit flotten Zeichnungen und sinnigen Versen ausgestattete Werk ist eine Schöpfung von Walter Lehner im Felde. Die Farbätzungen und der Druck wurden von einer Berliner Kunstanstalt ausgeführt. Das Büchlein kostet 60 Pfennig, eine sogen. Luxusausgabe in mäßiger Anzahl ist zu 2.70 Mk. erhältlich. Olly.


REPUBLIQUE FRANÇAISE

ALIMENTATION-SUBSISTANCES

POPULAIRES

ET PAR LE MAIRE DU IXme ARRONDISSEMENT

CARTE PERSONNELLE

COMITÉ DE DÉFENSE

Abb. 4. Pariser Lebensmittelkarten-Ausweis aus dem Jahr 1871.

Auf dem Höhepunkt des Krieges tut uns die Festigkeit und die Sicherheit unseres ganzen Inneren not, daß wir nicht unter die Dampfwalze der kommenden Geschehnisse kommen, sondern die Dinge meistern, beherrschen und vielleicht als einziger unter allen Staaten, die in diesen furchtbaren Krieg verwickelt sind, ohne schwere innere Erschütterungen siegen. Anton Fendrich.

Chronik des Krieges

vom 18. März bis 10. April 1918.

18. März. Zahlreiche Luftkämpfe an der Westfront. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße in Flandern und auf dem Ostufer der Maas. Auflebende Gefechtstätigkeit an der lothringischen Front. Feindliche Luftangriffe auf Mannheim, Kaiserslautern und Zweibrücken. — Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten wieder 19000 Registertonnen zum Opfer.

19. März. Schweres Artillerieduell vor Verdun. Örtliche Kämpfe im Wald von Parroy.

20. März. Die Artillerieschlacht bei Verdun entbrennt mit voller Wucht. Auch sonst gerät die ganze Westfront in Bewegung. Österr.-ungar. Artillerie greift ein. Günstige Infanteriegefechte bei Ornes und Apremont. — Deutsche Torpedoboote beschießen Dünkirchen. — Auflebende Gefechtstätigkeit in Venetien. — Im Februar sind insgesamt 680000 Registertonnen feindlichen Schiffsraums versenkt worden.

21. März. Beginn einer deutschen Offensive an der Westfront. Die englischen Stellungen von südöstlich Arras bis La Fere werden eingedrückt. Fortdauer der Artillerieschlacht bei Verdun. Auch in Flandern, in der Champagne und in Lothringen zunehmende Artillerietätigkeit. — Aus dem westlichen Mittelmeer wird die Versenkung von 23000 Registertonnen gemeldet. — Nordamerika beschlagnahmt die in seinen Häfen liegenden holländischen Schiffe.

22. März. Vervollständigung der deutschen Erfolge bei Arras, Cambrai, St. Quentin und La Fere. Die erste und zweite englische Stellung werden überall genommen. An Beute werden 25000 Gefangene, 400 Geschütze und 300 Maschinengewehre gemeldet. Deutsche Flieger über Compiègne. — Im Ärmelkanal werden 20000, im Mittelmeer 24000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet. — Die Türken bringen den Engländern bei Hit eine empfindliche Schlappe bei. — Anerkennung der Selbständigkeit Litauens durch Deutschland.

23. März. Die Riesenschlacht an der Westfront wächst sich zur größten Niederlage der englischen Geschichte aus. Die Gefangenenzahl steigt auf 30000, die Geschützbeute auf 600, Péronne, Ham und Chauny werden genommen, der Übergang über die Somme erzwungen. Gewaltiges Ringen um Bapaume. Beschießung von Paris auf mehr als 100 km Entfernung durch neuartiges deutsches Riesengeschütz.

24. März. Der Feind bei Bapaume erneut geschlagen. Weitere 15000 Gefangene und ungeheure Beute an Kriegsmaterial. Erstürmung von Bapaume, Nesle und Guiscard. Die Fernbeschießung von Paris wird dauernd. — Ein im Kampf mit feindlicher Übermacht beschädigter deutscher Tauchkreuzer läuft in den Hafen von Ferrol ein.

25. März. Weitere siegreiche Fortschritte der Deutschen zwischen Ancre und Oise. Die Ancre und die Straße Bapaume—Albert werden überschritten, die Höhen nördlich Noyon erstürmt. Artillerieduell an der ganzen Westfront. — Vom nördlichen Seekriegsschauplatz wird die Versenkung von 21000 Registertonnen gemeldet. — Feindliche Fliegerangriffe auf Mannheim und Ludwigshafen.

26. März. Eroberung von Albert, Roye und Noyon. Der Feind befindet sich auf breiter Front im Rückzug. — Im Ärmelkanal fallen den deutschen Tauchbooten 20000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer.

27. März. Langsam fortschreitende deutsche Angriffe beiderseits der Somme. Verzweifelte Gegenangriffe des Feindes zur Wiedergewinnung von Albert und Montdidier haben keinen Erfolg. Zunehmende Artillerietätigkeit an der lothringischen Front. — An den englischen Küsten werden weitere 20000 Registertonnen versenkt.

28. März. Weitere Zurückdrängung des Feindes an der Somme. Die Gesamtbeute beträgt jetzt 70000 Gefangene und 1100 Geschütze. — Deutsche Tauchbootbeute im Sperrgebiet um England: 20500 Registertonnen. — In Mesopotamien werden die Türken von den Engländern bei Hit geschlagen.

29. März. Einnahme von Besancourt und Mezieres. Vergebliche Gegenangriffe der Franzosen gegen Montdidier. — Im Mittelmeer wird der feindliche Schiffsraum um weitere 23000 Tonnen geschädigt. — Die Roten Garden erleiden bei Tammerfors eine Niederlage durch die Finnländer. — Feindlicher Fliegerangriff auf Luxemburg. — Ein italienischer Erkundungsvorstoß an der unteren Piave mißglückt.

30. März. Französisch-englische Gegenangriffe an der Avre sowie bei Montdidier brechen verlustreich zusammen. Ernennung des französischen Generals Foch zum Oberbefehlshaber der gesamten feindlichen Front im Westen.

31. März. Erfolgreiche deutsche Angriffe zwischen Luce-Bach und Avre.

1. April. Die Franzosen erschöpfen sich in vergeblichen Gegenangriffen bei Montdidier und holen sich auch bei Hebuterne blutige Köpfe. Im Luftkampf werden 22 feindliche Flugzeuge und 5 Fesselballone abgeschossen. Die Franzosen beschießen Laon, die Deutschen Compiègne und Dünkirchen. — Im Ärmelkanal werden 22 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet.

2. April. Ein feindlicher Gegenstoß am Luce-Bach wird abgewiesen. — Deutsche Hilfstruppen für Finnland werden in Hangö gelandet.

3. April. Ein starker feindlicher Gegenangriff bei Moreuil wird abgeschlagen. Erfolgreiche deutsche Fliegerstreifen nach Calais. Beschießung von Amiens. — Deutsche Tauchbootbeute im Mittelmeer: 25 000 Tonnen. — Die Türken bringen den Engländern auf dem Ostufer des Jordan eine Schlappe bei. — Das Kaukasusgebiet erklärt sich für unabhängig.

4. April. Deutsche Erfolge südlich der Somme. Beschießung von Reims. — Einnahme von Jekaterinoslaw. — Türkische und deutsche Streitkräfte werfen die Engländer vollends über den Jordan zurück. — Im Sperrgebiet um England werden 20 000 Registertonnen versenkt.

5. April. Vervollständigung der deutschen Erfolge südlich der Somme und westlich von Albert. Französische Angriffe zwischen Moreuil und Montdidier mißglücken. — Der feindliche Frachtraum im Ärmelkanal wird um weitere 22 000 Tonnen geschädigt.

6. April. Die Franzosen rennen an der Avre wieder vergeblich an. Lebhafte Feuertätigkeit vor Verdun. Südlich der Oise setzt eine neue deutsche Offensive ein und zeitigt große Erfolge. Rittmeister Freiherr v. Richthofen erringt seinen 75. Luftsieg. — Vorpostengefechte an der mazedonischen Front. — Landung japanischer und englischer Truppen in Wladiwostok.

7. April. Die Deutschen vervollständigen ihre Erfolge südlich der Oise und drängen die Franzosen über die Ailette zurück. Feindliche Gegenangriffe an der Somme scheitern.

8. April. Die Franzosen werden aus den starken Stellungen von Coucy-le-Chateau geworfen. Die Deutschen dringen über die Ailette bis zum Oise—Aisne-Kanal vor. — In den Luftkämpfen des März verlor der Gegner 23 Ballone und 340 Flugzeuge, während die Deutschen 11 Ballone und 81 Flugzeuge einbüßten.

9. April. Deutsche Truppen dringen siegreich in die englisch-portugiesischen Stellungen nördlich vom La-Bassée-Kanal ein; 6000 Gefangene, 100 Geschütze. Artilleriekämpfe beiderseits der Somme. Weitere deutsche Erfolge südlich der Oise. — In Finnland wird Karis besetzt, in der Ukraine Charkow nach Kampf genommen. — Ein deutsches Tauchboot zerstört in der Irischen See 20 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums.

10. April. Die Deutschen erzwingen den Übergang über die Lys und nehmen die Höhe von Messines, Nieuve Capelle und Hollebeke. — Deutsche Torpedoboote beschießen die Befestigungen von La Panne. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 30 000 Registertonnen gemeldet.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Einbruch in Livland.

Schluß. **Von Dr. Kurt Floericke.** Mit 5 Abbildungen.

Die Schlacht von Riga war ein echt Hindenburgscher Überraschungsschlag und zeitigte ihre weitreichenden strategischen und politischen Folgen so verblüffend schnell, wie kaum eine andere Schlacht in diesem Völkerringen, so daß sie in dieser Beziehung wohl für immer ein vorbildliches Muster in der Kriegsgeschichte bleiben wird.

Nicht nur wurde hier, was in moralischer Hinsicht besonders wichtig war, eine alte Pflanzstätte deutscher Kultur zurückgewonnen, sondern es gewann auch die ganze deutsche Nordflanke eine bessere Anlehnung und festere Verankerung und kam aus den bodenlosen Tirulsümpfen heraus, was angesichts des vierten Kriegswinters höchst erwünscht war. Durch seine Lage an der Bahn nach Petersburg bedeutete ein deutsches Riga weiter eine beständige Bedrohung für die russische Hauptstadt, und endlich bildete es einen neuen wichtigen Stützpunkt für die deutsche Flotte, während Rußland sich nunmehr in der Ostsee auf den Finnischen Meerbusen zurückgedrängt sah und — vom Mittelmeer vollständig abgeschlossen — nur noch die Eisrinnen des Weißen Meeres zur Verbindung mit der europäischen Kulturwelt offen behielt.

Zur Vervollständigung des deutschen Erfolges fehlte zunächst allerdings noch der Besitz

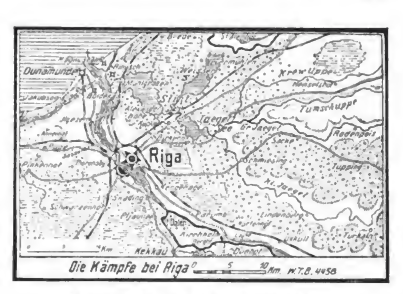


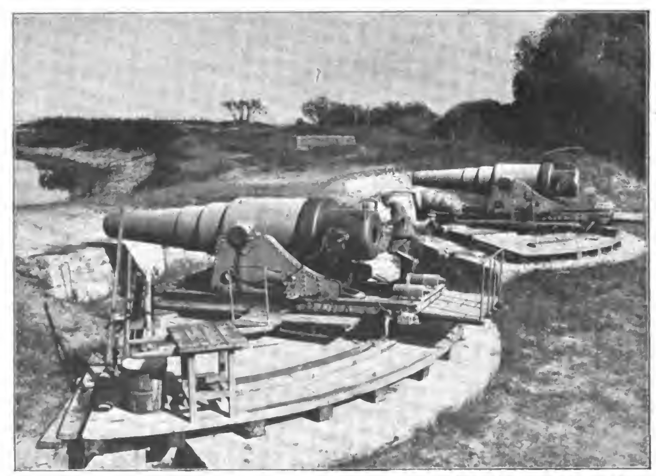
Abb. 1. Umgebung von Riga und Dünamünde.

der Festung Dünamünde. Er wurde leicht und rasch genug erreicht, denn noch am Abend des 3. September 1917 räumten die Russen sang- und klanglos das alte, an geschichtlichen Erinnerungen reiche Bollwerk, das jetzt keinen strategischen Wert mehr für sie besaß, während es in den früheren Abschnitten des Krieges seine Aufgabe, eine feindliche Landung im Golfe von Riga zu verhindern, vollauf erfüllt hatte. Dünamünde war ursprünglich ein vom Bischof Albert im Jahre 1200 gegründetes Zisterzienserkloster, neben dem dann die deutschen Ordensritter eine Festung anlegten, und zwar da, wo auf dem linken Stromufer die aus Kurland kommende Bolderaa in die hier 600 Meter breite Düna einmündet. So manchen Sturm hat diese Festung erlebt, bis sie am 14. August 1710 endgültig von den Russen erobert wurde. Sie besteht aus einem alten Kernwerk und vorgeschobenen, mit schweren Kalibern bestückten Batterien, doch ist in den letzten Jahren wenig mehr für ihren Ausbau getan worden. Ein mächtiger Steindamm trennt den geräumigen Winterhafen ab, der 300 Schiffen mit 5 Meter Tiefgang Aufnahme gewähren kann. Der unrühmliche Abzug der Russen begann gleich nach dem Übergange von Üxküll. Soweit sie ihre Geschütze nicht mehr fortschleppen konnten, sprengten sie sie oder beraubten sie wenigstens der Verschlußstücke. Was brennbar war, wurde



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 2. Gestürmte russische Stellungen vor Jakobstadt.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 3. Eine erbeutete schwere Festungsbatterie in Dünamünde.

angezündet und ging in Flammen auf, so namentlich die Werftanlagen und Kohlenlager. Die riesigen Vorräte an Mehl, Zucker usw. wurden durch Begießen mit Petroleum unbrauchbar gemacht, die reizenden Strand- und Badeorte gründlich verwüstet und ausgeplündert. Dagegen blieben die eigentlichen Festungswerke mit den in ihnen lagerenden Vorräten an Schießbedarf fast unversehrt. Der deutsche Vormarsch gegen Dünamünde längs der kurischen Aa begegnete nur noch den natürlichen Schwierigkeiten des unwegsamen und versumpften Geländes. Beständig mußten die Truppen mit Hilfe von Motorbooten die Flußufer wechseln, um nur vorwärts kommen zu können. So gab es viel Aufenthalt und manche Stockung. Als erste erreichte am 4. September eine Abteilung Marinesoldaten die Festung und hißte jubelnd auf ihr die deutsche Flagge, ohne einen Schuß zu tun. Feldgraue und Blaujacken reichten sich hier wieder einmal im eroberten feindlichen Gebiet die Hand. Auch die noch auf der Düna ankernden russischen Schiffe hatten beizeiten Reißaus genommen und waren nach Pernau oder Reval abgedampft, zuletzt das schon fast sagenhaft gewordene Schlachtschiff „Slawia" und zwei große Kreuzer. Ganz ungerupft sollte die russische Flotte hier aber doch nicht mehr davonkommen, denn bereits waren Tauchboote und andere leichte deutsche Seestreitkräfte durch die Minensperre am Eingange des Golfs von Riga durchgebrochen und erschwerten den Abzug im tatkräftigen Zusammenarbeiten mit Flugzeugen aus den Fliegerlagern von Libau und Windau. Mehrere der russischen Fracht- und Transportdampfer wurden durch Bombenwürfe getroffen und in Brand gesetzt oder auf den Strand gejagt. In den folgenden Tagen war dann unsere Marine eifrig beschäftigt mit der Säuberung der unteren Düna, dem Aufsuchen von Minen, der Hebung gesunkener Schiffe und der Wiederherstellung zerstörter Brücken.

Nach der Besetzung von Dünamünde konnte die Verfolgung der geschlagenen Russen in nordöstlicher und östlicher Richtung um so glatter vor sich gehen. Je mehr dabei die deutsche Front nach Osten vorverlegt wurde, um so mehr sahen sich auch die südlicheren Stromstellungen der Russen an der Düna gefährdet und mußten deshalb allmählich bis Friedrichstadt hin abgebaut werden. Jetzt kam auf livländischem Boden nach langer Zeit endlich auch einmal wieder

die Reiterei zu ihrem Rechte, denn es galt, dem weichenden Gegner unablässig an der Klinge zu bleiben. Aufklärung, Attacke, Verfolgung — das war doch etwas ganz anderes als das Feuergefecht im Schützengraben, und man konnte zeigen, daß der schneidige alte Reitergeist trotz des langen Stellungskrieges sich frisch und lebendig erhalten hatte. Bis in die Gegend von Wenden, Ritau und Neu-Kaipen streiften die deutschen Reiter. Inzwischen begannen aber auch die Russen sich zu erholen. General Parski war abgesetzt worden, und an seiner Stelle hatte der tüchtige General Rußkij den Befehl Kilometer von Riga. Eine Zeitlang gab es im Zwischengelände noch täglich lebhafte Gefechte, aber nach und nach hörten sie auf, denn alle Vorbedingungen zu erneutem Stellungskrieg waren hier gegeben. Die Russen waren froh, einigermaßen wieder zur Ruhe zu kommen, und uferlose Pläne zu einem Vormarsche gegen Petersburg lagen nicht im Sinne der deutschen Heeresleitung, die sich vielmehr damit begnügte, so viel Gelände ostwärts festzuhalten, als zur unbedingten Sicherstellung Rigas erforderlich schien. Die strategische Lage blieb hier oben für die Russen ohnedies ungemütlich genug.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 4. Auf dem Marktplatz in Jakobstadt am Tag der Einnahme.

übernommen, der sich des besonderen Vertrauens der Soldaten erfreute. Er wußte seinerseits die natürlichen Eigenschaften des Muschiks auszunutzen und brachte wieder Ordnung in das allgemeine Wirrwarr. Eine völlige Auflösung russischer Heere auf dem Rückzug hat ja die Kriegsgeschichte überhaupt noch nicht gesehen. Zwar gaben die Russen den Abschnitt der livländischen Aa endgültig auf, aber dann setzten sie sich an dem Flüßchen Neluppe in einer durch Sümpfe gut gedeckten Stellung, und die vorprellenden deutschen Reiterharste stießen auf immer hartnäckiger werdenden Widerstand. Südlich von Wenden schanzten die Russen eifrig auf der Linie Kempenhof—Ritau—Neuheidenhof—Kokenhusen, also in einer Entfernung von 70

Dagegen entschloß man sich auf deutscher Seite, den Feind durch Wegnahme des Brückenkopfes von Jakobstadt vollends vom linken Ufer der Düna zu vertreiben und so dem Russen auch sein letztes gefährliches Ausfalltor an der Nordfront zu entreißen. Alle Flußverteidigungen liegen stets vor dem Fluß und nicht hinter demselben, wie der Laie fälschlich anzunehmen pflegt. So war es auch bei dem Brückenkopf an dem etwa 10000 Einwohner zählenden Städtchen Jakobstadt, der bei einer Längenausdehnung von etwa 40 Kilometer einen Tiefenraum bis zu 14 Kilometer hatte und von drei russischen Divisionen besetzt war. Generalleutnant von Schmettow, der die für dieses Unternehmen bestimmten deutschen Truppen führte,

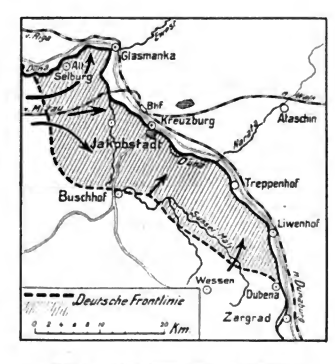


Abb. 5. Zu den Kämpfen um den Brückenkopf von Jakobstadt.

erwählte sich zum Angriff kühn gerade die schwierigste Stelle, nämlich die Sumpfengen von Rosche und Rudsait. Dies hatte den Vorteil, daß sich die Russen auch hier wieder über die Richtung des Hauptangriffs täuschen ließen, da sie den Stoß von Selburg her längs der Düna oder von Mitau her längs der Bahnlinie erwartet hatten. In der Nacht zum 21. September begannen die an den beiden Durchbruchsstellen aufgebauten deutschen Vergasungsgeschütze ihre Arbeit und bald folgte auch das Höllenkonzert der Minenwerfer. Die russische Artillerie antwortete anfangs wacker, wurde aber bald niedergekämpft. Um 5 Uhr morgens brachen die beiden Sturmkolonnen vor, und nunmehr entwickelte sich der deutsche Angriff mit der bewundernswerten Genauigkeit eines Uhrwerkes. Die vordersten russischen Grabenlinien wurden überrannt, und dann schwenkte der rechte Flügel gegen den Susseifluß ein, während der linke den Dünawinkel von Selburg ausräumte. Gut Tanneseld wurde gestürmt, die beherrschenden Höhen von Ronneberg und Preschkau nach hartem Widerstande genommen. Aber verzweifelt wehrten sich die Russen in dem waldigen Sumpfgelände westlich von Jakobstadt, wo die ganze Nacht hindurch erbitterte Kämpfe tobten und der Angreifer nur Schritt für Schritt vorwärts kommen konnte. Auf russischer Seite schritt eine kaukasische Kerndivision zu verzweifelten Gegenstößen und griff schwere Artillerie vom rechten Dünaufer aus ein, während auf deutscher Seite zahlreiche Flieger unter Führung des Prinzen Friedrich Sigismund von Preußen trotz des ungünstigen Wetters unermüdlich aufstiegen, dann wieder bis auf 50 Meter herniedergingen, mit Maschinengewehrfeuer sich an den Infanteriekämpfen beteiligten und durch Bombenwürfe die Dünabrücken zerstörten. Am Morgen des 22. September war der russische Widerstand gebrochen, der ganze Brückenkopf in deutscher Hand, und das völlig niedergebrannte Jakobstadt konnte besetzt werden. Mehr als 4000 Gefangene und 57 Geschütze waren die Beute der Sieger. War die Nachricht vom Falle Rigas der aufhorchenden Welt wie ein Donnerschlag ins Ohr gedrungen, so wirkte die Kunde von Jakobstadt wie ein schriller Trompetenstoß, der den endgültigen Zerfall des russischen Kolosses ankündigte.

Die Wikingfahrt nach Oesel.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 6 Abbildungen.

Ungewöhnliches Leben herrschte in den ersten Oktobertagen des Jahres 1917 am Hafen von Libau, ähnlich dem, das der Ausfahrt der russischen Flotte nach Ostasien im Jahre 1904 voranging. Auf den nur leise plätschernden Fluten schaukelten sich zahlreiche Dampfer der verschiedensten Größe, die ganz unerwartet und fast gleichzeitig eingetroffen waren. Aber diesmal waren es nicht die tiefbeladenen Frachtschiffe, an deren Anblick man gewöhnt war, sondern hoch ragten die Fahrzeuge aus dem Wasser, und die langen Reihen von Bullaugen, die in zwei Stockwerken die Schiffswandungen vom Bug bis zum Heck durchbrachen, ließen unschwer erkennen, daß diese Dampfer in ruhigen Zeiten dem Zwecke der Passagierbeförderung dienten. Die äußere Eleganz schwimmender Paläste freilich, der frische saubere Anstrich und all der kostspielige Luxus, der im Frieden untrennbar mit dem Begriff zeitgemäßer Hotelschiffe verwachsen ist, fehlten jetzt, und doch hätte das kundige Auge eines erfahrenen Reisenden manchen alten Bekannten unter dieser stattlichen Flotte herausfinden können. In der Tat waren es Passagierdampfer aus Hamburg und Bremerhaven, wo man alles, was zwischen 5000 und 11000 Tonnen maß und auch sonst halbwegs für den geplanten Zweck geeignet er-

schien, aufgeboten und nach Libau überführt hatte. Schon das war kein kleines Stück Arbeit gewesen, denn diese Schiffe faulten ja ohne die Möglichkeit einer genügenden und sachgemäßen Pflege seit $3^1/_4$ Jahren unbenützt in den heimischen Häfen, und im Interesse der Geheimhaltung des Unternehmens durfte der Befehl zu ihrer Indienststellung erst im letzten Augenblick erfolgen, mußten die nötigen Kapitäne, Schiffsoffiziere und Besatzungsmannschaften ganz plötzlich und unvorbereitet aufgeboten werden. Dabei war die Zahl der benötigten Schiffe eine verhältnismäßig sehr große, denn es mußten ja nicht nur die für ein großzügiges Landungsunternehmen erforderlichen Truppen befördert werden, sondern auch die zugehörigen Geschütze, Fuhrwerke, Pferde, Kraftwagen, Schießbedarf, Nahrungsmittel, Lazarette, Landungsboote, Ladevorrichtungen und technische Einrichtungen von tausenderlei Art, von denen der Laie kaum eine Ahnung hat. Viele Dampfer waren als besondere Hilfs- und Spezialschiffe einzurichten, und daß dies alles ohne Reibung so überraschend schnell gelang, daß diese ganze große Transportflotte trotz der Beschlagnahme so vieler deutscher Ozeandampfer in ausländischen Häfen sich rechtzeitig und ohne den geringsten Zwischenfall in Libau versammeln konnte, stellt der Organisationskunst der Werften und Marinebehörden wie der Tüchtigkeit der Schiffsbesatzungen ein glänzendes Zeugnis aus. Es herrschte allgemeiner Jubel, als der unerwartete Befehl eintraf, die so lange untätig gewesenen Schiffe wieder in seetüchtigen Zustand zu versetzen. Glaubte man doch zunächst nichts Geringeres, als es handle sich um einen Landungsversuch in England. Als dann freilich die Flotte Kurs nach der äußersten Ostsee nahm, da konnte es kaum einem Zweifel unterliegen, daß es den dem Golfe von Riga vorgelagerten Inseln gelte, denn wie dem Blitz der Donnerschlag, so mußte mit Naturnotwendigkeit der Eroberung der livländischen Hauptstadt die Besitzergreifung dieser Eilande folgen, weil Deutschland erst dann aus seinem neuesten Gewinn den richtigen Nutzen zu ziehen vermochte, wenn die Zufahrt nach Riga auch von der Seeseite her frei und die engen Sunde zwischen den Inseln und dem Festland dem Verkehr erschlossen waren.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 1. Truppenverladung im Heimatshafen.

Die Schwierigkeiten, die sich einem solchen Unternehmen entgegenstellten, erschienen allerdings so ungeheuer, daß sie es fast zu einem Wagnis stempelten, denn man wußte die Inseln stark besetzt und mit mächtigen Batterien gespickt, die an sich schon navigatorisch sehr schwierigen Gewässer zwischen ihnen von feindlichen Seestreitkräften bewacht und mit Minen der gefährlichsten Art förmlich durchtränkt. Die Erfahrungen der Kriegsgeschichte sprachen auch nicht gerade zugunsten großer Landungsoperationen, denn schon seit dem Tage von Marathon sind solche in der Regel mehr oder weniger mißlungen. Die Überführung von Bonapartes „Pyramiden-Armee" nach Ägypten endigte schließlich mit einem vollständigen Zusammenbruch, der mehrjährige Krimkrieg mußte sich nach der kläglich im Sande verlaufenen Dobrudscha-Expedition nach ungeheuren Opfern an Gut und Blut mit dem mageren Gewinn von Sebastopol begnügen, und das klägliche Fiasko des großen englisch-französischen Angriffs gegen die Dardanellen steht noch in frischer Erinnerung. Gerade hier hatte sich wieder einmal die alte Erfahrungstatsache bewährt, daß e i n großkalibriges Küstengeschütz so viel wert ist wie ein halbes Dutzend der mächtigsten Schiffskanonen. Auch frühere deutsche Tast-

versuche 1915 und 1916 zur Überwältigung der Seesperren im Golf von Riga, wobei allerdings nur schwache Kräfte eingesetzt und angesichts der großen Schwierigkeiten alsbald wieder zurückgezogen wurden, hatten nicht zum Ziele geführt. Eigentlich kennt die neuere Kriegsgeschichte gelungene Landungsoperationen großen Stils nur aus dem Japanisch-Chinesischen Krieg und vom Boxeraufstand her, wobei es sich aber um das militärisch vollständig ohnmächtige China handelte, und aus der Überführung der japanischen Heere nach der Mandschurei, die glückte, weil die Japs unbestrittene Beherrscher der See waren und alle heimatlichen Hilfsquellen unmittelbar zur Hand hatten, während die Russen 10000 Kilometer davon entfernt fochten. Der deutsche Entschluß zum Angriff auf Ösel von der Seeseite her verrät deshalb ebensoviel Kühnheit, wie die Vorbereitungen von seltener, alles überschauender Umsicht zeugen.

In diesen Tagen wimmelte es in Libau auch von Feldgrauen in einem solchen Maße, wie es seit der Eroberung der Stadt durch die Deutschen nicht mehr der Fall gewesen war. Es waren die beiden zur Landung auf Ösel bestimmten Divisionen. Sie unterstanden dem Befehl des erprobten Generals Hugo von Kathen und des Generals von Estorff, des bekannten Afrikaners, dessen praktische Erfahrungen im Buschgefecht und in der Überwindung unwegsamen Geländes der Expedition sehr zustatten kamen. Auch Prinz Joachim von Preußen, der ritterliche Hohenzollernsproß, war mit von der Partie. Die Zeit bis zur Einschiffung benutzten die Truppen zum fleißigen Einüben von Landungs- und Einbootungsmanövern, oder sie kletterten mit schwerem Gepäck wacker die schwanken Jakobsleitern an den schaukelnden Schiffswänden hinauf und herunter, was für eingefleischte Landratten gar keine so einfache Sache ist. Vom Putziger Wiek aus trafen früh am 11. Oktober die von den Vizeadmiralen Behncke und Schmidt geführten Kriegsschiffe ein, unter deren mächtigem Schutze das große Unternehmen vor sich gehen sollte. Die Mannschaften der Panzerkolosse brannten vor Eifer, zum ersten Male seit dem unvergeßlichen Tage am Skagerrak endlich einmal ihr Können zeigen zu dürfen, zu beweisen, daß der Heldengeist von Coronel und Helgoland durch die lange Dauer des Krieges noch keine Einbuße erlitten hatte, wenn auch beklagenswerte Verirrungen einzelner mißleiteter Matrosen leider im Deutschen Reichstag breitgetreten worden waren. Es war ein stattliches Geschwader, und die Anwesenheit mehrerer großer Schlachtschiffe zeugte dafür, daß es diesmal bitter ernst gemeint war. In Libau selbst harrten schon zahlreiche Torpedo-, Tauch- und Minensuchboote, Zerstörer und Sperrbrecher, und dazu kam der endlose Troß von Kohlendampfern. Fracht-, Werkstatt-, Hilfs-, Lazarett- und Flugzeugmutterschiffen, der das Wasser bedeckte, soweit das Auge reichte — scheinbar ein wirrer Haufe, in Wirklichkeit ein feingegliederter, einheitlicher Organismus, der sich nach einem bestimmten Willen zu einem wohlgeordneten Ganzen fügte. Nach wochenlang vorher sorgsam ausgearbeiteten Plänen schoben sich diese Hunderte von verschiedenartigen Schiffen wie die Figuren auf einem Schachbrett zu wohlbedachtem Spiele zurecht. In den Libauer Admiralitätszimmern beugten sich schon seit Wochen Stabsoffiziere der deutschen Land- und Seemacht über die riesigen Meer- und Landkarten des neuen Operationsgebietes und zeichneten bis in alle Einzelheiten,



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 2. Vom Deck durch die Luke ins Innere des Transportdampfers.

von denen später nur in unwesentlichen Punkten abgewichen wurde, die ebenso geistvollen wie genauen Pläne vor, nach denen die erste Landung deutscher Truppen an einer feindlichen Küste unter dem Schutze und der Mitwirkung der Flotte erfolgen sollte. Es war auf deutscher Seite das erste große Zusammenwirken von Land- und Seestreitkräften in diesem Kriege, ein schon wegen der verwickelten und neuartigen Befehlserteilung schwieriges Unternehmen, das aber in der klassischen Schönheit und Reibungslosigkeit seiner Durchführung geradezu zu einem Schulbeispiel werden sollte. Der natürlichste Angriffspunkt wäre wohl die Südspitze von Ösel gewesen, um zwischen Zerel und dem kurischen Festlande durchzubrechen, aber man wußte gerade diese Gegend völlig mit Minen verseucht, durfte die Transportflotte keinen schweren Verlusten aussetzen, und das englische Fiasko an den Dardanellen mahnte zur Vorsicht. Deshalb wurde die kühne Umschiffung Ösels gewagt, bei Zerel zunächst nur demonstriert und der Hauptangriff nach der Nordküste verlegt, von wo die Flotte ins Kassar Wyk und weiter in den Moonsund eindringen konnte, während das Landungskorps durch schnellste Ausstrahlung sowohl die Halbinsel Zworbe wie die Hauptstadt Arensburg und die Übergangsstelle nach der Insel Moon in die Hand bekommen sollte.

Die wirksamste Verteidigung der den Golf von Riga sperrenden Inseln bildeten die ausgedehnten Minengürtel, die der Feind hier überall angelegt hatte. Die Russen, die schon in Friedenszeiten ihre besten Marineoffiziere zu den Minenleg-Kommandos zu versetzen pflegten, sind ja von jeher Meister im Minenkriege gewesen, und es erscheint deshalb nicht verwunderlich, daß sie auch hier wieder, wo die Tiefenverhältnisse zu solcher Arbeit geradezu herausforderten, den ausgiebigsten Gebrauch von der Minenwaffe machten, das ganze Gebiet mit Minen verseuchten und alle Zufahrtstraßen sperrten. Allein auf den von uns sicher festgestellten Sperrfeldern waren Zehntausende von Minen sinnreichster Art ausgelegt, und zwar nach immer neuen, verbesserten Methoden, die das Aufsuchen und Räumen aufs äußerste erschwerten. Es war undenkbar, eine große Flotte durch diese Minenfelder ohne schwerste Verluste hindurchzuführen, wenn nicht vorher wenigstens eine schmale Fahrrinne für sie freigemacht war. Dieser Aufgabe des erst im jetzigen Kriege in seiner vollen Bedeutung erkannten Minenräumdienstes unterzogen sich schon seit Tagen oder vielmehr Nächten unsere Minensuchboote, und ungezählte Heldentaten sind dabei verrichtet worden, von denen kein Tagesbericht Kunde gab. Ihnen verdankt es die Landungsflotte, wenn sie ohne jeden Verlust an der feindlichen Küste ankam. Aber ein hartes Stück Arbeit muß diese Freimachung einer sicheren Fahrrinne gewesen sein, da die seichten Gewässer, die zahllosen Felsenklippen und Sandbänke, kaltes, stürmisches Wetter, hoher Seegang und finstere Nächte die Tätigkeit der kleinen Minensuchboote außerordentlich erschwerten. Sie waren dabei überdies ganz auf sich allein angewiesen, während sie bei den späteren Minenräumarbeiten im Kassar Wyk und Moon an den Großkampfschiffen wenigstens einen starken Rückhalt hatten. Hier wurde dann der weitgehende Einfluß praktisch vor Augen geführt, den die gewaltige Entwicklung der Minenwaffe auf die Verwendung der schweren Schlachtschiffe gewonnen hat, und gezeigt, daß diese weder durch die Minen noch durch die Tauchboote überflüssig geworden sind.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

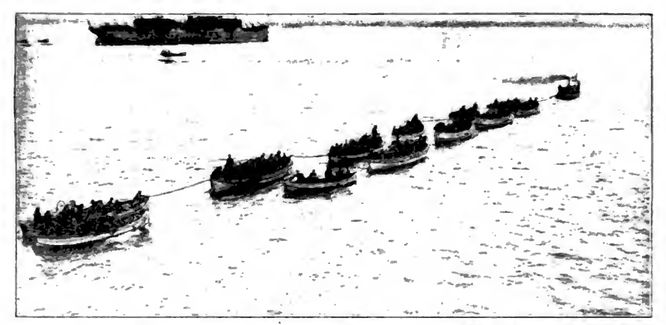
Abb. 3. An Deck des Transportdampfers auf hoher See.



Abb. 4. Die strategische Lage der Ostseeinseln.

Eine weitere große Gefahr bildeten namentlich für die vielen unbewaffneten Transportdampfer der deutschen Flotte die zahlreichen russischen und englischen Tauchboote, die im Inselgewirr und in den klippenreichen Felsenbuchten prächtige Schlupfwinkel und Stützpunkte fanden. Wenn man bedenkt, wie deutsche Tauchboote oft fern von der Heimat aus stark gesicherten feindlichen Geleitzügen die fettesten Bissen sich herausgeschossen haben, so muß es in der Tat als ein förmliches Wunder erscheinen, daß unsere Expedition nach Ösel auch in dieser Beziehung fast ungerupft davonkam. Untätig waren die feindlichen Tauchboote zwar keineswegs, aber nur einmal kam eines von ihnen im Kassar Wyk zum Doppelschuß gegen das deutsche Flaggschiff und — fehlte. Im übrigen bewährten sich die deutschen Abwehrmaßregeln, über die heute naturgemäß noch nichts näheres mitgeteilt werden darf, so glänzend, daß die englisch-russischen U-Boote nirgends zum wirksamen Eingreifen gelangen konnten. So viel darf wohl gesagt werden, daß an diesem erfreulichen Erfolg unsere wackeren Seeflieger einen hervorragenden Anteil hatten, die die Flotte während des ganzen Anmarschs begleiteten und von hoher Luft aus das Wasser durchspähten. Auch zu dem so wichtigen Gelingen gleich der ersten Landung haben sie wesentlich beigetragen und durch ihre klaren Aufnahmen der russischen Befestigungsanlagen, Sperren, Schiffsverteilung, Verbindungswege usw. erst die nötigen Grundlagen dazu geschaffen, wozu sie 5—6 stündige Flüge mit ihren schweren Maschinen über Land und See ausführen mußten, oft beim ungünstigsten Wetter. Und hatte man bei dem ganzen Unternehmen nicht schließlich auch mit einem mittelbaren oder unmittelbaren Eingreifen der englischen Riesenflotte zu rechnen? Aber Albions stolze Schiffe hielten sich auch diesmal fern vom Schuß. Und doch standen gerade hier in hohem Grade englische Interessen auf dem Spiele. Denn ganz offenbar war England schon seit einiger Zeit bemüht, auf den Ostseeinseln festen Fuß zu fassen und hier seiner Weltherrschaft neue Eckpfeiler zu errichten. Schon waren — als erfahrungsgemäß sicherstes Anzeichen hierfür — bedeutende Besitztümer auf Ösel, Dagö und Moon in englische Hände übergegangen. Die Kanonen, die gegen Ösel donnerten, haben also eine neue Bresche in Englands Weltherrschaft geschlagen; die dortige Landung deutscher Truppen war zugleich eine englische Niederlage.

Noch am 11. Oktober konnte die deutsche Flotte von Libau aus in die See stechen. Das Meer war ruhig, der Himmel zumeist verhängt, gegen Abend tropfte gleichmäßig feiner Regen. Schwere schwarze Rauchwolken entstiegen den zahlreichen Schornsteinen und flochten sich zu einem seltsamen Säulenwerk nach dem Himmel zu ineinander. Vorn fuhren die leichten Fisch- und Sicherungsdampfer und Patrouillenfahrzeuge, dann kam ein Rudel von etwa 30 Minensuchern, hierauf die Linienschiffsdivision mit 8 Großkampfschiffen, endlich die Transportdampfer, eingeteilt in Gruppen von 4 bis 6, deren jede wieder von einem kleinen Kreuzer geführt wurde. Die ganze lange Kolonne, die sich weithin den Horizont entlang zog, war umgeben von flinken Torpedobooten, etwa 40 an Zahl, wie eine wandernde Herde von treuen Wachhunden. Auch auf diesen kleinen und ungemütlichen Fahrzeugen waren Stoßtrupps von Infanterie für die erste Landung eingeschifft. In der Luft schwirrten Seeflieger, und der silbergraue Leib eines Zeppelin zog seine beständige Bahn über der Flotte. In der Nacht zum 12. schlug das Wetter um; ein heftiger Nordwind kam auf, eisige Regenschauer prasselten hernieder, die See ging hohl, und dichte Nebelwände machten jede Fernsicht unmöglich. Viele der zusammengepferchten Landsoldaten wurden seekrank, aber sie trugen's mit gutem Humor. Auf der von den Minensuchern frei gelegten, schmalen Fahrstraße ging der Weg, zu dessen beiden Seiten tausendfältiger, tückischer Tod lauerte. An den wichtigsten Punkten lagen Tauchboote auf dem Grunde des Meeres, stiegen am Abend auf und verankerten Feuerzeichen, um der Flotte die richtige Straße zu weisen. Nur einmal gab's



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 5. Ausschiffen der ersten Truppen vor Oesel am 12. Oktober 1917.

einen kurzen Aufenthalt, als eines der Vorpostenschiffe Maschinenschaden erlitt, den man im ersten Schreck für einen Minentreffer hielt. Daß bei dieser abenteuerlichen Nachtfahrt auf schmaler, von Minen umgebener Straße trotz der vielen Schiffe und trotz des stürmischen Wetters sonst keinerlei weitere Störungen vorkamen, das spricht besser als große Worte für das Können deutscher Seeleute. Dabei brannte kein Licht, alle Luken waren sorgfältig abgeblendet, und nur in gespenstischen, dunklen Schattenrissen hoben sich Schiffsrümpfe, Schornsteine und Masten vom Nachthimmel ab. In weit ausholendem Kurse fuhr die Flotte um die Nordwestecke von Oesel herum nach der für die Landung bestimmten Nordseite, nachdem vorher ein Teil zur Demonstration gegen die Halbinsel Sworbe in südlicher Richtung abgeschwenkt war und jetzt ein weiterer Teil nach Osten zu zur Beobachtung des Soelo-Sundes ausschied. Schon vier Stunden vor dem Aufgange der Herbstsonne lag das eingeschwenkte und fächerförmig ausgebreitete Geschwader in wohlabgemessener Reihenfolge von Sicherungs-, Transport- und Kampfschiffen vor der zur Landung bestimmten Taggabucht. Im unheimlichen Dunkel stiegen die grauen Felswände von Oesel und Dagö herauf. Zu sehen war wenig bei dem Nebel, der andrerseits dem Angriff sehr zustatten kam, weil er die Vorbereitungen zur Landung verschleierte und eine Überraschung der Russen erleichterte.

Diese merkten lange nichts. Zuerst wurde dann die Batterie am Kap Toffri auf der Südspitze von Dagö aufmerksam, als sich deutsche Schiffe dem Kap Pamerort näherten, um dort das Radfahrbataillon ans Land zu setzen. Da endlich blitzte es drüben auf und krachte durch den Morgennebel. Aber die deutsche Antwort blieb nicht aus, denn das Mündungsfeuer hatte die Lage der feindlichen Batterien verraten, worauf die Schiffskanoniere ja nur gewartet hatten. Bald ließen sich in der zunehmenden Morgendämmerung auch die Umrisse der Wälle in den russischen Werken erkennen. Nun donnerten Schuß auf Schuß oder ganze Breitseiten von den Schiffen, die sich in rötlichgelben Qualm hüllten, während drüben am Strande hohe Sand- und Wasserfontänen aufstoben. Die ersten Salven lagen zu kurz, aber dann wurden die Batterien gefaßt und mit Geschossen buchstäblich zugedeckt, ehe sie überhaupt dazu kamen, ihr Feuer gegen die Transportschiffe zu richten. Die sich nur schwach wehrende Batterie auf Pamerort wurde von den ersten Landungstruppen schon in der offenen Kehle gepackt und genommen, als sie erst wenige Schuß abgegeben hatte. Feindliche U-Boote, die die Landung zu stören versuchten, wurden durch heftiges Feuer der Mittelartillerie vertrieben. Einer der kleinen deutschen Transportdampfer lief auf eine Mine und sank; doch konnte die Mannschaft gerettet werden, wie uns überhaupt das ganze Landungsmanöver an dieser Stelle nur einen einzigen Verwundeten kostete. Zuerst wurden auf einer vom Fregattenkapitän von Rosenberg befehligten Flottille, die sich aus Torpedobooten, den Motorbooten der Panzerschiffe und einigen kleinen Gerätedampfern zusammensetzte, die Sturmtrupps des draufgängerischen Hauptmanns v. Winterfeld ans Land gesetzt, die sofort alle Fernsprechan-



Abb. 6. Zu den Kämpfen um Oesel, Moon und Dagö.

lagen des Feindes zerstörten, ihn so von jeder Hilfe abschnitten und dann mit ihm fertig wurden, ehe die verschlafenen Russen sich noch von der ersten Überraschung erholt hatten. Dann folgte das Radfahrbataillon, das sich schleunigst auf seine Stahlrosse schwang, um ostwärts zu radeln, Orissar zu besetzen und so der Besatzung von Osel gleich von vornherein den Rückzug nach Moon zu verlegen. Die zuerst gelandeten Truppen suchten sich rasch eine brückenkopfartige Stellung zu schaffen, um die weitere Ausschiffung zu decken, aber ein ernstlicher Gegenangriff des Feindes erfolgte nicht; nur die ersten Landungsboote waren mit Schrapnells begrüßt worden. Die Leute hüllten sich in ihre Zelttücher und traten fröstelnd von einem Fuß auf den andern, so daß es von weitem aussah, als habe sich der öde Strand plötzlich mit riesenhaften Pinguinen gefüllt. Zwischen den Bäumen loderten die ersten Biwakfeuer auf, und vom Mastenwald der Schiffe grüßten geheimnisvolle Lichtsignale durch den Nebel. Während der Qualm der Kriegsflotte wie drohendes Gewölk zum Nordhimmel zog, steuerte Pinasse um Pinasse zum Ufer, lange Ketten menschenwimmelnder Boote hinter sich herschleppend. Schon hatten die fleißigen Pioniere überall aus Planken und Sturmböcken kleine Landungsstege gebaut. Die Landung gestaltete sich von Stunde zu Stunde schwieriger, denn der Sturm wurde immer ärger und die Taggabucht ist den Nordwinden schutzlos preisgegeben. Namentlich die Ausbootung des Kriegsmaterials auf den großen Transportdampfern machte während der nächsten Tage bei dem unangenehmen Wetter große Schwierigkeiten, die aber von den zähen Blaujacken tatkräftig überwunden wurden. Ein böser Seegang behinderte die Arbeiten arg, und die Pferde oder Geschütze mußten oft viertelstundenlang an den Prähmen über dem Wasser hängen, ehe sie auf die wild herumtanzenden Boote herabgelassen werden konnten. (Schluß folgt.)

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Feldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Mit 1 Abbildung.

Zu den bekanntesten und neben Hindenburg, Ludendorff und Mackensen wohl auch beliebtesten Führern der deutschen Heere in diesem Weltkrieg zählt ohne Zweifel der bayrische Kronprinz Rupprecht, der von Anbeginn des Krieges ab im Felde steht und nun schon mehrere Jahre hindurch eine der schwierigsten Aufgaben zu erfüllen hatte, die einem Heerführer wohl beschieden sein kann. Während Mackensen im Osten den siegreichen Zug durch Galizien und Polen vollführte, in der Zeit, da Serbien niedergeworfen wurde, da man Rumänien für seinen Treubruch züchtigte, den Russen die Ostseeprovinzen abnahm und schließlich auch die Italiener bis weit hinein in ihr eigenes Land zurückwarf, in all dieser Zeit mußte Kronprinz Rupprecht mit seinen braven Truppen die Wacht im Westen gegenüber den vielfachen und gewaltigen Anstürmen der Franzosen und Engländer halten. Mit verhältnismäßig nur schwachen Kräften hatte er diese schwierige Aufgabe zu erfüllen und es bedurfte wahrlich keiner kleinen Feldherrnkunst, das Große zu vollbringen.

Aber nicht allein dies, der bayrische Kronprinz hat von Anfang an sich als kühner Stratege und als gewiegter Taktiker erwiesen. Im August 1914 übernahm er das Kommando der 6. Armee und die Ereignisse stellten ihn unver-

züglich vor schwierige Aufgaben. Er hatte das Gebiet von Deutsch-Lothringen zwischen Vogesen und Metz gegen den Einbruch starker französischer Kräfte zu halten und es kam dabei am 20. August 1914 zu einer gewaltigen Schlacht westlich von Saarburg, eine Schlacht, die man allgemein als die Schlacht in Deutsch-Lothringen bezeichnet hat. Mit außerordentlicher Kraft und Energie vollführte der bayrische Kronprinz mit seinen Truppen hier seine Aufgabe und ein glänzender Sieg war die Folge, ein Sieg, der 12000 Gefangene und 150 Geschütze eintrug. Wichtiger noch war indes, daß die französische Heeresleitung durch diesen Sieg gezwungen wurde, ihre angriffsweise vorgehenden Armeen nunmehr zurückzunehmen in das Gebiet zwischen Nancy und Epinal. Das Nachdrängen des bayrischen Kronprinzen bis in die Gegend von Luneville bewirkte dann in diesem Gebiet umfangreiche Vortruppengefechte, die sich bis Ende des Monats August hinzogen. In den Tagen des 3. bis 5. September leitete dann die Armee des Kronprinzen Rupprecht einen großen Angriff gegen die französische Front beiderseits von Nancy ein. Sie stieß indes auf beträchtliche Überlegenheit der Franzosen, die in richtiger Erkenntnis der Bedeutung dieses Schulterpunktes ihrer Front hier starke Truppenmassen angesammelt hatte. Dann kam die Zeit des Rückzugs von der Marne, die auch der 6. Armee die Aussicht auf einen Durchbruch verminderte, ja sogar befürchten ließ, daß die gewaltigen Franzosenmassen sich nun offensiv gegen sie wenden würden. Sie ging deshalb ebenfalls in eine befestigte Linie zurück, gegen die die Franzosen vergeblich einen Durchbruch versuchten.

Mit dem Einsetzen des langwierigen Stellungskriegs, der bedingt wurde durch die siegreichen Operationen im Osten, machte sich eine Umgruppierung der Streitkräfte notwendig und sie brachte es mit sich, daß Kronprinz Rupprecht fortan einen größeren Teil der Westfront befehligte. Seine ganze Armee erfuhr eine andere Zusammenstellung und kam Ende September 1914 in das französische Artois. Noch gab es zu Beginn dieser Zeitabschnitte größere Kämpfe und heftige Schlachten. So wurde am 1. und 2. Oktober die Festung Douai eingenommen und in der großen Schlacht von Douai und Arras eroberte der Kronprinz bis gegen Ende Oktober 1914 die Stellungen der Franzosen zwischen Ypern und Arras, die er später vornehmlich gegen die Engländer zu halten hatte. All die gewaltigen Offensivkämpfe des Marschalls Joffre an der Lorettohöhe, bei Carency, Neuville, St. Laurent waren die Schauplätze, wo sich die Feldherrnkunst Joffres und die des bayrischen Kronprinzen maßen. Hier haben Bayern und Badener an der Lorettohöhe Löwenmut bekundet und sich unvergängliche Lorbeeren erworben. Auch der zweite großangelegte Durchbruchsversuch der Franzosen in jener Gegend im Mai 1915 scheiterte trotz großer Überlegenheit an Truppenzahl an der meisterlichen Strategie des Kronprinzen Rupprecht. Die ganze Offensive wurde mit kaum nennenswertem Geländeverlust abgewiesen und die Lorettoschlacht, bis dahin die gewaltigste an der Westfront, zählt zu den hervorragenden Siegen der deutschen Waffen. Nun kamen die Engländer an die Reihe. Sie wählten zu einem Durchbruchsversuch das Gebiet bei Loos-Souchez, vermochten aber ebensowenig wie die Franzosen das erhoffte Ergebnis zu erzielen. Bayrische Regimenter kamen den dort eingesetzten Preußen zu Hilfe und warfen die farbigen und weißen Engländer zurück, wo sie sich unter blutigsten Verlusten an der deutschen Front festgesetzt hatten.


Feldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern.

Immer wieder fanden von da ab bis zum Ende 1915 an der kronprinzlichen Front erneute Kämpfe statt. Und auch das Frühjahr 1916 dauerte so mit nur geringen Unterbrechungen an. Bei Vimy-Ville, bei Armentieres, wie bei Vermelles kämpften die bayrischen Truppen siegreich. Und als dann im Sommer 1916 bei Vermelles erneute große Überfallsoffensiven stattfanden, so wiesen sie auch diese glatt ab. Alles bisher Dagewesene wurde übertroffen durch

die bis dahin gewaltigste aller Offensiven des Weltkriegs, durch die Sommeschlacht im Spätsommer 1916. Es wird erst nach dem Kriege voll ermessen werden, welchen gewaltigen Ansturm die deutschen Divisionen hier auszuhalten gehabt haben. Fünfzig englische und französische Divisionen haben hier verblutet, ohne im geringsten die gewollte Entscheidung zu erreichen, die in einem Durchbruch der deutschen Linien bestehen sollte. Das monatelange Ringen endete lediglich mit einem bescheidenen Geländegewinn des Feindes.

Um die Zeit der Sommeschlacht war Kronprinz Rupprecht zum Generalfeldmarschall ernannt worden. Diese Ernennung hatte bereits eine Erweiterung seines Befehlbereiches gebracht. Die ganze Heeresgruppe trägt seitdem seinen Namen und es war gleichsam eine Art militärische Prüfung, die ihm in der kurz darauf entbrannten Sommeschlacht auferlegt wurde. Er hat sie glänzend bestanden und hat auch während der Ereignisse des Jahres 1917 wiederholt gezeigt, was er und seine unvergleichlichen Truppen zu leisten vermögen. Denn kaum war die Frühjahrsumgruppierung, der glänzend durchgeführte strategische Rückzug in die Siegfriedstellung, vollendet, als auch schon die Engländer eine neue große Offensive bei Arras in Gang setzten. Auch hier wieder das gleiche Bild, daß der Feind wohl einigen Geländegewinn verzeichnet, niemals aber den Durchbruch erreicht. „Durch kommen sie nicht!" Dieses Wort ist in diesem Teil der Westfront zu einem geflügelten geworden und hat seine Wahrheit behalten durch all die Tage und Wochen hindurch, da die Engländer und Franzosen nicht nur bei Arras, am Somme- und Ancrebach, sondern auch weiter nördlich in den flandrischen Sumpfgebieten und im Ypernbogen immer wieder unter gewaltigster Anspornung aller Kräfte den Versuch zum Durchbruch unternahmen. Die Feinde haben nichts erreicht, obwohl ihnen offenbar war, daß die Westfront zu gewissen Zeiten auch in jenen Gegenden eine nur verhältnismäßig schwache Besatzung aufwies. Weder die Massen ihrer Truppen, noch ihre gewaltige Artillerie, weder ein wochenlanges Trommelfeuer, noch Massenangriffe ihrer vielgepriesenen Tanks vermochten ein Ergebnis zu zeitigen, wie sie es sich wünschten. Wie die Feldherrnkunst eines Joffre, so scheiterte auch die eines Haig an dem Siegeswillen der deutschen Truppen und deren glänzender Führung dieses Frontabschnittes durch Kronprinz Rupprecht. So haben die Feinde in dem wichtigsten, weil für sie gefährlichsten, Abschnitt noch allezeit auf Granit gebissen, sie würden es auch fernerhin getan haben, hätte nicht die deutsche Heeresleitung es anders gewollt, indem sie am 21. März 1918 ihrerseits einmal gerade auch an jener Front zum Sturm blasen ließ. Da haben dann Franzosen und Engländer mitsamt ihren Hilfsvölkern erfahren, daß die Wucht des deutschen Schwertes auch im vierten Kriegsjahre noch genau so groß und gewaltig ist, wie zu Zeiten des Beginns dieses Weltenringens, und Kronprinz Rupprecht hat wiederum sein glänzendes Feldherrntalent auch in diesem Falle den Feinden aufs beste bewiesen. In treuem Zusammenarbeiten mit seinen Unterführern errangen die ihm unterstellten Armeen zunächst im Gebiet zwischen Somme, Ancre und Avre, zwischen St. Quentin und Amiens, Sieg auf Sieg. Und als dann nach dem Willen Hindenburgs und Ludendorffs der deutsche Offensivstoß im Gebiet von Armentieres einsetzte, da gab es auch hier wieder kein Halten und kein Hindernis für die deutschen Truppen im siegreichen Vorwärtsstürmen, bis der Sack von Ypern immer enger zugeschnürt wurde und die Feinde alles wieder hergeben mußten, was sie in 16 blutigen opferreichen Schlachten errungen hatten. Das waren ruhmbekränzte Tage auch für den bayrischen Kronprinzen! Und wenn auch heute das Ringen noch nicht abgeschlossen, der Endsieg noch nicht erstritten ist, so bietet uns doch seine glänzende Führereigenschaft ebenso, wie die seiner Unterführer die Gewähr, daß wir getrost sagen können: Der Sieg muß uns doch bleiben! —

Über den äußeren Lebensgang des bayrischen Kronprinzen ist nicht viel zu sagen. Er ist am 18. Mai 1869 in München geboren und in der üblichen Weise die militärische Stufenleiter emporgestiegen, die allmählich vom Leutnant zum General und Feldmarschall hinaufführt. Sein allezeit liebenswürdiges und leutseliges Wesen haben ihn schon frühzeitig weit über seine Kreise hinaus beliebt gemacht, eine Liebe, die sich in unbegrenzter Verehrung kund gab und auch durch die Jahre des Krieges hindurch bei den ihm unterstellten Truppenteilen glänzend bewährt hat. Äußerlich ist der Kronprinz nie sehr in die Erscheinung getreten, er liebte es nie, in der Öffentlichkeit zu glänzen, um so weniger, als er von Haus aus bescheidenen Sinnes ist und erst seit der Berufung seines Vaters auf den bayrischen Königsthron die Würde eines Kronprinzen überkommen hat. Er war Soldat und tat seine Pflicht als solcher mit regem Eifer, ohne dabei nach äußeren Würden und

Ehren zu verlangen. Verheiratet war Kronprinz Rupprecht seit dem Jahre 1900 mit der Prinzessin Marie Gabriele, der Tochter des als Augenarzt weithin bekannt gewordenen Herzogs Karl Theodor, die als die lieblichste bayrische Prinzessin galt. Zwei Söhne entsprossen dieser Ehe, die Prinzen Luitpold und Albrecht. Das schöne Familienleben wurde indes durch den allzufrühen Tod der Prinzessin am 24. Oktober 1912 in Sorrent unterbrochen und leider ist der Gemahlin im Jahre 1914 auch der älteste Sohn, Erbprinz Luitpold, der Liebling Münchens, in den Tod gefolgt. Beide Trauerfälle waren für den Kronprinzen Rupprecht außerordentlich schmerzliche Ereignisse seines Lebens und mit dem Hingang seines ältesten Sohnes leerte ihm das Schicksal einen Kelch des bitteren Leides in die Siegesfreude von Metz. Erbprinz Albrecht, der nunmehrige einzige Sohn des Kronprinzen wird dereinst König von Bayern sein. Er steht jetzt im 14. Lebensjahr und bildet die große Zukunftshoffnung nicht nur des Kronprinzen Rupprecht, sondern zugleich auch des ganzen bayrischen Volkes.

Die Mittel des Krieges.

Das Scherenfernrohr.

Von **Albert Schmidt**. Mit 3 Abbildungen.

Ein Kriegshilfsmittel, dessen Bedeutung mit der Länge dieses Krieges in das Unbegrenzte gewachsen ist und dessen Beliebtheit heute in allen militärischen Kreisen außer Frage steht, ist das Scherenfernrohr. In jedem deutschen Beobachtungsstand, in jeder Batteriestellung, in jedem Schützengraben, namentlich aber auf jedem Gefechtsstand ist es anzutreffen. Seine Vorzüge sind so groß, daß sie auch dem Laien ohne weiteres verständlich sind. Vor allem ist es der Umstand, daß der Beobachter vollständig der Sicht des Feindes entzogen sein kann und doch alles sieht, der seine Beliebtheit begründet. Das Scherenfernrohr gestattet gleichsam ein Um-die-Ecke-Sehen. Zum andern aber ist es hauptsächlich auch das große Tiefenunterscheidungsvermögen, das durch das Scherenfernrohr ermöglicht wird.

Wie schon der Name sagt, verfügt dieses Fernrohr über zwei Arme, die sich in einem Gelenk, ähnlich den Schenkeln einer Schere, zueinander drehen. Sind diese Arme horizontal gelegt, so haben die beiden Eintrittsöffnungen den größten Abstand voneinander und man erhält eine außerordentlich gesteigerte Plastik. Diese Plastik wird zwar durch das engere Zusammenklappen der beiden Arme einigermaßen verringert. Trotzdem aber bleibt das Sehen um die Ecke noch auf ganz erhebliche Entfernung möglich. Dies führt dazu, den inneren Bau eines solchen Scherenfernrohrs etwas näher zu betrachten. Die Plastik und die Vergrößerung sind die beiden Haupteigenschaften, die dieser Art Fernrohr den besonderen Wert verleihen. Beide Eigenschaften sind zwar in geringerem Maße auch jedem Prismenfeldstecher eigen, woraus ohne weiteres zu entnehmen ist, daß

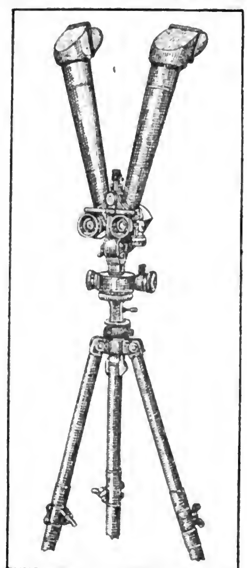


Abb. 1. Scherenfernrohr.

das Scherenfernrohr aus dem Prismenfeldstecher hervorgegangen ist. Aber gerade in dem großen Maßstab, in dem das Scherenfernrohr namentlich die Plastik des Vorgeländes wiedergibt, ist sein Vorzug und seine Beliebtheit begründet.

Dem Scherenfernrohr liegen dieselben wissenschaftlichen Gesetze zugrunde, auf denen das Prismenfernglas beruht. Es sind also auch hier die Prismengläser, die als die wichtigsten Bestandteile in Betracht kommen. Im Verein mit den davor und dahinter eingebauten Linsen, den sog. Objektiven und Okularen, schaffen sie dem Beschauer jenes Bild des Geländes, das er zur Feststellung seiner Beobachtung braucht. Plastik und Vergrößerung sind beide so wichtig, daß

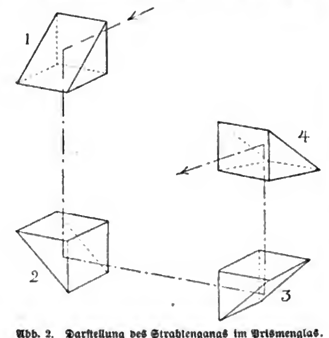


Abb. 2. Darstellung des Strahlengangs im Prismenglas.

ohne ihr Vorhandensein eine richtige Beobachtung nicht möglich wäre. Selbstverständlich spielt außerdem die Sichtigkeit der Luft ebenfalls eine Rolle. Nebel, regnerisches oder diesiges Wetter können trotz ausgezeichneter optischer Instrumente die Tätigkeit der Artillerie beeinträchtigen. Namentlich trifft dies in noch verstärktem Maße bei den Operationen zur See zu. So wurde ja auch in den Berichten über die Seeschlacht von Skagerrak das diesige Wetter besonders hervorgehoben. Und daß solche Witterung bei Niederlagen von den Heeren und ihren Führern gern zur Entschuldigung genommen wird, das haben zur See die Engländer und zu Lande die Italiener ja schon oft zur Genüge bewiesen.

Der Vorgang zur Erzeugung eines richtigen plastischen Bildes ist beim Scherenfernrohr das gleiche, wie beim Prismenglas. Der durch das Objektiv einfallende Lichtstrahl wird durch eine zweckentsprechende sinnreiche und wissenschaftlich genau festliegende Anordnung der Prismengläser (vgl. unsere Abbildung) mehrfach gebrochen (reflektiert) und tritt schließlich durch das Okular in das menschliche Auge über, indem er gleich das an sich verkehrte Bild diesem aufgerichtet zeigt. Eine wichtige Rolle spielt die Vergrößerung. Das ist der Unterschied zwischen der Ansicht eines Gegenstandes mit bloßem Auge und der durch das Fernrohr, das uns den betrachteten Gegenstand gleichsam näher bringt, d. h. es läßt ihn unter einem großen Gesichtswinkel erscheinen, so daß wir, vorausgesetzt, daß das Fernrohr gut ist, an dem Gegenstand allerhand Einzelheiten sehen, die wir mit unbewaffnetem Auge nicht sehen würden. Es ermöglicht also die Vergrößerung ein deutlicheres Sehen. Zu beachten ist indes, daß, je stärker die Vergrößerung, um so schwerer und größer auch das Fernrohr wird. Hinzu kommt, daß die Vergrößerung von der Lichtstärke des Glases abhängt, wobei allerdings zu sagen ist, daß mit der Zunahme der Lichtstärke die Vergrößerung abnimmt. Soll also ein gutes Fernrohr zustande kommen, so muß notgedrungen ein Kompromiß nach den verschiedensten Richtungen geschaffen werden. Das Fernrohr soll leicht, möglichst lichtstark und stark vergrößernd sein. Für die Leichtigkeit und die Vergrößerung sind die Grenzen durch die Prismengläser, gegenüber den früher üblichen galileischen Fernrohren, weit hinausgeschoben. Wie sehr unsere Industrie allen Wünschen Rechnung tragen will, geht daraus hervor, daß sie verschiedene Arten von Gläsern herstellt, und gerade dies kommt für den Krieg mit der oft veränderten Sachlage sehr in Betracht. Wir brauchen bei Tag und hellem Sonnenschein Gläser, die stark vergrößern, bei Nacht dagegen genügt es, wenn wir nicht so weit, dafür aber deutlicher sehen. Das Tagesglas ist also lichtschwächer, weist dafür aber eine zwölffache Vergrößerung auf. Für die Nacht ist die Lichtstärke das schwerwiegendere, denn man will, wie schon gesagt, nicht so weit, dafür aber um so deutlicher sehen. Deshalb benützt man für die Nacht Gläser mit der großen Lichtstärke von 26, dafür aber nur sechsfacher Vergrößerung. Als eigentliche Universalgläser dürfen solche mit einer achtfachen Vergrößerung und einer Lichtstärke von 8—16 gelten. Über den Begriff der Lichtstärke ist heutzutage wohl auch jeder Laie im klaren. Nachdem durch den ungeheuren Aufschwung der Amateurphotographie nachgerade jeder zweite Mensch einen solchen Apparat besitzt, somit erübrigt sich ein näheres Eingehen hierauf an dieser Stelle.

Es hat lange gedauert, bis die optische Industrie solche Vollkommenheit erreichte, daß sie Gläser zu liefern imstande war, die den gesteigerten Ansprüchen genügten. Aber der Vorzüglichkeit gerade dieser Gläser ist es vielfach mit zu danken gewesen, wenn wir in diesem Krieg bei den großen Entfernungen, auf die namentlich die Artilleriegefechte stattfinden, noch eine Treffsicherheit zu verzeichnen haben, die selbst die Gegner in Staunen setzt. Das Scherenfernrohr ist hiezu neben dem Entfernungsmesser und einigen anderen Dingen das trefflichste Hilfsmittel, und wir dürfen stolz darauf sein, daß wir in Jena eine Fabrik besitzen, die uns dieses Hilfsmittel in mustergültiger Weise liefert. Die Erfindung der Prismengläser ist zwar die Arbeit eines Italieners mit Namen Porro, der schon 1852 diese Erfindung gemacht hat. Aber sie ist damals noch nicht praktisch angewendet worden, weil die Zeit dafür noch nicht da war. Erst Professor Abbe und Dr. Schott in Jena war es vorbehalten, uns und der Welt das zu geben, was wir in dieser Beziehung nötig hatten.



Abb. 3. Am Scherenfernrohr in der Stellung.

Pferdezucht im Felde.

Von Rich. Rietscher. Mit 2 Abbildungen.

Der Verbrauch an Pferden ist in diesem Krieg ein ganz gewaltiger und bei der nur sehr beschränkten Möglichkeit, das einheimische durch ausländisches Pferdematerial zu ergänzen, ist man darauf angewiesen, den Ersatz des Abgangs so viel als möglich aus den heimischen Beständen zu fördern. Wohl kam es vor, daß man bei unvermutet raschem Vordringen dann und wann auch mehr oder weniger erhebliche Beute an Pferden machen konnte, aber das alles genügte natürlich noch lange nicht, einen Ausgleich zwischen Verlust und Bedarf herzustellen. Man hat wohl Vorsorge getroffen, das Vorhandene nach Möglichkeit zu schonen oder wieder herzustellen, so weit ärztliche Kunst und sachgemäße Behandlung dies gestatten. Die Pferdelazarette, Pferdeerholungsheime usw. sprechen hier eine beredte Sprache; sie sind ein Zeichen dafür, daß man den Wert der Tiere voll erkannt hat. Diese Erkenntnis hat auch dazu geführt, daß man jede Vermehrung willkommen heißt und so auch den Geburten im Felde mit Freude begegnet, wenngleich man nicht dazu übergegangen ist, hinter der Front oder bei der Truppe selbst richtige Zuchtanstalten zu schaffen. Aber der Lauf der Dinge bringt es doch mit sich, daß auch bei den im Kriegsdienst stehenden Pferden nicht allzu selten junge Tiere zur Welt kommen. Treten derartige Fälle ein, so läßt man das Füllen 2—3 Monate beim alten Tier und bringt es dann erst nach rückwärts in eine sog. Fohlensammelstelle, wo eine sachgemäße Behandlung und Verpflegung des jungen Pferdes wartet. Begünstigt haben derartige Erscheinungen und Einrichtungen der lange Stellungskrieg, wie er sich namentlich im Westen herausgebildet hat. Jeder Armeebezirk weist schon seit längerer Zeit eine solche Fohlensammelstelle auf. Von dort aus kommen diese Tiere dann in das eigentliche Etappengebiet in sog. Fohlenhöfe. In diesen bleiben die Pferde, bis sie etwa zweijährig sind. Dann kommen sie nach Deutschland und werden den Landwirtschaftskammern zugewiesen oder an die Remontedepots abgeliefert. Es ist also auch im Kriegsgebiet gewissermaßen eine Pferdezucht im kleinen vorhanden.

Die Fohlenhöfe werden dort errichtet, wo sich günstige Weide- und Wasserverhältnisse bieten, und wo auch Ställe vorhanden sind. Ein wesentliches Erfordernis ist das Vorhandensein kalkhaltigen Bodens, der für die Entwicklung des



Phot.: Presse-Bureau, Leipzig.

Abb. 1. Ein Kriegsfohlen.

Tiere nach Bedarf Magermilch und Kleie. Eine ständige Hufbeschau überwacht die Entwicklung der Hufe, die nötigenfalls ausgeschnitten und ausgebrannt werden. Nach und nach werden sämtliche Fohlen halfterfromm gemacht. Von den vorkommenden Krankheiten sind Drüse, Lungenentzündung und chronischer Durchfall zu nennen. Am stärksten ist die Drüse vertreten, da fast alle neueingelieferten Tiere mehr oder weniger mit dieser Krankheit behaftet sind. Kranke Tiere werden in besonderen Ställen untergebracht.

Knochenbaus der jungen Tiere besonders wertvoll ist, denn die Pflanzennahrung aus solchem Boden beeinflußt die Knochenbildung günstig.

Wie genau und wie gewissenhaft man auch hier vorgeht, wird bezeugt durch den Umstand, daß man sofort nach Einlieferung eines Fohlens auf dem Fohlenhof nach den Angaben der Truppen ein möglichst genaues Nationale des Tieres aufnimmt und die einzelnen Tiere dann nach Alter und Rasse in besonderen Abteilungen zusammenstellt. Die Tiere genießen auf dem Fohlenhof erhebliche Freiheit. Sie dürfen von Mai bis September sich dauernd im Freien herumtummeln. Während der Wintermonate werden sie abteilungsweise in Hallen, luftigen und geräumigen Ställen untergebracht. Ein geübtes Pflegepersonal sorgt für das weitere Gedeihen der Tiere. Man führt sie ins Freie, gibt ihnen zuträgliches Futter, läßt sie im Sprunggarten häufig durchtreiben, kurz, man sorgt dafür, daß die Muskeln gestrafft und gestählt werden. Die Fütterung besteht aus täglich 4 Pfund Hafer, 6 Pfund Heu und 4 Pfund Stroh, sie bekommen auch nach Bedarf Salz. Schwächere Pferde erhalten nach ärztlicher Verordnung entsprechende Mengen Kraftfutter, und kranke

So sorgt deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit auch auf diesem Gebiet und trotz des Krieges dafür, daß natürliche Werte erhalten bleiben und gesteigert werden. Und wenn, wie gesagt, auch nicht mit voller Absicht herbeigeführt, so ist doch auch diese Pferdezucht an und hinter der Front ein Kapitel, das davon erzählt, wie man es bei unserer Heeresverwaltung versteht, das, was der Krieg auf der einen Seite an Opfern fordert, auf der andern Seite wieder zu ersetzen.

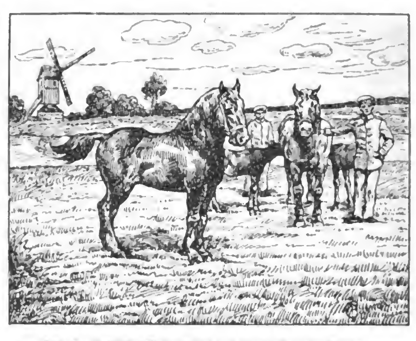


Abb. 2. Belgische Mutterstuten mit kriegsgeborenen Fohlen.

Kriegslisten zur See.

Auch im Seekrieg gilt das Recht, den Gegner mit List zu täuschen, geradeso wie im Landkrieg sich mancherlei Gebräuche herausgebildet haben, um eigene Absichten zu verschleiern oder sich selbst in verstedter Gestalt dem Feind zu zeigen. Deshalb hat im Lauf der Zeit die Kriegsmimikri auch zur See wiederholt schon Erfolge zu verzeichnen gehabt. Diese Verschleierung, Maskierung, oder wie man es sonst nennen will, ist übrigens durchaus nicht neu. Schon in früheren Kriegen sind solche Mittel erfolgreich angewendet worden, durch die der Feind getäuscht, irregeleitet oder in eine Falle gelockt wurde. Zur Zeit, da man die weittragenden Geschütze noch nicht kannte, dafür mehr darauf angewiesen war, gleichsam Bord an Bord zu kämpfen, mußte es ja sozusagen darauf ankommen, entweder den Gegner an sich heranzulocken auf einen Platz, der den eigenen Kampfkräften Vorteile verlieh, oder aber sich ihn vom Hals zu halten, weil der Augenblick für einen erfolgreichen Ausgang eines Gefechts noch nicht gegeben war.

Im gegenwärtigen Krieg nun, wo man alle möglichen Mittel anwendet, wo man sich ja sogar einer ganzen Reihe neuer Techniken bedient, ist erst recht das Verstecken hinter einer Maske zur besonderen Bedeutung gelangt. Es steht noch in unser aller Erinnerung, wie unsere brave „Emden" sich durch Aufsetzen eines vierten Schornsteins auf der Reede von Penang unerkannt an ein russisches Kriegsschiff heranpirschen und dieses sowohl, als auch einen Franzosen vernichten konnte. Auch „U-Deutschland" hat ja auf seiner ersten Fahrt nach Amerika einmal eine List angewendet, indem es sich durch einen künstlichen Schornstein und eine künstliche Rauchfahne einem begegnenden Schiff gegenüber verschleierte. Und seit der Zeit des unbeschränkten U-Bootkriegs haben wir erst recht oft von solchen Kriegslisten gelesen, die die Engländer anwendeten, um unsere U-Boote in die Falle zu locken. Recht interessant war weiterhin, daß auch unsere „Möwe" auf ihren Kreuzfahrten, namentlich im Sperrgebiet der Nordsee, sich den feindlichen Wachtschiffen gegenüber nur als einfacher Handelsdampfer gezeigt hat, um die Blockade durchbrechen zu können. Auch der brave „Seeadler" unter Graf Luckners Kommando ist bei der Ausfahrt einem englischen Torpedojäger als simpler norwegischer Segler mit Grubenholz beladen erschienen.

So lassen sich die Beispiele der Kriegslist auf See unschwer noch vielfach ergänzen, und es steht gewiß außer Zweifel, daß auch S. M. S. „Wolf" auf seiner 15monatigen Kreuzfahrt in allen Meeren hin und wieder solche List angewendet hat, um der Meute seiner Verfolger zu entgehen. Es ist die Kriegslist, wie gesagt, kein unerlaubtes Mittel, und es wird auch niemandem einfallen, sofern sie zum Schutz von Schiff und Ladung vor feindlichen Angriffen dient, sie als eine Tat der Feigheit zu bezeichnen. Eher dürfte das Gegenteil der Fall sein, um so größer aber ist auch der Triumpf und die Freude, wenn es durch solch mehr oder weniger einschneidende Hilfsmittel gelingt, dem Gegner ein Schnippchen zu schlagen.

Die Auswahl der Mittel ist wie beim Landkrieg auch auf See eine sehr reichhaltige, wenngleich auch, weil bedingt durch die engbegrenzten Raumverhältnisse, keine ungemessene. Einzelne dieser Hilfsmittel sind schon genannt. Andere bestehen, und das sind wohl die meisten, in einer Veränderung der äußeren Ansicht durch Aufbauten, Verlegung der Kommandobrücke, Bemalung des Schiffsrumpfes, Veränderung der Takelage (bei Segelschiffen), Hissen einer andern Nationalflagge und so fort. Die Hauptsache bleibt immer, daß die Absicht erreicht wird, und mehr wie sonst wohl gilt hier der jesuitische Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt.

Man muß sich immer vor Augen halten, daß auf der See, abgeschnitten von jeder Verbindung und Unterstützung, jeder sich selbst der Nächste ist, und daß das, was der eine heute freiwillig tut zur Erreichung eines besonderen Zwecks, der andre morgen gezwungen sein wird zu tun, um Schiffsmannschaft und Ladung vor der sicheren Vernichtung zu bewahren. Und nicht nur sind es ja im Krieg oft die Werte an sich, die solchermaßen erhalten bleiben, sondern mehr noch die Werte, die durch eine geschickt ausgeführte Maskierung und Verschleierung auf der Seite des Gegners der Vernichtung anheimfallen, die den Ausschlag geben. Es kann deshalb gesagt werden, daß in der richtigen Anwendung einer Kriegslist sich schließlich auch die höhere Tüchtigkeit, die geistige Überlegenheit kundtut, über die gerade in diesem Krieg ja wir Deutschen in allen Stücken zu verfügen scheinen, denn wir haben von kühnen Taten, wie sie die Kommandeure der „Möwe", „Seeadler", „Wolf", „U-Deutschland" usw. usw. schon verrichtet haben, auf seiten unserer Gegner noch sehr wenig vernommen. Daß natürlich bei den Engländern Wut und Ärger über das Gelingen solcher kühnen Streiche deutscher Seehelden ins Unbegrenzte gehen, ist verständlich. Es mag sogar drüben schon oft der Gedanke aufgetaucht sein, bei einer künftigen internationalen Neuregelung der Bestimmungen über das Seekriegswesen auch die Kriegslisten in besondere Bestimmungen einzuschränken oder ganz abzuschaffen, aber es wird ihnen wohl kaum gelingen, damit durchzubringen. Es wäre das auch für England selbst nur eine erneute Bloßstellung, ein beschämendes Zeugnis geistiger Armut, wenn es auf einer solchen Beschränkung oder gar Abschaffung der Kriegslisten zur See bestehen würde. So wird also, wie in alten Zeiten, auch in Zukunft die Anwendung einer Täuschung des Gegners das Recht der Intelligenz des gewiegten Schiffsführers bleiben.

W. M.

Jetzt ist nicht Zeit zum Wühlen, nicht Zeit für die Partei,
Jetzt ist es Zeit zu fühlen, daß eins das Größte sei:
Das Land, aus dessen Schoße uns Leib und Geist erstand,
Das heilige, das große, das deutsche Vaterland.

Ernst v. Wildenbruch.

Chronik des Krieges.

vom 11. bis 29. April 1918.

11. April. ..stiger Fortgang der Schlacht bei Armentières. Armentières selbst und Merville werden genommen. Bisherige Gesamtbeute: 20 000 Gefangene und über 200 Geschütze. — Im Ärmelkanal fallen den deutschen Tauchbooten 28 000 Registertonnen zum Opfer.

12. April. Ein Vorstoß leichter englischer Seestreitkräfte gegen die flandrische Küste wird abgewiesen. Siegreiches Vordringen der Deutschen gegen Bailleul und Bethune. Glückliches Erkundungsgefecht am Luce-Bach. — Deutsche Seestreitkräfte vor Helsingfors. — Tauchbootbeute: im Mittelmeer 22 000 Tonnen, in der Nordsee 23 000 Tonnen.

13. April. Der vereinigte Landesrat von Liv- und Estland spricht sich für die Vereinigung der baltischen Provinzen und für ihren Anschluß an Deutschland durch Personalunion aus. — Ein deutsches Marineluftschiffgeschwader bombardiert wichtige Plätze in Mittelengland, deutsche Flieger greifen Paris an. — Die Schlacht an der Lys bringt den Deutschen in zähem Kampfe neue Erfolge. Erstürmung von Nieuwekerke.

14. April. Rücktritt des österreichischen Außenministers Grafen Czernin. Sein Nachfolger wird Baron Burian. — Erbitterte Gegenangriffe des Feindes bei Bailleul und Bethune brechen blutig zusammen. — Deutsche Landungstruppen rücken in Helsingfors ein.

15. April. Deutscher Sturmerfolg in der Schlacht an der Lys, bei Wulverghem und Wytschaete. Abwehr eines feindlichen Angriffs am Luce-Bach. — Fortschritte der deutschen Truppen östlich von Helsingfors. — Versenkung von 26 000 Registertonnen im Mittelmeer.

16. April. Glänzende deutsche Erfolge im Ypernbogen. Erstürmung von Bailleul und Wytschaete. Der Gegner verblutet sich in erfolglosen Gegenangriffen. — Die Bulgaren liefern den Engländern und Griechen glückliche Vorpostengefechte in der Struma-Ebene. — Die Türken bemächtigen sich der Festung Batum.

17. April. Die Engländer räumen Teile des Ypernbogens. In scharfem Nachdrängen besetzen die Deutschen Poelcapelle, Langemark und Zonnebeke und machen 2500 Gefangene. Vorpostengefechte an der Maas. — Erfolgreiche Tätigkeit deutscher Tauchboote bei den Azoren.

18. April. Starke feindliche Angriffe bei Wytschaete und Moreuil brechen blutig zusammen, während ein deutscher Teilvorstoß bei Bethune Erfolg hat. — Beschießung feindlicher Lager und Stapelplätze zwischen Dünkirchen und Nieuport durch deutsche Torpedoboote. — Mißerfolg der Roten Garden in Finnland. — Siegreiches Vordringen der deutschen Truppen in Taurien. — Vorfeldkämpfe im Cernabogen gegen Serben und Italiener. — Erhöhte Gefechtstätigkeit an der italienischen Front.

19. April. Die 8. deutsche Kriegsanleihe ergibt über 14½ Milliarden Mark. — An der Westfront nur Geschützkampf und Erkundungsscharmützel. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 26 000 Registertonnen gemeldet.

20. April. Die Amerikaner erleiden zwischen Maas und Mosel eine empfindliche Schlappe. — Deutsche Tauchbootbeute: 28 000 Registertonnen.

21. April. Glückliches Vorpostengefecht bei Albert. — Anhaltender Geschützkampf in Südtirol.

22. April. Vergeblicher Teilvorstoß des Feindes nördlich von Albert. Rittmeister Freiherr v. Richthofen erleidet den Heldentod, nachdem er seinen 80. Luftsieg errungen hat. — Die Deutschen erkämpfen den Zugang zur Krim. — Vorpostenkämpfe deutscher Truppen gegen französische bei Makoro und bulgarischer gegen englische am Doiransee. — Die Gesamtbeute der deutschen Tauchboote im März beträgt 689 000 Tonnen. Seegeplänkel bei Helgoland.

23. April. Leichte englische Seestreitkräfte versuchen einen Handstreich gegen Ostende und Zeebrügge, werden aber verlustreich zurückgeschlagen. — Deutscher Sturmerfolg nordöstlich von Bailleul. — Die deutschen Landungstruppen in Finnland stellen die Verbindung mit den Weißen Garden her. Besetzung von Simferopol. — Bei den Azoren werden über 36 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt.

24. April. Ein französischer Gegenangriff bei Blengelhoek scheitert. Die Deutschen erstürmen Hangard und machen dabei 2500 Gefangene. Schwere, wechselvolle Kämpfe bei Villers-Bretonneux. Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten 22 000 Registertonnen zum Opfer.

25. April. Erstürmung des wichtigen Kemmelberges durch die Deutschen; 6500 Gefan-

gene. Feindliche Gegenangriffe bei Hangard scheitern. Fortgesetztes Ringen um Villers-Bretonneux, das in Feindeshand bleibt. Glückliches Vorpostengefecht am Westufer der Maas. — Seescharmützel vor Valona.

26. April. Starke feindliche Gegenangriffe am Kemmelberge und südlich der Somme werden unter furchtbaren Verlusten abgeschlagen. — Die Roten Garden werden in Finnland bei Bahti geschlagen. — Im Mittelmeer werden wiederum 24 000, an der Ostküste Englands 25 000 Registertonnen versenkt.

27. April. Die Engländer räumen weitere Teile der Ypernfront. Die Deutschen erstürmen Locer und schlagen feindliche Teilangriffe an der Lys, bei Givenchy und bei Hangard ab. — In Finnland wird Tavastehus nach Kampf genommen.

28. April. Auflebender Artilleriekampf in Flandern. Rege Erkundungstätigkeit an der Somme. Ein feindlicher Teilangriff gegen Hangard mißglückt. — Deutscher Fliegerangriff auf Calais. — Im Ärmelkanal wird ein großes feindliches Transportschiff durch ein deutsches Tauchboot vernichtet.

29. April. In Flandern örtliche Infanteriekämpfe. Es gelingt dem Gegner, sich wieder in Locer festzusetzen. — Die Roten Garden werden aus Wiborg vertrieben. — Ein feindlicher Teilangriff zwischen Wardar- und Doiransee wird abgewiesen. — Vergebliche Erkundungsvorstöße der Italiener an der Piave. — Versenkung von 23 000 Registertonnen im Mittelmeer.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Wikingfahrt nach Oesel.

Schluß. **Von Dr. Kurt Floericke.** **Mit 6 Abbildungen.**

Wie schon gesagt, erfolgte das weitere Vorrücken nach dem Innern der Insel vom Landungspunkte aus strahlenförmig in drei Kolonnen, deren mittelste der Hauptstadt Arensburg zustrebte. Es wurden dabei außerordentliche Anforderungen an die Marschleistungen der übernächtigen und von der Seekrankheit ausgepumpten Soldaten gestellt. Nachdem die Truppen die Signalstation Pamerort und die Werke Minas und Hundsort an der Taggabucht genommen hatten, strebten sie sofort weiter vorwärts, häufig in Gefechtsfühlung mit den langsam weichenden und namentlich bei Kielkond hartnäckigen Widerstand leistenden Russen, die hier schließlich durch Umgehung zur Waffenstreckung gezwungen wurden. Fast wären die Deutschen hier aber selbst in die Klemme gekommen, denn die Besatzung der russischen Flugzeugstation Papensholm, die nach Süden durchzubrechen versuchte, erschien gerade im entscheidenden Augenblick unvermutet in ihrem Rücken. Durch schneidigen Bajonettangriff wurde sie geworfen und zerstreut. Auch Papensholm selbst, mit dessen Fliegern sich unsere Marineflugzeuge so oft herumgeschlagen hatten, wurde ebenso wie die Fliegerstation Lebnon mit allen noch dort stehenden Apparaten genommen, nachdem schon vorher im Luftkampf fünf russische Flugzeuge heruntergeholt worden waren. Aber das Marschieren im knietiefen, weglosen Schlamm und strömenden, eiskalten Regen war fast schwerer als das Kämpfen. Als die Nacht hereinbrach, verirrten sich viele Trupps in Schlamm und Regen, Sumpf und Wald, Nebel und Finsternis. Die Bäume schüttelten sich vor Nässe, kein Stern schimmerte, nur selten riß des Mondes scharfe Sichel das düstere Gewölk auf. Zufuhren gab's noch keine, zur Müdigkeit kam der Hunger, man mußte, so gut es ging, aus dem Lande leben. Ebenso fehlten Pferde und Geschütz, denn nur Maschinengewehre und ein paar leichte Feldkanonen befanden sich bei der Truppe. Auch hohe, alte Offiziere mußten alle Beschwerlichkeiten dieses endlosen Fußmarsches auf sich nehmen. Trotzdem band man überall mit dem Feinde an und warf ihn, ehe er noch recht zur Besinnung kam. Jeder einzelne Mann wußte, daß es galt, den Russen ihre Rückzugsstraßen abzuschneiden und sie zur Waffenstreckung zu zwingen, und dieser Gedanke elektrisierte immer wieder die todmüden Beine. Gerade dieses tolle Hineinmarschieren in ein unbekanntes Land gab den Unterführern in reichem Maße Gelegenheit, Mut, Unerschrockenheit und rasche Entschlußfähigkeit zu zeigen und sich selbständig zu betätigen, und eben deshalb steht die Expedition nach Ösel allen Teilnehmern trotz der ausgestandenen Strapazen in besonders lieber Erinnerung. Manch Heldenstücklein wurde geleistet, das oft einen humorvollen Zug naiver Unverfrorenheit nicht entbehrte. Das Tollste ist wohl die Eroberung der kleinen Felseninsel Runö und der Funkenstation auf Abro durch eine 16 Mann starke Offiziers-



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.
Abb. 1. Beim Bereiten des ersten Mittagsmahles auf Ösel nach der Landung.

patrouille, die sich einfach rittlings auf die Schwimmer eines großen Wasserflugzeugs setzte und so durch die Luft hinüberflog. Fliegende Infanterie — auch eine Neuerscheinung des Weltkrieges! Jedenfalls ist hier erstmals in der Kriegsgeschichte fremdes Gebiet ausschließlich auf dem Luftwege erobert worden!

Da Reiterei nicht verfügbar war, wurden alle Erkundigungen entweder von Infanteristen oder von berittenen Artilleristen ausgeführt. So trabte der Offiziersstellvertreter Mayer von der Artillerie mit vier mutigen Leuten nach sechsstündigem, waghalsigem Ritt ganz unvermutet in Arensburg ein und hielt zur höchsten Überraschung der Bürger plötzlich auf dem Marktplatz des netten Städtchens, nachdem er die wertvollsten Feststellungen über Verbleib und Verteilung der russischen Streitkräfte hatte machen können. Mayer ließ sich eben die Stadt- und Archivschlüssel überreichen, als ein starker Trupp Russen einrückte. Es gelang ihm, sich mit zweien seiner Leute durch die feindliche Übermacht hindurchzuschlagen und seine wichtigen Meldungen zu überbringen. Diese ermöglichten es, der nach Orissar abziehenden russischen Hauptmacht auf den Fersen zu bleiben und sie dann dort abzufangen. Freilich hieß es nun wieder marschieren, marschieren, marschieren. Es war ein Wettlauf mit den Russen, ein Sieg, der fast nur mit den Beinen erfochten wurde. Man lief mit leerem Magen durch Schlamm, Regen und Finsternis. Die Kleider trieften, der Hunger kniff, der Rücken und die wunden Füße schmerzten, die Köpfe sanken auf die Brust, viele schliefen ein und torkelten, während sie mechanisch einen Fuß vor den andern setzten, aber — es wurde geschafft. Als Konteradmiral Swetschnikow an der Spitze von zwei ausgepumpten Russenregimentern endlich am Strande des kleinen Moonsunds eintraf und den Übergang nach Moon am 16. zu gewinnen suchte, fand er nicht nur Orissar von den Deutschen besetzt und damit seinen Weg versperrt, sondern sich auch in Flanke und Rücken von Feldgrauen umgeben. An ein mutiges Sichdurchschlagen dachten die Russen kaum. Sie waren gleichfalls aufs äußerste ermüdet und erschöpft, dabei kampfesunlustig, und ihre Manneszucht hatte schon stark gelitten. So blieb nichts als die Übergabe. General v. Estorff saß gerade in einer niedrigen Bauernhütte mit seinem Stabe über den Karten, als eine Ordonnanz eintrat und schmunzelnd meldete: „Exzellenz, der russische Divisionsstab meldet sich zur Stelle.“ Die Anwesenheit deutscher Truppen in Orissar wird uns nicht weiter überraschen, denn wir wissen ja, daß gleich nach erfolgter Landung ein Radfahrerbataillon dorthin geeilt war. Es erzielte zunächst auch gute Erfolge, mußte aber dann den wichtigen Platz wieder räumen, da es ohne Artillerie gegen die große russische Übermacht, die hier eingesetzt wurde, sich nicht halten konnte. Erst als die deutsche Flotte zum Kassar Wiek durchgebrochen war und nun den nach Moon führenden Damm unter das flankierende Feuer ihrer schweren Geschütze nehmen konnte, vermochte sich die deutsche Infanterie wieder in Orissar festzusetzen, wo sie zeitig genug ankam, um der Hauptmasse der russischen Ösel-Division, von der nur Versprengte über den seichten Sund nach Moon entkamen, den Rückzug zu verlegen.

Es blieb noch das letzte Regiment dieser Division zu erledigen, das sich mit zahlreicher Artillerie auf der südlichen Halbinsel Sworbe verschanzt hatte, deren äußerster Ausläufer am Kap Zerel eine starke Batterie schwerster Geschütze trug. Die Russen hatten sogar von hier

aus öfter versucht, die deutschen Posten am Kap Domesnäs auf dem kurischen Festlande zu beschießen aber ihre Granaten waren doch zu kurz geflogen und sämtlich im Wasser ersoffen. Das vom Obersten Dombrowski geführte Infanterieregiment trug die Nummer 425 und galt als eines der besten der russischen Armee, bestand aber gegenwärtig aus lauter jungen Soldaten, die noch keinen ernsten Kampf gesehen hatten, dafür in um so höherem Maße von dem naiven Selbstbewußtsein der russischen Revolutionäre erfüllt waren. Das auf dem westlichen Ufer der Taggabucht ausgeschiffte deutsche Regiment fand bei dem Vormarsch nach Sworbe



Abb. 2. Karte zum Übergang von Ösel nach Moon.

zunächst wenig Widerstand; nur einmal attakkierte eine Schwadron der berittenen russischen Grenzwächter recht schneidig, wurde aber durch Schnellfeuer rasch erledigt. Nach leichten Gefechten gelang es, die Halbinsel an der Landenge bei Meldri abzuriegeln und so die Russen einzusperren. Gegen die Batterie von Zerel konnten freilich nur die Riesenrohre unserer Großkampfschiffe aufkommen, von denen ja drei nach Sworbe zu abgeschwenkt waren. Wegen der hier noch nicht beseitigten Minen- und Tauchbootgefahr mußten sie sich jedoch zunächst noch in achtungsvoller Entfernung halten, erzielten aber trotzdem einige gute Treffer. Auch der Leuchtturm, auf dem sich die russischen Beobachter eingenistet hatten, wurde von ihnen aus meilenweiter Entfernung mit ein paar wohlgezielten Schüssen umgelegt. Auf der Landfront hätte man gern weiteres Blutvergießen erspart, und Oberleutnant v. O. ritt deshalb mit der weißen Fahne wagemutig durch den Kugelregen als Unterhändler zu den Russen hinüber, wurde dabei beinahe erschossen, zunächst übel empfangen, dann hingehalten. Dennoch hofften die Russen auf Entsatz. Solcher war tatsächlich unterwegs. Das sagenumwobene Linienschiff „Slawa", dessen als höchst schneidig bekannter Kommandant auch bei unseren Marineleuten in hoher Achtung stand, zog in Begleitung von vier Torpedobooten mutig heran, um die Besatzung von Sworbe zu retten und womöglich nach dem Festlande zu überführen. Dicht am Strande von Arensburg steuerte der Panzerkoloß vorüber, und man fürchtete schon, er werde seine 30,5-cm-Rohre auf die wehrlose Stadt richten, aus der sofort Flieger zur Vertreibung des Gegners aufstiegen. Indessen hatte der Russe Wichtigeres zu tun. Die Erfüllung seiner Aufgabe gelang ihm jedoch nicht, denn nun erschienen auch deutsche Seeflugzeuge auf dem Kampfplatz, bewarfen die Batterie von Zerel mit 1000 kg Sprengstoffen und versenkten eines der Torpedoboote durch Volltreffer mit einer 60-kg-Bombe. Auch „Slawa" selbst wurde leicht beschädigt und feuerte, in der irrtümlichen Meinung, deutsche Unterseeboote vor sich zu haben, zwei volle Breitseiten auf ganz kurze Entfernung ins Meer, daß die aufspritzenden hohen Wassersäulen sich mit den Rauchfahnen der Schornsteine mischten. Der Aufenthalt in dieser Gegend wurde für den Panzer entschieden ungemütlich; er drehte schließlich bei und verschwand in derselben Richtung, aus der er gekommen war, dabei aber mit einer Ruhe und Kühnheit manövrierend, die die ungeheuchelte Bewunderung der deutschen Seeleute erregte. Damit sank den Russen die letzte Hoffnung. Allerdings hatte Oberleutnant v. O. die stolze Antwort erhalten: „Wenn Ihr Blutvergießen vermeiden wollt, so verlaßt doch gefälligst die Insel," und der Kampf war deshalb zunächst wieder entbrannt. Aber die ungeschulten russischen Jungtruppen waren dem furchtbaren Feuer der deutschen Feldhaubitzen und Minenwerfer nicht gewachsen und wichen überall unter schweren Verlusten und in Unordnung zurück. Wieder wurde verhandelt. Als die russischen Soldaten hörten, daß ein Unterhändler eingetroffen sei, verlangten sie stürmisch die Übergabe, und ihr Oberst mußte sich fügen. Tränen standen dem alten Haudegen in den Augen,

als ihm der deutsche Gegner mit den Worten: „Ich bedaure Ihr militärisches Mißgeschick, Herr Kamerad“ die Hände schüttelte. Knapp 150 deutsche Soldaten geleiteten den Riesenzug von über 3500 gefangenen Russen nach Arensburg hinein, dessen Garnison dieselben Leute bis vor kurzem gebildet hatten.

So war nach ausnehmend glücklichen und wenig verlustreichen Operationen von wenig Tagen die ganze, 2618 Quadratkilometer große Insel Ösel (estnisch Kurresgart), das alte Osilia, das umfangreichste Eiland der Ostsee, in deutscher Hand, und im altersgrauen Bischofsschloß von Arensburg konnte als deutscher Statthalter Genaralleutnant Freiherr Adolf v. Seckendorff, der im Frieden Kommandant von Königsberg gewesen war, seinen Sitz aufschlagen. Arensburg liegt mit seinen lustigen Biedermeierhäuschen gar anmutig in frisches Grün eingebettet, und nur das düstere Schloß mit seinen massigen und niedrigen Türmen und vermauerten Fenstern erinnert an die finsteren Zeiten des Mittelalters. Manche Sage rankt sich um diesen eigenartigen Bau, namentlich seit 1785 hier ein vermauerter Gang aufgefunden wurde und in ihm die Überreste eines an einem Steintisch sitzenden Ritters. In neuester Zeit war das nette Städtchen mit seinen moorigen Seebädern mehr und mehr als Sommerfrische für Petersburg und Riga in Aufnahme gekommen, und der vortreffliche Arensburger Käse erfreute sich in ganz Rußland einer großen Beliebtheit. Das Klima von Ösel gilt überhaupt für sehr gesund (die Cholera z. B. hat noch nie ihren Weg hierher gefunden) und ist als ausgesprochenes Seeklima verhältnismäßig mild, nicht zu kalt im Winter und nicht zu heiß im Sommer. Deshalb gedeiht in den Gärten schönes und edles Obst, in Arensburg werden sogar die Weintrauben reif, und in den Wäldern wächst eine Zedernart. Sonst sind diese Wälder zumeist Tannenwälder, deren kräftiger Hauch allenthalben die Luft der Insel würzt und belebt. Die Äcker tragen außer allen Kornarten auch Flachs, Hanf und Wurzelgewächse, und daneben werfen Viehzucht und Fischerei lohnende Erträge ab. Eine besondere Eigentümlichkeit der Insel sind die sogen. Öselschen Klepper, eine kleine, aber sehr ausdauernde Pferderasse. Im Innern des Landes bieten zahlreiche kleine Waldseen dem Wanderer oft Bilder von hohem Stimmungsreiz, der noch erhöht wird durch die hier und da anzutreffenden Reste uralter Bauernburgen, wie sie sich noch viel großartiger auch auf Dagö und Moon finden. Die Bewohner sind — abgesehen von einer baltisch-schwedischen Oberschicht — finnisch-estnischen Ursprungs und gelten in Rußland als ein besonders kräftiger und intelligenter Menschenschlag. Die alten Öselaner waren kühne Meerfahrer und gefürchtete Seeräuber, die sich nur widerwillig dem Joche des Kreuzes beugten. Die Deutschen hatten daher zähesten Widerstand zu überwinden, als sie 1227 Ösel unter Führung des Bischofs Albert eroberten und ihre Zwingburgen anlegten. Das Jahr 1343 war dann ein besonders blutiges und in der Geschichte der Insel noch heute unvergessenes. Damals erhoben sich nach stillen, sorgfältigen Vorbereitungen die Esten, richteten ein Massenblutbad unter den Deutschen an, zerstörten ihre Burgen und Klöster und rissen die Herrschaft wieder an sich. Erst im nächsten Frühjahr gelang es den deutschen Rittern unter dem Ordensmeister Burchard von Dreilöwen die starke Holzburg der Esten bei Kerris zu erstürmen, und nun nahmen die Sieger ihrerseits blutige Rache. Der letzte Bischof von Arensburg, Johann von Münchhausen, verkaufte die Insel 1560 an Dänemark, und damit begann eine ruhige und glückliche Zeit für Ösel. Im Frieden von Brömsebro (1645) fiel es an Schweden, aber 1710 rückte Peters des Großen Feldherr Scheremetjew über den gefrorenen Sund und zog sengend und plün-



Phot.: Kriegsber. Ernst Herold.

Abb. 3. Das Schloß von Arensburg auf Ösel.

dernd durch die Insel, deren Hauptstadt Arensburg mitsamt seiner alten Domkirche in Flammen aufging. Seitdem hat die abgelegene Insel unter russischer Herrschaft ein stilles Dornröschendasein geführt, und selbst die baltische Oberschicht ist in der Kultur der Biedermeierzeit stecken geblieben. Hoffentlich ist nun das baltische Dornröschen unter dem Donnergruß der deutschen Geschütze zu neuem Leben erwacht. — Dagö hat einen wesentlich rauheren und nordischeren Charakter als Ösel, und in sprühendem Gischt zerstiebt die Brandung an seinen felsigen Steilufern, den sogen. „Panks", die zugleich seine größte landschaftliche Schönheit bilden. Das Innere ist viel weniger kultiviert als Ösel und stellt sich dar als ein wirres Durcheinander von Sumpf, Wald und Felsblöcken. Zahllose Sumpfvögel finden hier eine willkommene Zufluchtstätte, aber für die Bewegungen größerer Heereskörper ist das Land so wenig wie möglich geeignet. — Auch die kleinere Insel Moon hat einen ernsten und herben, öden und steinigen Charakter. Von Interesse ist es, daß die Sitten der Bevölkerung tiefgreifende Unterschiede zu der des Festlandes aufweisen, weil die Inselbewohner von jeher zäh an dem Altgewohnten festgehalten haben. So ist z. B. bei ihnen die Leichenverbrennung üblich, während auf dem Festlande längst Bestattungsgräber eingeführt waren. Bemerkenswert ist ferner, daß nach den bisherigen Funden die ältere Eisenzeit auf Moon wie auf Ösel gar nicht vertreten ist, so daß augenscheinlich der Strom, der die Erzeugnisse dieses Zeitabschnittes ins Baltenland brachte, die Inseln überhaupt nicht berührt hat. Auch auf Moon finden sich vielfach die alten, seltsamen Burgberge mit halbkreisförmig aufgerichteten Wällen. Die Gewässer um Moon sind von jeher ihrer vielen Klippen und Untiefen wegen für die Schiffahrt äußerst beschwerlich und gefährlich gewesen. Der seichte kleine Moonsund zwischen Ösel und Moon ist heute für Schiffe überhaupt nicht mehr zugänglich, und ein wenige Kilometer langer Damm stellt eine feste Verbindung zwischen beiden Inseln her. Auch der große Moonsund ($4^1/_2$ km breit) zwischen Moon und dem Festlande hat viele Untiefen aufzuweisen, von denen die Kummarabänke in Seemannskreisen besonders berüchtigt sind, und die Zugangstiefe beträgt stellenweise kaum 6 Meter. Allenthalben hat hier das Meer in vieltausendjähriger Arbeit das Land zu unzähligen Inseln und Klippen zernagt, die sich in wirrem Kranze den Hauptinseln vorlagern. Nur nach Pernau zu wird das Bild sanfter und freundlicher, und hier taucht auch aus dem Sunde die reizende Insel Pucht mit ihren berühmten Parkanlagen auf, die das älteste aller Schillerdenkmäler umschließen. Ein begeisterter baltischer Verehrer des großen Dichters hat es ihm im Jahre 1813 errichtet.

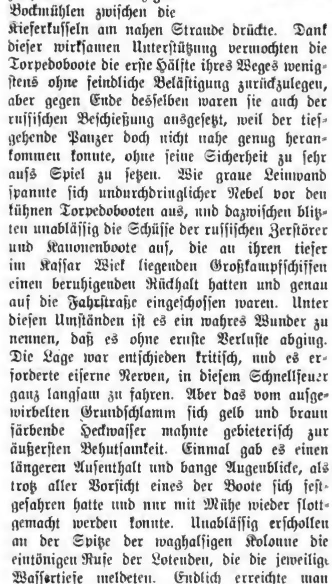
Ehe wir nun die Eroberung der Inseln Moon und Dagö mit kurzen Worten schildern, müssen wir uns noch für einen Augenblick der Tätigkeit der deutschen Flotte zuwenden, um zu sehen, wie ihr tatkräftiges Zugreifen die russischen Seestreitkräfte vollends aus den Gewässern der baltischen Inseln vertrieb. Nachdem das nördliche Kampfgeschwader des Vizeadmirals Schmidt seine Aufgaben bei der Deckung der Landung an der Nordküste von Ösel und bei der Niederkämpfung der russischen Batterien in Pamerort und Toffri bestens erfüllt hatte, machte es sich daran, den schwierigen Sölasund (= Seehundsenge) zu forcieren und ins klippenstarrende Kassar Wiek einzudringen. Es war eine waghalsige Todesfahrt, eigentlich ein ganz tolles Unternehmen, denn auch ohne Minenverseuchung ist die in vielen Windungen zwischen den Klippen hindurch führende Fahrrinne nur 200 Meter breit und navigatorisch höchst schwierig, zumal sich die russischen Seekarten als ganz unzuverlässig erwiesen. Die von den deutschen Minensuchern in aufopferungsvoller Arbeit freigelegte Fahrstraße hatte nur eine Breite von wenigen Metern und war daher zunächst nur für Torpedoboote zugänglich, bei denen man auch immer noch das ängstliche Gefühl hatte, als müßten sie jeden Augenblick an die ausgelegten Seezeichen anstreifen. Vor Beginn des Durchbruchs lagen sich hier die beiderseitigen Einheiten auf Schußweite gegenüber, ohne einen Schuß zu tun — genau wie Landtruppen im Stellungskrieg — eine im Seekrieg noch nicht dagewesene Erscheinung. Die Deutschen hatten aber keine Veranlassung, den Feind unnütz zu reizen, und die Russen wurden durch die drohenden Geschütze eines deutschen Kreuzers genügend in Respekt gehalten. Sie bewachten den Sund mit den Panzerkanonenbooten „Chrabry", „Chiwinetsch" und „Neord" und den Zerstörern „Konstantin", „Kapitän Grom", „Sabijaka" und „Pobjäditel", während auf deutscher Seite ein aus zwölf Einheiten bestehendes Torpedobootsgeschwader zur Erzwingung der Durchfahrt aufgeboten war. Hier erwies sich wieder einmal glänzend der Wert der von vielen schon totgesagten Großkampfschiffe, denn an ein Eindringen in den Sund wäre unter den obwaltenden Verhältnissen gar nicht zu

denken gewesen, wenn nicht eines der deutschen Linienschiffe so nahe als möglich herangefahren wäre und durch einige seiner Riesengranaten die russischen Zerstörer und Kanonenboote zu eiligem Rückzug genötigt hätte. Wie die zitternden Zeiger eines Voltmessers fuhren die langen Geschützrohre auf dem mächtigen Panzer hin und her, mit dumpfem Rollen dröhnten die Schüsse über See und ließen die armseligen Holzhäuser des kleinen Fischerdorfes erzittern, das sich mit seinen für Ösel so bezeichnenden winzigen Bockmühlen zwischen die



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 4. Das erste Quartier am Landungssteg auf Ösel.



Kieferkusseln am nahen Strande drückte. Dank dieser wirksamen Unterstützung vermochten die Torpedoboote die erste Hälfte ihres Weges wenigstens ohne feindliche Belästigung zurückzulegen, aber gegen Ende desselben waren sie auch der russischen Beschießung ausgesetzt, weil der tiefgehende Panzer doch nicht nahe genug herankommen konnte, ohne seine Sicherheit zu sehr aufs Spiel zu setzen. Wie graue Leinwand spannte sich undurchdringlicher Nebel vor den kühnen Torpedobooten aus, und dazwischen blitzten unablässig die Schüsse der russischen Zerstörer und Kanonenboote auf, die an ihren tiefer im Kassar Wiek liegenden Großkampfschiffen einen beruhigenden Rückhalt hatten und genau auf die Fahrstraße eingeschossen waren. Unter diesen Umständen ist es ein wahres Wunder zu nennen, daß es ohne ernste Verluste abging. Die Lage war entschieden kritisch, und es erforderte eiserne Nerven, in diesem Schnellfeuer ganz langsam zu fahren. Aber das vom aufgewirbelten Grundschlamm sich gelb und braun färbende Heckwasser mahnte gebieterisch zur äußersten Behutsamkeit. Einmal gab es einen längeren Aufenthalt und bange Augenblicke, als trotz aller Vorsicht eines der Boote sich festgefahren hatte und nur mit Mühe wieder flottgemacht werden konnte. Unablässig erschollen an der Spitze der waghalsigen Kolonne die eintönigen Rufe der Lotenden, die die jeweilige Wassertiefe meldeten. Endlich erreichte man aufatmend freieres Fahrwasser, und nun konnten auch die deutschen Torpedoboote — sie waren vom neuesten Typ — ein wirkungsvolles Feuer eröffnen, unter dessen Einfluß die russische Schlachtlinie bald zu wanken begann und in rasch sich steigernde Verwirrung geriet. Mit schnellster Fahrt gingen die Torpedoboote dicht genug an die russischen Kanonenboote heran, um sie mit ihren 10,5-cm-Geschützen kräftig fassen zu können. „Neord" erhielt einige Volltreffer und schied brennend aus. Dann wurde „Grom" getroffen und zeigte starke Schlagseite. Wie eine Meute Jagdhunde schossen die Torpedoboote auf ihn zu. Aber „Chrabry" eilte dem todwunden Kameraden wacker zu Hilfe, legte sich längsseits und übernahm den noch lebenden Teil der Mannschaft, wobei er mächtige Koffergranaten zwischen die heraneilenden Deutschen warf, daß das Wasser in hohen Säulen aufspritzte. Aber vergeblich versuchte „Chrabry", den „Grom" abzuschleppen. Die Schlepptrosse brach, „Chrabry" selbst erhielt mehrfach empfindliche Beschädigungen, sah einen Teil seiner Geschütze außer Gefecht gesetzt und mußte sich schleunigst zurückziehen. Die Deutschen bemächtigten sich unter lauten Hurrarufen ihrer Beute, aus deren Leib schon schwarzrote Feuerschlangen hervorzüngelten. Aber es gelang nicht mehr, das Schiff in Sicherheit zu bringen. Rettungslos versank „Kapitän Grom" im Kassar Wiek. Der allmählich verebbende Kampf zog sich nun immer mehr gen Osten, wo die russischen Streit-



Phot.: Herold.

Abb. 5. Erbeutetes englisches Riesengeschütz auf Ösel.

kreuzer „Bajan", auf dem Admiral Bachirew als Geschwaderchef seine Flagge gehißt hatte, während der Panzerkreuzer „Admiral Makarow" den nördlichen Ausgang des Sundes bewachte. Wohl waren die drei großen Einheiten des Admirals Behncke, dem auch einige Zeppeline zur Verfügung standen, dem Gegner an schwerer Schiffsartillerie überlegen, aber alle anderen Umstände waren für die Deutschen durchaus ungünstig, die hier eine mindestens ebenso schwierige Aufgabe zu lösen hatten, wie die Engländer vor den Dardanellen. Vor allem hatte man noch fortwährend mit den ekelhaften Minengürteln zu kämpfen, und es bedeutet ein neues Ruhmesblatt für unsere Minensuchdivisionen, daß es ihnen im schwersten feindlichen Feuer und in Gewässern, die auch im Frieden die höchsten Anforderungen an die Navigationskunst stellen, gelang, die schweren Panzer unbeschädigt durch all diese Hindernisse hindurch und in den Eingang des Moonsundes hineinzuführen. Die russischen Linienschiffe richteten deshalb auch in ganz richtiger Erkenntnis der Sachlage ihr Feuer hauptsächlich auf die Minensucher, denn wenn es ihnen gelungen wäre, diese unschädlich zu machen, wären die deutschen Großkampfschiffe ohnedies verloren gewesen. Aber das geradezu ideale Zusammenwirken zwischen Minensuchern und Großkampfschiffen auf deutscher Seite vereitelte ihre Bemühungen und wird als schönstes Beispiel dieser Art das Seegefecht am Moonsund in der Geschichte der Seekriege für immer unvergeßlich machen. Für die Bewegungen der Schlachtschiffe war so wenig Platz vorhanden, daß sie nicht einmal genügend Manövrierraum zum Ausweichen im Falle eines ernstlichen feindlichen Tauchbootangriffes gehabt, ja bei einem etwa gebotenen Rückzug an vielen Stellen kaum hätten umwenden können. Unter diesen Umständen war es ein wahres Glück zu nennen, daß die russischen Tauchboote abermals gänzlich versagten, und nur dazu kamen, zwei wirkungslose Torpedos abzufeuern. Die deutsche Überlegenheit an Schiffsartillerie aber wurde mehr als ausgeglichen dadurch, daß auch verschiedene russische Landbatterien sich am Kampfe beteiligen konnten, so die mit fünf 25,5-cm-Geschützen neuester Art bestückte Strandbatterie

kräfte bei ihren Großkampfschiffen Aufnahme fanden, die aber ihrerseits nicht mehr ins Gefecht eingriffen. Nunmehr konnten die Minensucher in Ruhe eine breitere Fahrstraße freilegen, so daß auch größere deutsche Schiffe ins Kassar Wiek einzulaufen und mit ihren weitreichenden Geschützen Moon zu bedrohen vermochten. Durch diese glänzende Waffentat wurden die deutschen Landungsplätze an der Nordküste von Ösel und an der Südküste von Dagö gegen jeden Angriff durch die russische Flotte sicher gestellt, zugleich aber dieser der Ausweg nach Westen durch den Sölasund verschlossen.

Das andere deutsche Geschwader unter dem Befehl des Vizeadmirals Behncke verriegelte ihr nunmehr auch den südlichen Moonsund. An der Südseite von Ösel waren die Vorbedingungen zu einem weiteren Vordringen der deutschen Schiffe seit der Eroberung der Halbinsel Sworbe und der Bezwingung der Batterien von Zerel gegeben. Aber auch hier waren zunächst die ausgedehnten Minenfelder zwischen Zerel und Domesnäs zu überwinden. Unverdrossen machten sich die Minensucher wieder an ihre gefährliche Arbeit. Russische Großkampfschiffe nahmen die Minensuchverbände schon auf 28 km Entfernung unter Feuer und machten so ihre Arbeit zu einem Wagnis. Aber es gelang. Am 16. Oktober lief das deutsche Geschwader in den Meerbusen von Riga ein, legte sich am 17. vor den Eingang des großen Moonsundes, und hier kann es am 18. zu einer richtigen Seeschlacht gegen die russischen Linienschiffe „Slawa", „Cesarewitsch" und „Graschdanin" und den Panzer-

bei Werder auf dem estländischen Ufer, die zehn 15-cm-Geschütze der Woibatterie an der Südspitze von Moon und andere. Doch zeigten sich diese Batterien ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen, schossen herzlich schlecht und wurden nach dem Rückzuge der russischen Kriegsschiffe durch wenige wohlgezielte Salven rasch niedergekämpft. Obgleich demnach der Russe alle taktischen Trümpfe in der Hand hatte, war der Ausgang des Gefechtes doch keinen Augenblick zweifelhaft. Die deutschen Schiffe nutzten zunächst geschickt die größere Tragweite ihrer Geschütze aus und schossen auf Entfernungen, aus denen ihnen der Gegner noch nicht schaden konnte. Die sich anfangs wacker wehrenden Russen sahen sich deshalb bald zum Rückzug in das Innere des Sundes genötigt, den die an letzter Stelle fahrende „Slawa" aufopferungsvoll deckte. In diesem Augenblicke warf Vizeadmiral Behncke seine Panzerschiffe in kühnem, raschem Vorstoß nach vorn und brannte der „Slawa" aus naher Entfernung einige Salven auf. Sie erhielt Volltreffer unter der Wasserlinie und lief in sinkendem Zustande am Ufer der Insel Schildau auf, wo sie noch heute als verlassenes Wrack liegt. Mit der Vernichtung dieses stolzen Schiffes, das sich in diesem Kriege besser geschlagen hatte, als irgend ein anderes russisches, war das Gefecht entschieden. Der russischen Flotte blieben als einziger Ausweg jetzt nur noch die schmalen Fahrrinnen beiderseits der Insel Worms, und sie beeilte sich sehr, von ihnen Gebrauch zu machen, weil sie fürchten mußte, sonst gänzlich eingeschlossen zu werden. Da die Russen bei ihrer Flucht alles, was sie noch an Minen besaßen, hinter sich ausstreuten, unterblieb eine weitere Verfolgung. Selten aber sind die Früchte eines Seesieges so unmittelbar und rasch auch zu Lande sichtbar geworden, wie es hier der Fall war, denn Moon und Dagö mußten nun als reife Früchte in deutsche Hände fallen.



Phot.: Bild- und Film-Amt, Berlin.

Abb. 6. Flaggensignale von Ösel nach der Transportflotte.

Die Stellung von Orissar befand sich seit dem 14. Oktober wieder fest in deutschem Besitz, aber am jenseitigen Ende des Steindammes hatten die Russen bei Linnäst einen kleinen Brückenkopf errichtet. Man plänkelte hier vorerst nur und beschoß sich wechselweise, zu welchem Zwecke auch Artillerie herangezogen wurde. Der die beiden Inseln verbindende Damm war für jeden der Gegner ungangbar, da er beiderseits vollständig von Maschinengewehrfeuer bestrichen wurde. Nur einmal ließ sich eine zehn Köpfe starke Offizierspatrouille des russischen Todesbataillons auf ihm blicken und gelangte bis zu einem Granattrichter in der Mitte des Damms, wurde dann aber bis auf den letzten Mann abgeschossen. Die Russen hatten anfangs nur wenige Truppen auf Moon, holten später aber noch eine frische Brigade aus Reval heran. Diese Leute kamen nur ungern und erst, als man ihnen versprochen hatte, daß auch zwei Kosakenregimenter und Artillerie mitgeschickt werden würden. Da aber diese Unterstützung trotzdem ausblieb, zeigten sich die Soldaten unwirsch, aufsässig und kampfesunlustig und gerieten ihren Offizieren, die einen recht niedergeschlagenen Eindruck machten, mehr und mehr aus der Hand. Nur zwei Bataillone dieser Brigade haben sich brav geschlagen. Den Kern des russischen Widerstandes auf Moon bildete ein sehr tapferes Todesbataillon, das gleichzeitig mit der Brigade eingetroffen war und in den Brückenkopf von Linnäst gelegt wurde. Dieser war im Frontalangriff über den schmalen Damm hinweg schwer zu nehmen, weshalb in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober ein Bataillon weiter

südlich auf Barkassen über den Sund gesetzt wurde. Die Landung gelang, ohne daß die Russen etwas davon merkten, und so konnte der Brückenkopf im Morgengrauen des 18. von der Rückseite her überfallen werden. Gleichzeitig eröffnete die deutsche Artillerie im Verein mit möglichst dicht herandampfenden Torpedobooten ein heftiges Feuer auf Linnäst, wo das russische Munitionslager durch einen Volltreffer in die Luft gesprengt wurde. Als dann vier aufsteigende weiße Leuchtkugeln als sehnsüchtig erwartetes Zeichen verkündigten, daß der Überfall des Brückenkopfes gelungen sei, stürmten die deutschen Kompagnien mit Hurra über den Damm und traten den Vormarsch ins Innere der Insel an. Weitere deutsche Streitkräfte wurden noch am gleichen Tage an der Südspitze der Insel gelandet und besetzten die von den Kriegsschiffen bereits niedergekämpfte Woi-Batterie. Es war ein lustiges Vorwärtsstürmen; General von Kathen fuhr im Kraftwagen zwischen den Radfahrern der Vorhut, Prinz Joachim von Preußen sprengte auf einem geliehenen Artilleriegaul in die Kampflinie. Im konzentrischen Vormarsch trieb man die Russen, deren Kerntruppen sich namentlich bei Kniwast zu kurzer, aber heftiger Gegenwehr stellten, vor sich her und drängte sie nach dem äußersten Nordosten der Insel. Hier streckte der entmutigte Feind die Waffen. Nur das Todesbataillon wollte sich nicht ergeben und verlangte, nach dem Festlande übergesetzt zu werden. Da dies natürlich abgeschlagen wurde, entbrannte hier der Kampf aufs neue. Flüchtende Teile des Todesbataillons erreichten in wirrem Gedränge den Strand und hier liegende Kähne, aber diese wurden dann von dem Feuer der deutschen Torpedoboote gefaßt und größtenteils vernichtet. Nur geringe Bruchteile des Feindes entkamen. Die deutschen Verluste waren auch auf Moon erfreulicherweise äußerst mäßig, aber leider befand sich unter den Opfern auch der Dichter Walter Flex, dessen feurige Kriegslieder die Truppe so oft begeistert hatten und der nun an der Spitze seiner Kompagnie von einer verirrten Kugel getroffen wurde, als man schon wegen der Übergabe verhandelte.

Noch schwächer als auf Moon war der russische Widerstand auf Dagö, das von mehreren Batterien und einem Infanterieregiment der Öseldivision verteidigt wurde. Schon am 12. Oktober waren hier Marinetruppen an der durch die Schiffsartillerie niedergekämpften Batterie von Toffri ans Land gesetzt worden, konnten sich aber gegen zehnfache feindliche Übermacht nicht lange halten und mußten wieder zurückgenommen werden. Ein zweiter Versuch, der am 14. Oktober mit stärkeren Kräften unternommen wurde, hatte dasselbe Schicksal. Man mußte geduldig abwarten, bis Infanterie verfügbar wurde. Dies war am 18. Oktober der Fall, und am 19. konnte dann mit einem Radfahrerbataillon an der Spitze der Vormarsch angetreten werden. Er führte zuerst die Ostseite der Insel entlang, schwenkte dann nach Westen um und drängte die Russen in die Halbinsel Dagerort. Ein Teil des Feindes entkam auf Fischereikuttern, die übrigen streckten die Waffen, nachdem sie vorher die Befestigungen auf Dagerort zerstört und die Batterie von Lechma gesprengt hatten. Dagegen fiel die große Tuchfabrik von Kertel mit ihren riesigen Vorräten als ganz besonders willkommene Beute unversehrt in die Hände der Sieger.

So war denn innerhalb zehn Tagen die Eroberung der dem Meerbusen von Riga vorgelagerten Inseln vollendet und damit das seestrategische Problem der Ostsee zugunsten Deutschlands entschieden, wodurch am härtesten England getroffen wurde. Der Flankenschutz der deutschen Ostfront hatte eine wesentliche Verstärkung, der der russischen Front eine ständige Bedrohung erfahren. Die Sicherung des Seeweges nach Riga bedeutete für Deutschland zugleich eine sehr erwünschte Entlastung des rollenden Materials. Bei geringen Eigenverlusten war eine recht stattliche Beute gemacht worden, aus der hier nur erwähnt seien: 20000 Gefangene, über 100 Geschütze, darunter 47 schwere Küstengeschütze neuesten englischen Ursprungs, 130 Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, 6 Flugzeughallen mit 10 Flugzeugen, 30 Kraftwagen, 3 Kriegskassen mit 365000 Rubeln usw. usw. Können sich die ruhmvollen, von viel soldatischem Glück und Schneid getragenen Kämpfe um die Ostseeinseln an Großartigkeit und Massenzahlen auch nicht mit denen auf dem Festlande messen, so sind sie kriegsgeschichtlich doch ganz besonders interessant wegen des mustergültigen Zusammenwirkens von Heer und Flotte.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Georges Clémenceau.

Es ist eine der charakteristischsten Erscheinungen im öffentlichen Leben Frankreichs, daß ein Mann wie Clémenceau Ministerpräsident werden konnte in einer Zeit, da sich das Land in der kritischsten Lage befindet, die es noch je erlebt hat. Er war immer der Mann der Opposition, immer ein Verneiner, dabei voll glühenden Hasses, rücksichtslos, grausam und blutgierig wie ein Tiger (die Franzosen nennen ihn selbst so). Sowohl als Abgeordneter und als Senator wie als Journalist hat er immer wieder die öffentliche Meinung zu beherrschen gewußt, weil er mit einer unerhörten Dreistigkeit Feind und Freund bekämpft und immer sich selbst als den Einzigklugen und den einzig möglichen Retter darzustellen wußte.

Georges Clémenceau ist ein Sohn der durch ihre harten Köpfe berühmten Vendée. Er wurde 1841 in dem unbedeutenden Ort Mouilleron-en-Pareds geboren. Seit 1865 studierte er Medizin in Paris, und dort ließ er sich auch als Arzt nieder, aber schon früh verlockte ihn die Politik, die ja in Frankreich dem Ehrgeizigen so viel Aussicht bietet. Nach dem 4. September 1870 wurde er in Paris Bürgermeister des 18. Bezirks. Im Februar 1871 wurde er zum Abgeordneten gewählt. In der Kammer stimmte er gegen den Friedensschluß mit Deutschland. Schon damals war er ein Mann, der „jusqu'au bout" gehen wollte. Er sympathisierte mit der Kommune, weil er in ihr einen Protest gegen die Versailler Regierung, die „Capitulards", sah, die vor den Deutschen die Waffen streckten. Während der Kommune versuchte er zwischen der Stadtverwaltung von Paris und der Regierung in Versailles zu vermitteln, aber er kam zu spät, um die Generale Lecomte und Clément Thomas vom Erschießungstode zu retten. Infolgedessen legte er sein Amt als Bürgermeister und als Abgeordneter nieder und widmete seine Tätigkeit dem Gemeinderat von Paris, dessen Präsident er 1875 wurde.

Die eigentliche Politik zog ihn aber so sehr an, daß er 1876 sich wieder in das Abgeordnetenhaus wählen ließ. Seither hat er diesem und später dem Senat fast ununterbrochen angehört. In der Kammer schloß er sich der äußersten Linken an, deren Führer er wurde. Er war ein glänzender Redner, der eine Regierung nach der andern angriff. Ferry, den Kolonialpolitiker, stürzte er ebenso wie dessen Nachfolger Freycinet. Der Präsident Grévy bot ihm 1887 die Bildung eines neuen Ministeriums an, aber Clémenceau war schlau genug, abzulehnen. In der Zeit Boulangers spaltete sich seine Partei, indem ein Teil zum General überging. Clémenceau war gegen Boulanger, und dadurch verlor er von seiner Volkstümlichkeit. Dazu kam, daß das in einem Ehescheidungsprozeß gegen ihn erlassene Urteil ihm sehr schadete. Auch aus dem Panamaskandal ging er nicht unversehrt hervor: wie so viele andere hatte er sich von dem berüchtigten Cornelius Hertz bestechen lassen, denn seine Zeitung hatte nicht weniger als 273 000 Franken Panamagelder erhalten.

So kam es, daß er 1893 bei den Neuwahlen für die Kammer nicht wieder gewählt wurde. Mit der ihm eigenen Zähigkeit und Unverfrorenheit beschäftigte er sich aber auch weiterhin mit der Politik, und zwar als leitender Redakteur der von ihm 1880 gegründeten Zeitung „La Justice".

In Frankreich können Journalisten zu allen hohen Ämtern gelangen. Dort trägt der Herausgeber einer Zeitung sein Recht an der Spitze seiner Feder, wie früher der Condottiere das seinige an der Spitze seines Degens trug. „La Justice" war ein ultraradikales Morgenblatt, in dem Clémenceau im Verein mit C. Pelletan Gambetta und Jules Ferry bekämpfte. Übrigens diente damals diese Zeitung einem Teil der deutschen Sozialisten



Georges Clémenceau.

als Organ (einer der Hauptredakteure der „Justice", Longuet, war mit einer Tochter von Marx verheiratet). In der Zeit des Kulturkampfes in Frankreich gab er die Zeitung „Le Bloc" heraus (1900—1902), dann seit 1903 „L'Aurore", in der er Jaurès bekämpfte.

Clémenceau hat stets für England geschwärmt; Eduard VII. beehrte ihn sogar mit seiner Freundschaft. Natürlich ist Clémenceau auch ein Feind Deutschlands, wenn er auch seinem Deutschenhaß nicht gerade so leidenschaftliche Formen verliehen hat wie andere Politiker. Lange Zeit galt er als geheimer Agent Englands in Frankreich, auch in den Jahrzehnten, als die Beziehungen zwischen den beiden Ländern wegen Ägyptens gespannt waren. Er trat stets für ein französisch-englisches Einverständnis ein, das im April 1904 verwirklicht wurde. Insofern ist er einer der Miturheber des jetzigen Weltkrieges.

1902 war er wieder zum Abgeordneten gewählt worden und er spielte jetzt, namentlich als eifrigster Vertreter der Blockpolitik, seine Rolle wieder mit solcher Sicherheit weiter, daß er 1906 im Kabinett Sarrien Minister des Innern und nach dessen Rücktritt sogar Ministerpräsident wurde. Als solcher bekämpfte er die revolutio-

näre Bewegung der Sozialisten (er ist der Vertreter der individualistischen, ungehemmten Wirtschaftsordnung, etwa wie Eugen Richter, aber viel brutaler und witziger). Die Sozialisten haben ihm oft genug vorgehalten, daß während seiner Ministerpräsidentschaft wegen gewerkschaftlichen Streitigkeiten 15 Arbeiter getötet und 467 verwundet und außerdem 180 Jahre Gefängnis über Arbeiter verhängt wurden.

Neben der Durchführung des Trennungsgesetzes und sozialer Reformen, wie der Altersversicherung, ließ Clémenceau sich vor allem die Pflege der Beziehungen zu England angelegen sein. Obgleich selbst nicht Minister des Auswärtigen (das war Pichon), leitete er doch die französische auswärtige Politik im Sinne der deutschfeindlichen Einkreisungspolitik. Die „friedliche Durchdringung" Marokkos mit Hilfe französischer Truppen machte unter ihm weitere Fortschritte. Am 20. Juli 1909 stürzte Clémenceau infolge eines Rededuells mit seinem alten Feinde Delcassé. Nach seinem Abschied unternahm er eine Reise nach Südamerika, über die er in der „Illustration" Berichte veröffentlichte. Zurückgekehrt, erklärte er am 30. Dezember 1909 seinen Austritt aus der radikalen Partei, weil diese die unifizierten Sozialisten bei den Gemeindewahlen unterstützt hatte. Seitdem hielt er sich wieder etwas zurück. Bei den Präsidentenwahlen im Januar 1912 war Clémenceau ein Gegner der Kandidatur Poincarés.

Obschon Clémenceau in den 70er und 80er Jahren der Führer jener Radikalen gewesen war, die sich in einer Liga zur Abschaffung des Senats als einer reaktionären und undemokratischen Einrichtung zusammenschlossen, verhinderte ihn das nicht, nach seiner langjährigen, unfreiwilligen Panamamuße gerade den Senat zum Stützpunkt seiner Opposition gegen jede Regierung, die ihm nicht paßte, zu machen. Im Senat schien es übrigens, als ob Clémenceau sich etwas positiver betätigen wollte. Er übte im Luxembourg-Palast zweifellos einen großen Einfluß aus, aber so recht traute ihm doch niemand, und da er selbst keine ehrliche Freundschaft zu bieten hatte, liebte man ihn auch nirgends.

Bei Beginn des Weltkrieges gab Clémenceau eine Zeitung, „L'Homme libre" (Der freie Mann), heraus. Als diese eine allzu freie Sprache führte, wurde sie von der Zensur unterdrückt. Clémenceau ließ sie aber dann unter dem Namen „L'Homme enchaîné" (Der Mann in Ketten) neu aufleben. In dieser Zeitung hat er der Regierung manche bittere Wahrheit gesagt.

Nachdem man es in der Kriegszeit mit allen möglichen Ministern versucht hatte, war es vorauszusehen, daß Poincaré schließlich Clémenceau berufen würde, obschon dieser ihn stets aufs gehässigste bekämpft hatte. Clémenceau war ja derjenige, der immer am lautesten geschrien hatte, und der stets alles besser wußte.

Keine Regierung vermochte die Franzosen zu befriedigen. Hervé rief ganz verzweifelt: „Gebt uns einen Chef, und wenn es der Teufel selbst sein müßte."

Poincaré gab ihnen Clémenceau.

So konnte dieser denn am 16. November 1917 ein eigenes Ministerium bilden, das übrigens durchweg unbedeutende Männer aufweist. Er selbst übernahm außer der Präsidentschaft auch das Kriegsministerium, während er das Ministerium des Auswärtigen Pichon übertrug, demselben Pichon, den er in seiner Zeitung immer „L'imbécile" (der Schafskopf) genannt hatte.

Clémenceaus Ministerium kennzeichnet sich dadurch, daß die Radikal-Sozialisten (Caillaux' Richtung) und die Sozialisten ihm fern blieben. Der Tiger wird nämlich von den Sozialisten gehaßt wie ein Abtrünniger.

Als Clémenceau Ministerpräsident geworden war, durfte er seine Zeitung natürlich nicht weiter „L'Homme enchaîné" nennen. So änderte er den Titel schleunigst wieder in „L'Homme libre" um. Der Presse war aber damit keine größere Freiheit beschieden, denn die Zensur blieb nach wie vor bestehen. Aber die Zeitung Clémenceaus schlug jetzt einen anderen Ton an. War sie früher gegen alle Maßnahmen der Regierung und der Landesverteidigung, so sah sie jetzt alles in rosigem Lichte. Ja, in den Tagen, da die gewaltige Offensive in der Picardie erfolgte, schrieb sie (am 25. März): „Eine Welle von Optimismus geht über Frankreich. Seien wir ruhig, entschlossen und überzeugt, daß der deutsche Militarismus mit gesenktem Kopfe in seine letzte Niederlage rennt."

Den Kriegswillen des Landes hat Clémenceau neu zu beleben versucht. Aber seine alte Forderung, daß die Truppen aus Mazedonien zurückgezogen und an der Front in Nordfrankreich verwendet werden sollen, hat er bisher bei der Entente nicht durchzusetzen vermocht. Auch sonst hat er als Ministerpräsident und als Kriegsminister manches aus seinem Programm streichen müssen, was er früher leidenschaftlich gefordert hatte. Er hat auch die Verhältnisse in Frankreich nicht ändern können. Die erste organisatorische Arbeit Clémenceaus sollte die Einführung eines straffen, einheitlichen Entente-Kommandos sein. Erst Ende März ist es ihm gelungen, durchzusetzen, daß dem General Foch die oberste Leitung auch über die englischen Truppen in Frankreich, wenigstens für die Dauer der deutschen Offensive, anvertraut wurde. Im übrigen suchte er im Innern mit eiserner Hand alle Friedens- und Verständigungswünsche zu unterdrücken. Er bemühte sich, den Widerstand des Landes aufs neue anzufachen und alle jene unschädlich zu machen oder zu beseitigen, die ihm im Wege stehen.

Clémenceau ist ein Mann mit einem Mongolenkopf und einer eisernen Stirn. Mit verächtlichem Lächeln pflegt er auf seine Gegner zu schauen. Als ein Mann, der über viele Leute, die er haßte, gesiegt hat, aber arm an wirklichen Erfolgen, unfruchtbar für sein Volk, so ging Clémenceau vierzig Jahre lang durch die Politik Frankreichs. In schwerer Stunde hat man ihn zur Rettung des Landes berufen, aber ihm fehlt die Gewalt Gambettas, der neue Heere aus dem Boden zu stampfen wußte und zuletzt doch unterlag. Clémenceau hat eine unmögliche Aufgabe übernommen. Einst wird der Tag kommen, wo der Tiger einsehen muß, daß sein Wollen vergeblich war und wo sein ganzer Ehrgeiz zusammenbrechen wird. Dann wird er wieder die Rolle Thersites', des Lästerers, übernehmen.

Die Mittel des Krieges.

Von der Feldpost im Weltkrieg.

Von Feld-Oberpostsekretär A. Hempel.

Zu Anfang des Krieges wurde über die Feldpost, von deren Organisation im Heft 6 dieser Chronik ein Abriß gegeben ist, viel geklagt. Ob mit Recht oder nicht, soll hier nicht erörtert werden, festgestellt sei aber, daß ein gut Teil der Schmähschriften über die Feldpost, die damals durch die Presse gingen, von Leuten herrührte, die daheim hinter dem Ofen geblieben waren. Verschiedene, vom Reichs-Postamt verbreitete Druckschriften, worin versucht wurde, dem großen Publikum vorzuführen, was von der Feldpost geleistet werden konnte und was nicht, fanden wenig Beachtung, da man sie allgemein als pro domo geschrieben einschätzte. Erst als namhafte Heerführer sich der Angelegenheit annahmen, Persönlichkeiten, die in unmittelbarer und ständiger Berührung mit den Feldposten draußen im Felde standen, trat ein Umschwung ein und die häßlichsten Unkenrufe verstummten. Heute ist es, dank der genialen, umsichtigen und zielbewußten Leitung des Feldpostwesens durch den Geheimen Oberpostrat, Feld-Oberpostmeister Domizlaff längst gelungen, das Institut der Feldpost würdig einzureihen in die Organisation unseres glorreichen Feldheeres und niemand, der der ruhmreichen Taten unserer Armeen gedenkt, wird der Feldpost seine Anerkennung versagen können. Unsere Kriegsberichterstatter, die draußen im Felde die Verhältnisse kennen gelernt haben, erwähnten oft in ihren Berichten lobend die Feldpost und gelegentlich singt auch ein Dichter der Feldpost ein Ruhm-, Lob- und Preislied. Doch die Feldpost ist heute nicht etwa nur eine Annehmlichkeit, die den Heeresangehörigen die Fühlung mit der Heimat ermöglicht, sie ist in der Heeresverwaltung ein unentbehrlicher Faktor, denn fast die gesamte Dienstpost wird durch sie befördert. Befehle fliegen durch sie hin und her und der Feldpostverkehr von Armee zu Armee draußen im Felde hat sich mehr und mehr gesteigert.

Knapp eine halbe Million Feldpostsendungen wurden im Deutsch-Französischen Kriege 1870-71 täglich bearbeitet, auf 16 Millionen ist diese Zahl täglich abflutender Briefsendungen im gegenwärtigen Weltkriege emporgestiegen. Dabei ist das Personal, das im Kriege 1870/71 sich auf 2300 Köpfe belief, nicht etwa verdreißigfacht worden, sondern beträgt lediglich 5400 Mann, also noch nicht zweieinhalbmal mehr. Um die gewaltigen Briefmassen zu bewältigen, machten sich zahlreiche Neuerungen nötig, denn die Erfahrungen früherer Kriege auf dem Gebiete des Feldpostverkehrs boten wenig Anhalt. Der Eigenart der verschiedenen Kriegsschauplätze mußte Rechnung getragen werden, andere Verkehrsmittel erforderten der östliche wie der westliche Kriegsschauplatz; andere wieder die Operationsgebiete in Ebenen, wie die gebirgigen Gegenden.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze waren im allgemeinen die Grundbedingungen für eine geregelte Postzufuhr gegeben. Ein vielverzweigtes Eisenbahnnetz und gute Straßen ermöglichten ohne größere Schwierigkeiten die für Massenbeförderung erforderlichen Einrichtungen von Feldpostkursen. In öffentlichen Gebäuden und größeren Privathäusern der westlichen Kulturstaaten Frankreich und Belgien fanden die Feldpostbeamten leicht Unterkunftsräume für die Bearbeitung der Posten. Die Entfernung der einzelnen Feldpostanstalten voneinander war nicht allzu groß, so daß sich bald eine Zentralisation der Betriebe ermöglichen ließ und große Feldpostverteilungsstellen, in denen 70 und noch mehr Beamte arbeiteten, errichtet werden konnten. In vielfacher Hinsicht ließen sich die erprobten Einrichtungen der heimatlichen Postverwaltungen verwerten. Wesentlich andere Verhältnisse walteten im Osten ob. Das Fehlen fast jeglicher Eisenbahnen und die grundlosen Straßen legten bei den ungeheueren Entfernungen, die zu durchmessen waren, äußerste Schwierigkeiten in den Weg. Große Ströme (Weichsel, Bug, Njemen) traten hemmend auf und oft bedurfte es der zähesten Energie der Organe der Feldpost, um den Durchlaß über Brücken, wo sich der gesamte Heeresverkehr naturgemäß staute, für die Postladungen zu erzwingen. In den Operationsgebieten weiter Ebenen, z. B. beim Vordringen der Heeresgruppe Linsingen von Galizien am Styr und Stochod nach den Rokitnosümpfen, half man sich mit der Anlegung von Feldbahnen. Wie Telephondrähte und Telegraphenkabel legte man hinter den marschierenden Truppen diese Liliputbahnen her und zog auf denselben mit Proviant- und Munition auch das geistige Futter der Truppen, die Feldpost heran. In gebirgigen

Gegenden wieder (Karpathen, Balkankriegsschauplatz usw.) wurden Tragtierkolonnen gebildet, bisweilen auch Seilbahnen erbaut, mit deren Hilfe die Feldpost über Talschluchten dahinschwebte und so den Ort ihrer Bestimmung erreichte.

Unter den mißlichsten Umständen hatten die mobilen Feldpostanstalten bei den Fronttruppen des Ostens in den ersten Kriegsmonaten zu leiden. Wenig feldmäßig war z. T. die Ausrüstung, denn außer den blauen Friedensuniformen, in denen man anfangs die Feldpostbeamten hinausschickte*) in Schmutz und Feuer, war noch mancherlei, was den Anforderungen des Krieges nicht entsprach. Zur Veranschaulichung der Strapazen, die da zu überwinden waren, sei eine Stelle aus dem Tagebuch eines Feldpostsekretärs aus den Polenzügen des Landwehrkorps 1914 mitgeteilt. Er schreibt:

„Es war ein feuchter, kalter Tag, als wir von G. her die Weichsel überschritten. Unser Korps hatte den Auftrag, in Eilmärschen vorzugehen, um möglichst rasch an den Feind zu kommen. Die Hauptstraßen und Chausseen, wenn es in diesem Teile Russisch-Polens überhaupt solche gibt, durften nicht benutzt werden, da der Aufmarsch geheim gehalten werden sollte. So ging's auf elenden Kommunalwegen vorwärts. Unsere hohen Postwagen, die ehedem als Paketbestellwagen auf dem Asphaltpflaster einer größeren deutschen Stadt einhergerollt waren, wiesen außer ihrem feldgrauen Anstrich nichts Kriegsmäßiges auf und konnten nur mit äußerster Mühe fortbewegt werden. Sie schwankten wie im Laufschritt befindliche Kamele hin und her und erfüllten uns Sekretäre ständig mit der Sorge, daß sie das Metazentrum verlieren könnten. Leider geschah dies nur zu oft. Die Wege, die vollständig zerfahren und durchweg in diesen Gegenden mit fußhohem Schlamm überdeckt sind, haben an vielen Stellen metertiefe Löcher. Gerät ein Wagen mit einem Rad oder einem Räderpaar in solch eine Vertiefung, so schlägt er totsicher um und kann nur mit äußerster Mühe aus dem Schmutz herausgehoben und flott gemacht werden. Ständig ritten wir, um nach Möglichkeit hemmende Zwischenfälle zu verhüten, an der Wagenreihe der Feldpostkolonne, die neben den Postwagen aus einer Anzahl landesüblicher Bretterkarren (Panjewagen) bestand, hin und her und suchten die besten Stellen des Weges zu ergründen. „Rechts fahren," „links fahren," so mußten wir ständig an die Postillione und Trainfahrer Befehle weitergeben, je nachdem der an der Spitze reitende Vorsteher der Expedition kommandierte, dann den polnischen Kutschern, die die deutsche Sprache nicht verstanden, zurufen: „na levo," „na prawo", „prosto" oder „naprzód" (links, rechts, gerade aus, vorwärts). Die polnischen Kutscher (Panjes genannt) mußten überhaupt ununterbrochen im Auge behalten werden, da sie bei jedem Hindernis die Kolonnen auseinanderzogen und bei sich darbietenden Gelegenheiten zu entkommen und nach ihren Heimatdörfern zu entwischen suchten. Nur nach fortgesetzten kategorischen Ermahnungen unsererseits war ein Zusammenhalten von Mann und Roß und Wagen zu erreichen.

Gegen 2 Uhr nachmittags überschritten wir die von den österreichischen Waffenbrüdern erbaute Pontonbrücke über die Weichsel, dann ging's ohne Rast immer vorwärts. Mehrere Regengüsse hatten unsere Kleidung vollständig durchnäßt. Als die Dunkelheit hereinbrach, hofften wir, nachdem wir bereits seit 6 Uhr morgens unterwegs waren, in Quartiere zu kommen. In der neunten Stunde ritten wir auch in einen größeren Ort ein und atmeten auf in der Hoffnung, endlich ein Dach über das Haupt zu erhalten, mochte es noch so elend sein. Wir hatten den ganzen Tag nichts Warmes gegessen. Die ganze Kost bestand aus einem Stück Kommißbrot und etwas in der Feldflasche mitgeführten Kaffee. Wie lang wurden aber unsere Gesichter, als es jenseits des Ortes wieder hinausging in die dunkle, sternenlose, regnerisch kalte und stürmische Nacht. Wir erschauerten in den nassen Kleidern. Ganz langsam ging's vorwärts, da das Gelände anstieg. In das Geheul des dahersausenden Sturmes mischten sich die Peitschenschläge, die ständig auf die ermatteten Pferde niedersausten, um sie zum Ziehen anzutreiben, begleitet von den krächzenden aus heiseren Kehlen hervorgestoßenen „Hüa" und „wista" der Rossentreiber.

Bis um Mitternacht hatten wir uns so bewegt, da blieb der größte unserer Postwagen in einem mit aufgeweichtem Straßenkot gefüllten Loche stecken und war nicht mehr flott zu machen. Dabei klatschte der Regen ununterbrochen nieder, als wären alle Schleusen des Himmels geöffnet und Boreas blies mit seinem riesigen Hauch, als wollte er uns wegfegen. Als ich, um die Stellung des festgefahrenen Wagens zu ergründen, seitwärts etwas vom Wege abritt, geriet ich mit meinem

*) Die Umkleidung der Feldpostbeamten in Feldgrau wurde im September 1914 befohlen.

Pferde plötzlich in einen Wassergraben, so tief, daß das Tier bis an den Sattel im Wasser stand. Meine Reitstiefel füllten sich mit dem schmutzigen Inhalte des Grabens und meine Reithosen, soweit sie noch für Wasser aufnahmefähig waren, sogen davon auf. Die Anstrengungen, aus dem Graben herauszukommen, waren nicht sogleich von Erfolg gekrönt. Die Grabenböschung gab nach, so daß ich mitsamt meinem Pferde zurückfiel. Ich glitt dabei aus dem Sattel und nahm unfreiwillig ein Vollbad in dem schlammigen Wasser. Nur einem glücklichen Zufall hatte ich es zu danken, daß ich nicht mit den Sporen in den Steigbügeln hängen blieb. Da wäre ich wohl ohne Gnade dem Tode des Ertrinkens preisgegeben gewesen. So gelang es mir jedoch, nach einigen plätschernden Schwimmbewegungen, auf Händen und Füßen kriechend, gleich einer Kröte, aus dem Graben zu krabbeln. Da inzwischen die Stabsbagage hinter der wir sonst fuhren, davon und aus den Augen war, war guter Rat jetzt teuer. Unser Halten hatte niemand bemerkt und wir standen allein auf weiter Flur. Der Wagen ließ sich weder vor noch rückwärts bewegen. Die Pferde wollten nicht mehr anziehen. Wohl oder übel sahen wir uns gezwungen, an der Stelle bis zum Morgen auszuharren. Die Trainsoldaten und Postillione erhielten Weisung, die Pferde mit Zeltbahnen und Woilache zuzudecken und hinter dem Wagen so gut vor dem Winde geschützt, aufzustellen, als es sich ermöglichen ließ. Da auf einem unserer Wagen noch einige Sack Hafer lagen, — die eiserne Ration — so ließen wir den Pferden die Futtersäcke umhängen. Die armen Tiere hatten ja den ganzen Tag fast kein Futter erhalten. Es mochte mittlerweile 1 Uhr nachts geworden sein. Das Unwetter hielt ständig an und schien von Stunde zu Stunde mit erneuter Heftigkeit zu toben. Kauernd auf Gerätschaften, Koffern, Körben und Säcken harrten wir nun im Innern eines Wagens bis zum kommenden Morgen. Der Begriff von Zeit und Raum war uns gleichsam verloren gegangen. Wie aus dem Grabe erwacht, krochen wir aus unserem Schlupfwinkel, als Aurora am Himmel ihre goldstrahlenden Gewandfalten hinbreitete und die Gegenstände um uns wieder erkennbar wurden."

Welche Mühen und Aufgaben für den zur Regelung der Postnachfuhr auf den Etappenstraßen bei der Etappen-Inspektion tätigen Armee-Postdirektor entstanden, um solchen, mit den Truppen marschierenden Expeditionen die Feldposten nach- und zuzuführen, erhellt ohne weiteres. Mehrere Wochen lang waren manche Frontpostanstalten bei größeren Marschbewegungen nicht zu erreichen. In geradezu beängstigender Weise türmten sich oft die von der Heimat täglich neu zugehenden Versande zu Haufen. Lag dann glücklich eine Feldpostanstalt für eine knappe Zeit an einem solchen festen Standort, so fehlte es wieder an Beförderungsmitteln. Die dem Armee-Postdirektor etatsmäßig überwiesenen Gefährte reichten in derartigen Fällen bei weitem nicht aus. Was an sonstigen brauchbaren Fahrzeugen irgendwie zu erlangen war, nahm man für Munitions- und Provianttransporte vorweg. Lastautos waren in der erforderlichen Zahl weder verfügbar noch verwendbar. Sie wären in Schlamm und Kot versunken oder stecken geblieben. Erst mit dem Übergang aus dem Bewegungs- in den Stellungskrieg im Herbst 1915 verblaßten auf dem östlichen Kriegsschauplatze die hauptsächlichsten Schwierigkeiten der Postzufuhr. Die Eisenbahnen wurden bis in die vorderen Linien gebaut und die Einichtung eines wohlorganisierten Kursnetzes ermöglicht. Durch Einlegung schnellfahrender Züge (D-Züge) gelang es, die Beförderungsdauer der Feldpostsendungen trotz der goßen Entfernungen mehr und mehr zu kürzen, so daß die durchschnittliche Beförderungszeit eines Briefes auf der beispielsweise herausgegriffenen Stecke Berlin—Warschau—Baranowitschi nur $1^1/_2$ bis 2 Tage in Anspruch nahm.

Ein besonderes Kapitel in der Tätigkeit der Feldposten im Weltkriege nimmt die Geldbeförderung, die Vermittelung von Geldbeträgen mittels Postanweisung vom Feldheer nach der Heimat ein. Auf mehrere Millionen Mark beliefen sich bereits Anfang 1915 die Summen, die monatlich bei den 3—4 Feldpostanstalten eines einzigen Korpsbestandes durch die Feldpostkassen flossen. Über die Steigerung des Bargeldverkehrs bei einer Feldpostexpedition mittleren Geschäftsbetriebs von August 1914 bis Jan. 1915 gibt folgende Übersicht ein Bild.

Monat	Stück Postanweisungen	Betrag der eingezahlten Postanweisungen in Mark
August 1914	354	19 328
Sept. 1914	3 035	231 416
Oktob. 1914	3 472	204 379
Novbr. 1914	4 674	194 762
Dezbr. 1914	7 990	257 790
Januar 1915	12 087	404 586

Die einzelnen Mannschaften brachten anfangs zumeist ihre Löhnung bezw. ihre Ersparnisse selbst zur Feldpost, um sie an ihre Lieben daheim abzusenden. Oft umlagerten Hunderte von feldgrauen Familienvätern die Dienststellen und mit fieberhafter Geschwindigkeit mußten die Feldpostsekretäre vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht arbeiten, oft auch diese noch hindurch, um die gestellten Anforderungen zu befriedigen. Bergehoch türmten sich die Gelder um die primitiven Arbeitsplätze in zugigen Scheunen, luftigen Zellen oder gar auf freien Feldern. Wie man sonst Formulare verwaltet, so wurde mit Banknoten, Kassen- und Darlehnsscheinen verfahren. Ein Verwahren derselben in den amtlichen Kassenkisten war unmöglich und in allen möglichen Behältnissen brachte man das Papiergeld unter, um es nur einigermaßen zusammenzuhalten. Es muß wundernehmen, wie verhältnismäßig wenig Verluste sich bei dieser Hochflut ereignet haben. Jetzt ist der Geldverkehr des Heeres mit der Heimat und im Heer selbst längst durch Einführung eines bargeldlosen Umschreibeverfahrens geregelt. Der einzelne Mann hebt zumeist beim Feldwebel seine Löhnung gar nicht ab, sondern übergibt diesem am Löhnungstage gleich eine ausgefüllte Postanweisung über die Höhe seiner Forderung. Diese Postanweisungen werden dann von der Kompagnie gesammelt zum Zahlmeister gesandt, der sie für das ganze Bataillon zusammenstellt und mit einem Anerkenntnis über den Gesamtbetrag, also mit einer Art Scheck, der Feldpost zuführt. Diese liefert jene Anerkenntnisse dann wieder wie bares Geld an die Kriegskassen ab, während die Postanweisungen in der altbekannten Weise gebucht und zur Auszahlung an die Empfänger verschickt werden. Hunderte von Postanweisungen und Zahlkarten — diese sind seit 1. August 1916 im Felde auch zugelassen — gelangen mit solch einem einzigen Anerkenntnis zur Einzahlung und vereinfachen dadurch den Geld- und Kassenverkehr ganz wesentlich.

Wie auf dem Gebiete des Geldverkehrs reformierend im Kriege vorgegangen worden ist, sind auch im Zeitungsverkehr mancherlei Vereinfachungen geschaffen worden. So werden z. B. für größere Formationen (Regimenter usw.) Zeitungssammelbestellungen abgelassen und dadurch beim Versenden der Zeitungen an Packmaterial nicht unwesentliche Ersparnisse erzielt. Wenn z. B. in einem die Post selbständig empfangenden Verband 50 Bezieher der Leipziger Neuesten Nachrichten vorhanden sind, so werden diese 50 Exemplare nicht mehr unter der Adresse der einzelnen Empfänger gesondert verpackt, sondern geschlossen der betreffenden Formation überwiesen und von dieser an die einzelnen Empfänger verteilt.

Nicht unerwähnt bleiben darf schließlich die Mitwirkung der Feldpost bei der Unterbringung der Kriegsanleihen, einesteils direkt durch Zeichnungen seitens des Personals, anderenteils durch propagieren in den Feldpostbureaus bei den Heeresangehörigen.

Auch auf dem Felde der Wohlfahrtseinrichtungen ist die Feldpost bereits auf dem Plan. Durch Anregung ihres obersten Chefs ist im Kreise der Feldpostkameraden eine Feldpoststiftung ins Leben gerufen, die Beiträge sammelt zu einem Fonds für Unterstützung der Hinterbliebenen Gefallener oder der Kriegsnot erlegener Mitarbeiter.

Nicht selten betätigt sich das Personal der Feldpost nebenher auf Gebieten, der dem Feldpostgetriebe eigentlich ferner liegen, namentlich im Stellungskriege, wo der Dienst in ebene Bahnen geleitet werden kann und regelmäßige Ruhepausen für den einzelnen sich einlegen lassen. So findet sich im Osten wohl kaum eine Feldpostexpedition, die nicht Landwirtschaft treibt oder nicht mindestens einen Gemüsegarten angelegt hat. Manche Feldpostanstalten sind zu kleinen Landgärten ausgebaut mit nicht unbeträchtlicher Feld-, Wiesen- und Viehwirtschaft. Sie bauen sich nicht nur ihren Kohl selbst, sondern bestellen auch Kartoffel- und Haferfelder, mähen Heu, mästen Schweine und Hammel, haben im Stall einige Milchkühe stehen und auf dem Miste kräht ein stolzer Hofhahn, würdevoll die Aufsicht über ein stattliches Hühnervolk ausübend.

Gleichwohl ist die Feldpost stets eingedenk ihrer Hauptaufgaben, der Versorgung des Heeres mit Post, mit der unentbehrlichen geistigen Nahrung des Volks der Dichter und Denker in Waffen und kein Mittel läßt sie unversucht, das Vollkommenste auf diesem Gebiete zu erreichen.



Über Kriegsgefangenen- und Vermißtenpost.

Von Georg Nüssel. Mit 8 Abbildungen.

Groß ist die Anzahl derjenigen Kriegsteilnehmer, die in unseren Verlustlisten als „vermißt" gemeldet werden. Wenn auch in den meisten Fällen angenommen werden kann, daß über den Verbleib und das Schicksal dieser Unglücklichen kaum etwas näheres zu erfahren ist, so kommt es doch auch hier und da vor, daß sich solche Vermißte als in Gefangenschaft befindlich herausstellen. Auf alle Fälle wird es daher gut sein, wenn man wenigstens versucht, von den feindlichen Regierungen Auskunft zu erhalten. Diese haben ebenso wie das Deutsche Reich eigene Nachforschungsstellen eingerichtet, und zwar Frankreich das „Bureau des Renseignements sur les Prisonniers de Guerre", England das „Prisoners of War Information Bureau". Rußland hat keine derartige Auskunftsstelle; hierfür bestimmte Anfragen werden durch das dänische oder schwedische Rote Kreuz oder auch durch die „Hilfsaktion für deutsche und österr.-ungar. Gefangene in Sibirien", die in Tientsin (China) ihren Sitz hat, vermittelt.

Während in den ersten beiden Kriegsjahren Anfragen von Privaten unmittelbar an diese feindlichen Stellen gerichtet werden konnten, besteht jetzt infolge eines kriegsministeriellen Erlasses nur noch die Möglichkeit der Anfrage bei den Auskunftsstellen des deutschen Roten Kreuzes oder beim Kriegsministerium. Im folgenden sollen einige solche, privaten Anfragen zugrunde liegende, Schriftstücke behandelt werden, insbesondere briefliche Auskünfte, die in einem früheren Artikel nicht erwähnt waren. Es mag hervorgehoben werden, daß unsere Feinde, was Vermißtenauskunftserteilung und Vermißtennachforschung betrifft, sich als sehr zuvorkommend zeigen.



Abb. 1. Wiedergabe eines Briefes des französischen Nachforschungsbureaus für Kriegsgefangene.

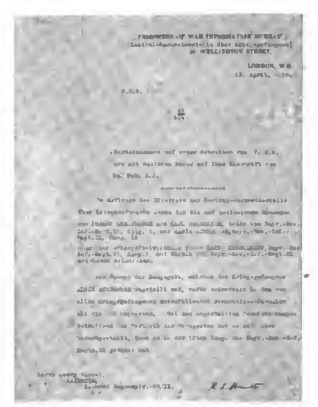


Abb. 2. Der Briefumschlag zu dem nebenstehenden Brief.

Zunächst gibt uns Abb. 1 die Antwort des französischen Nachforschungsbureaus wieder auf eine Anfrage über den Verbleib eines deutschen Offizierstellvertreters, der seit Mai 1915 bei Arras vermißt war und sich in französischer Gefangenschaft befindet, trotzdem seine Angehörigen bis zum Eintreffen der französischen Auskunft (28. Januar 1916) nichts von ihm wußten.

Abb. 2 zeigt den zugehörigen Briefumschlag, der außer dem Stempel der betr. französischen Stelle (Kriegsministerium) und der Adresse des deutschen Absenders keine weiteren Vermerke trägt. Eine nachher an die französische Regierung gerichtete Beschwerde, daß der betr. Gefangene mit seinen Angehörigen nicht in Briefwechsel treten durfte, hatte den Erfolg, daß am 6. April die Mitteilung kam, er dürfe seit 23. Januar 1916 an seine Angehörigen schreiben. Die Anfragen erfolgten stets deutsch, die Antworten dagegen französisch.

Die Beantwortung der nach England gerichteten Anfragen geschieht in deutscher Sprache (ebenso wie die Anfrage) entweder durch vorgedruckte Karten, in die der entsprechende Text eingesetzt wird, oder auch durch maschinengeschriebene, ausführliche Briefe, worin den Stellen etwa bekannte Tatsachen über den Verbleib des Vermißten und die Bereitwilligkeit zu weiteren Nachforschungen mitgeteilt werden.


PRISONERS OF WAR INFORMATION BUREAU

LONDON, W.C.

Abb. 3. Schreiben des englischen Prisoners of War Information Bureau.

In Abb. 3 haben wir einen solchen Brief vor uns, der zunächst ein eigentümlich längliches Format zeigt. Der Mitteilung waren auch die zensierten Aussagen zweier in englischer Gefangenschaft befindlichen deutschen Soldaten beigefügt, die derselben Kompagnie, wie der Vermißte angehört hatten und von dem englischen Nachforschungsbureau befragt worden sind. Eine dieser Aussagen zeigt die Abb. 4. Gefangenenlagerstempel und Unterschrift des Lagerhauptmanns sind deutlich zu erkennen.

Die Nachforschung nach an der russischen Front Vermißten und in Rußland Gefangenen gestaltet sich sehr schwierig.

Eine Antwortkarte des schwedischen Roten Kreuzes ist in Abb. 5 und 6 dargestellt.

Abb. 7 und 8 endlich zeigen einen Brief

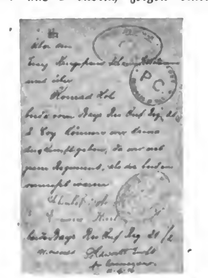


Abb. 4. Zensierte Aussage eines deutschen Soldaten wegen eines vermißten Kameraden.

der bereits erwähnten „Hilfsaktion . . . .“ in Tientsin, der am 20. August 1917 Tientsin verließ, dann über Amerika und Kopenhagen am 3. November 1917 an die Adresse des Anfragers gelangte. Bemerkenswert sind im Gegensatz zu den englischen und französischen Briefen die zahlreichen Stempel in den verschiedenen Sprachen.

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist er-


SVENSKA RÖDA KORSETS HJÄLPKOMMITTÉ FÖR KRIGSFÅNGAR

Stockholm

Herrn Georg Nüssel

Bayreuth

Wir empfingen Ihre Anfrage und haben dieselbe an unsere Vertrauensmänner in Russland weitergegeben. Sobald wir von diesen die gewünschte Auskunft erhalten, werden wir Ihnen dieselbe sofort zugehen lassen.

Svenska Röda Korsets Hjälpkommitté För Krigsfångar.

Abb. 5. und 6. Vorderseite (oben) und Rückseite (unten) einer Karte des Schwedischen Roten Kreuzes in Sachen eines deutschen Soldaten, der in russischer Gefangenschaft sein sollte.

sichtlich, daß die private Nachforschung manches Interessante geboten und manches Gute geleistet hat; es ist nur zu bedauern, daß sie jetzt nicht mehr zulässig ist.

Armee-Abzeichen.

Von Olly Oltmanns.

Kürzlich ging durch unsere Presse die Nachricht, der Kaiser habe dem deutschen Karpathenkorps das Tragen eines besonderen Abzeichens gestattet. Es ist dies das zweite Ereignis dieser Art im deutschen Heere, trugen doch bisher nur Angehörige des Alpenkorps ein für diese bestimmtes Abzeichen.

Im österreichisch-ungarischen Heere sind derartige Abzeichen schon seit 1914 verbreitet und werden auch vielfach, trotz des offiziellen Verbotes, von deutschen Soldaten, die in diesen Truppenverbänden kämpfen, besonders an der Mütze getragen.

Die beiden offiziellen deutschen Armee-Abzeichen sind nur als Erinnerung, nicht als besondere Auszeichnung gedacht, ihre Existenz ist wohl in der Hauptsache darauf zurückzuführen, um hinter den mit diesen Korps in ständiger Fühlung stehenden österreichischen Truppen nicht zurückzustehen.

Im österreichischen Heere unterscheidet man mehrere Gruppen derartiger Abzeichen.

Die allgemeinsten sind die Kappenabzeichen mit dem Bildnis Kaiser Franz Josephs I., Kaiser Wilhelms II., Erzherzog Friedrichs, „Vierbund" mit dem Bildnis der verbündeten Monarchen und die „Weihnachtszeichen", die von jedem Soldaten im Felde getragen werden dürfen.

Die Armeeabzeichen gelten, wie schon der Name ergibt, nur für Angehörige einer bestimmten Armee und lehnen sich diese mit ihren Darstellungen meistens an das Kampfgebiet an. So entstand für die 2. Armee ein Abzeichen „Winterfeldzug in den Karpathen 1914/15", welches seitlich des Kaiserbildes Schützengrabenstellungen in den Karpathen zeigt.

Der 3. Belgrader Armee ist ein besonderes Abzeichen zur Erinnerung der Einnahme von Belgrad gewidmet.

Besonders fein in Entwurf und Ausführung ist auch das Abzeichen der Isonzo-Armee, kämpfende Soldaten auf dem Gipfel eines Berges in künstlerischer Plastik.

Auch für die österreichisch-ungarischen Soldaten in der deutschen Südarmee und der Heeresgruppe Mackensen hat das k. u. k. Kriegsministerium besondere Abzeichen herausgegeben, ebenso für die Landesverteidigung Tirols usw.

Die dritte Abteilung der Korps-, Gruppen- u. dgl. -Abzeichen ist ganz besonders reichhaltig. Hier finden wir besondere Abzeichen für die Festung Krakau, Korps „Sokal", Korps Arz, Korps Hoffmann, Pustertal, Eisenbahnsicherungsdienst, die verschiedenen Feldtransportabteilungen, Heeresgruppe Erzherzog Eugen, 307. Honved-Gyalog Ezred, k. u. k. Kriegsmarine, Artillerie-Abzeichen u. a.

Bisher sind insgesamt mehr als 70 derartige offizielle Abzeichen durch das k. u. k. Kriegsministerium herausgegeben, mit deren Entwurf erste österreichische Künstler beauftragt wurden und die durchweg als Meisterstücke der Kleinplastik angesehen werden dürfen.

Die Abzeichen werden zu einem mäßigen Preise (40—70 Pfg.) den Soldaten abgegeben und durchweg getragen. Das ist leicht erklärlich. Ein derartiges Abzeichen bildet für jeden selbst nebst besonderen Auszeichnungen eine dauernde Erinnerung.



Abb. 7. Umschlag zu einem Brief der Hilfsaktion für deutsche und österr.-ungar. Gefangene in Sibirien.



Abb. 8. Wortlaut des Briefes aus Tientsin auf die Anfrage nach einem deutschen Gefangenen in Sibirien.

Für den Sammler dürften diese Abzeichen, die von jedermann wohl erworben, aber nicht getragen werden dürfen, ein besonders schätzenswertes Sammlungsmaterial sein, schon heute ist ein großer Teil derselben durch Umgruppierungen usw. nicht mehr im Kurse, wenn man sich so ausdrücken darf, andererseits ist es nicht allzu schwierig, mit geringen Mitteln hier eine reiche Sammlung zu erhalten, deren Wert ständig steigt, die auch andererseits nicht so leicht dem Verlust, wie Kriegsschriften usw., ausgesetzt sind. Sammler wollen sich zwecks Erwerbung solcher Abzeichen direkt an das k. u. k. Kriegsfürsorgeamt, Wien IX, Berggasse 22, wenden, von wo illustrierte Preislisten versandt werden.

Die Besetzungsmarken der Mittelmächte in Rumänien.

Von G. Nora. Mit 4 Abb.

Nach dem siegreichen Feldzug der Mittelmächte in Rumänien wurde, wie schon in den vorher besetzten Gebieten, die Einrichtung einer Post nötig.

Den ersten Schritt machte Bulgarien. Mitte März 1917 gelangten drei Briefmarken zur Ausgabe, die aus den in Bulgarien kursierenden Marken hergestellt wurden. Die Werte zu 5, 10 und 25 Stotinki erhielten in zyrillischer Schrift den Aufdruck: „Post in Rumänien 1916—1917". Auf der ersten Marke ist der Aufdruck in roter, auf den beiden andern in blauer Farbe angebracht.

Als nächstes folgte am 1. Juni 1917 Deutschland in der Herausgabung von Briefmarken. Es gelangten vorläufig drei Marken zu 15, 25 und 40 Bani zur Ausgabe. Hierzu wurden die deutschen Freimarken zu 15, 20 und 30 Pfg. verwendet. Diese Marken erhielten, wie die Abbildung zeigt, den Aufdruck des Wertes und darüber in einem Kästchen die Buchstaben M(ilitär)-V(erwaltung)



Abb. 1.—4. Die Besetzungsmarken der Mittelmächte in Rumänien: 1. Bulgarische, 2. und 3. deutsche Marken, 4. rumänische Wohltätigkeitsmarke mit Aufdruck.

i(n) R(umänien). Außer diesen Freimarken wurden aber auch Kriegssteuermarken verausgabt, die neben die Freimarke zu kleben ist. Zu diesem Zweck erhielten die von der früheren rumänischen Postverwaltung verausgabten Wohltätigkeitsmarken zu 5 und 10 Bani (Timbru de ajutor) denselben Aufdruck der Buchstaben M.-V. i. R., jedoch in Zierschrift. Die Wohltätigkeitsmarke trägt im Mittelstück eine Rumänin am Webstuhl.

Bald darauf wurde an den Freimarken eine Änderung vorgenommen. Die Marken erhielten zwar den gleichlautenden Aufdruck, jedoch in anderen Formen und ohne Kästchen.

Die Wohltätigkeitsmarken dagegen erhielten den gleichen Aufdruck, wie die Freimarken erster Ausgabe.

Neben den Freimarken erschienen jeweils auch Postkarten und Doppelpostkarten zu 10, bezw. 10 und 10 Bani.

Österreich-Ungarn folgte dann ebenfalls mit eigenen Marken für das besetzte Gebiet in Rumänien. Die Feldpostmarken mit dem Brustbilde des Kaisers Karl erhielten einen Aufdruck mit der Wertangabe in Bani bezw. Leu. Solange in Rumänien Besatzungstruppen stehen, werden alle diese Marken in Geltung bleiben, sicherlich werden sie aber später einmal recht selten werden.



Aus unserer Bildermappe:

Französischer Handgranatenwerfer.





Wohltätigkeitsplakat zugunsten französischer Kämpfer 1915.

Zeiten und Völker Zeitschrift für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde

Die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands in tausend Worten.*)

Von S. von Wegesack. Mit 4 Karten.

Das Baltenland, im Westen und Norden von der Ostsee, im Osten vom Peipussee, im Süden von Litauen umgrenzt, trat im 12. Jahrhundert in den Kreis abendländischer Geschichte.

Lübecker Kaufleute segelten die Düna hinauf und eröffneten den ersten unmittelbaren Handelsverkehr mit den Einwohnern des Landes.

Der Bremer Domherr Albert gründete 1201 Riga, rief zum Schutz der jungen Kolonie den Schwertbrüderorden ins Leben und erhielt, als Bischof von Riga, vom deutschen König Philipp von Schwaben alles eroberte Land als Reichslehen. Livland war Reichsland geworden.

Aber nicht, wie in Preußen, folgte der deutsche Bauer dem Kaufmann, dem Geistlichen und dem Ritter über das Meer: Livland blieb Kolonie. Nur als Herr konnte daher der Deutsche hier sein Deutschtum behaupten: aus nationalem Selbsterhaltungstrieb mußte eine Germanisierung der weit zahlreicheren Letten und Esten unterbleiben.

In wenigen Jahrzehnten wurde das ganze baltische Gebiet bis zum Peipussee von den Deutschen erobert, die selbst bis Pleskau vordrangen, hier aber auf den starken Widerstand des russischen Fürsten Alexander Newski stießen: auf dem Eise des Peipussees wurde das Ordensheer 1242 geschlagen. Seitdem war der Peipussee die Grenzscheide zwischen deutschem Westen und russischem Osten.

Reval wurde vom Dänenkönig Waldemar II. gegründet, aber nur mit Hilfe der Deutschen gelang ihm die Eroberung des Estenlandes, das 1346 durch Kauf endgültig in den Besitz des Deutschen Ordens überging.

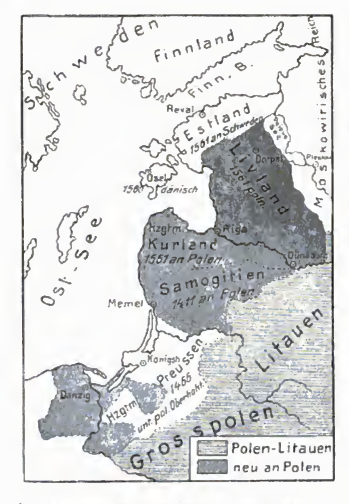
Viel schwerer war es, nach Süden eine Abgrenzung zu finden. Hier stand das mächtige Großfürstentum Litauen einer Verbindung mit



Gebiet des Deutschen Ordens bis zur Schlacht bei Tannenberg (1410).

Preußen im Wege. Im Kampfe mit Litauen brach der livländische Schwertbrüderorden zusammen, und seine Reste vereinten sich mit dem Deutschen Orden. Wohl gelang es diesem, sich der Litauer zu erwehren, aber als dauernde

*) „In tausend Worten", unter diesem Schlagwort bringen die folgenden Hefte die Geschichte der Länder, die der Krieg in den Vordergrund des Interesses gerückt.



Vordringen Polens im Baltenland (1410—1660).

Verbindung zwischen dem livländischen und preußischen Zweig des Ordens konnte nur ein schmaler Küstenstrich mit der Memelburg behauptet werden.

Nach der Schlacht von Tannenberg 1410 retteten zwar die livländischen Ordensbrüder das Hauptordenshaus, die Marienburg, doch den Niedergang Preußens konnten sie nicht aufhalten. Von jetzt an stand Livland allein, vom Mutterlande völlig abgeschnitten, und doch hielt es seine politische Selbständigkeit noch ein volles Jahrhundert nach dem preußischen Zusammenbruch aufrecht.

Aber äußere, wie innere Kämpfe erschütterten durch Jahrhunderte den livländischen Ordensstaat. Er war in allem ein kleines Spiegelbild seines Mutterlandes: Wie sich dort Kaiser, Papst und Städte feindlich gegenüberstanden, so rangen hier Orden, Bischof und die Stadt Riga um die Vorherrschaft, bis schließlich der Orden als Sieger hervorging.

Als Walter von Plettenberg, ein Sproß aus westfälischem Adel, Ordensmeister — der größte unter allen livländischen — geworden war, fand die Geschichte Livlands ihren Höhepunkt. Er vereinigte alle Kräfte von Stadt und Land zur gemeinsamen Abwehr gegen die einbrechenden Russen.

Moskau, vom Tatarenjoch befreit, drang unaufhaltsam gegen Westen vor, eroberte die Freistaaten Nowgorod und Pleskau und forderte die Unterwerfung Livlands. Umsonst rief der Ordensmeister die Hilfe Deutschlands an: das Reich hatte seine älteste Kolonie vergessen.

Allein, selbst auch von Litauen im Stich gelassen, nahm das kleine Ordensheer den Kampf gegen die russische Übermacht auf. In zwei glänzenden Schlachten, 1501 und 1502, wurden die Russen in die Flucht geschlagen. Ein halbes Jahrhundert hatte nun das Land von Osten her Ruhe.

In dieser Zeit hielt die Reformation ihren Einzug in Livland. Bei der engen geistigen Zusammengehörigkeit des Mutterlandes und seiner Kolonie verbreitete sich rasch Luthers Lehre über das baltische Land. Fortan schlang der evangelische Glaube um Deutsche, Esten und Letten ein geistig einendes Band, — das sich allen Stürmen der Gegenreformation und den Verfolgungen der griechisch-orthodoxen Kirche zum Trotz bis auf den heutigen Tag behauptet hat.

Mit Iwan dem Grausamen, der in Moskau zur Herrschaft gelangte, brach das Verhängnis



Schwedens Vorherrschaft in der Ostsee (1660—1721).

über Livland herein. In jedem Frühjahr (1558 bis 1560) überschwemmten die Russen sengend und mordend das Land, rissen die Burgen nieder und verschleppten zu Tausenden die Einwohner. Wieder umsonst wandte sich der Ordensmeister an den Kaiser und das Reich. Zwar forderte Kaiser Ferdinand die Reichsstände auf: „das bedrängte Livland, als des heiligen Reiches angehörige, ansehnliche Glied und gleichsam Vormauer gegen ausländische barbarische Völker" zu unterstützen, — die Hilfe selbst aber blieb aus.

Zur letzten Feldschlacht rüstete sich das zusammengeschmolzene Ordensheer. Tapfer kämpfend wurde es vernichtet. Die wenigen Gefangenen, darunter der Landmarschall, wurden in Pleskau und Moskau hingerichtet. So brach unter dem zweiten Ansturm vom Osten die livländische Selbständigkeit zusammen. (1561.)

Die beutelüsternen Nachbarn, Polen, Schweden und Dänen, teilten sich in dem vom Mutterlande im Stich gelassenen deutschen Besitz: Kurland kam als Herzogtum an Polen, dazu Südlivland und Riga, Estland an Schweden, und Ösel an Dänemark.

Das baltische Land ging dem Deutschen Reich verloren, nicht aber der deutschen Kultur. Es wurden ihm durch feierlichen Vertrag für alle Zeiten zugesichert: Gewissensfreiheit, deutsche Sprache, deutsches Recht, deutsche Obrigkeit und Selbstverwaltung. Dieser Vertrag ist von allen Herrschern Livlands bis auf den Zaren Alexander II. jedesmal ausdrücklich bestätigt worden.

Zuerst brach Polen den Vertrag: die katholische Kirche sollte mit Gewalt in Livland wieder eingeführt werden. Als Retter erschien Gustav Adolf von Schweden, der 1621 Riga belagerte und einnahm. Er begründete die deutsche Universität Dorpat.

Aber auch Schweden hielt nicht den Vertrag: durch die sogenannten „Reduktionen" wurden $^5/_6$ des gesamten Grund und Bodens von der Krone eingezogen. Bald darauf brach der Nordische Krieg aus, durch den Livland und Estland zu Rußland kamen. Bei der Kapitulation Rigas, 1710, wurden dem Lande von Peter dem Großen Glaubensfreiheit, deutsche Sprache und deutsches Recht für sich und seine Nachfolger feierlich zugesichert.

Doch auch Rußland brach den Vertrag. Und nun begann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts der härteste Kampf der Balten um ihr Deutschtum. Die deutschen Schulen, die deutsche Universität Dorpat wurden vernichtet. Deutsches Recht und Gericht wurden durch russische Willkür, deutsche Verwaltung durch russische Beamtenwirtschaft ersetzt.



Rußlands Ausbreitung an der Ostseeküste (1721—1914).

Zugleich hetzte die russische Regierung durch ihre Popen und Volksschullehrer die Letten und Esten gegen die Deutschen auf. Die baltischen Ritterschaften, die ein halbes Jahrhundert vor Rußland freiwillig die Leibeigenschaft der Bauern aufhoben, wollten schon längst die Letten und Esten zur Mitarbeit an der Landesverwaltung heranziehen. Die russische Regierung ließ dies aber nicht zu, um dadurch einen nationalen Gegensatz hervorzurufen, der bis dahin nicht bestand.

Durch den Einmarsch deutscher Truppen ist das baltische Land auch diesesmal vor dem sicheren Untergang bewahrt und hoffentlich endgültig dem Deutschtum gerettet worden!

Des Michels Stammbuch.

Die deutsche Einigkeit. Bismarck sagte 1893: „Wir Deutsche sind wie ein Ehepaar. Wenn alles ruhig und still ist, zankt man sich wohl ein wenig; wenn aber ein Nachbar sich einmischt, fällt Mann und Frau vereint über ihn her."

Deutscher Patriotismus. Die Zeit muß auch kommen, wo der Deutsche, der mehr phlegmatisch als dumm ist, Deutschland aussprechen wird, wie der Brite Old England, der Franzose La France, mit dem rührenden Herzton des Niederländers, Vaaderland! Weber, Demokritos (1888).

Herrschen und Regieren.

Gibt es eine Normalregierung?

Das Bemühen, den unbedingten Vorzug einer Form der Verfassung nachzuweisen, eine schlechthin allgemein passende Normalform aufzufinden, ist ein verkehrtes Bemühen. — — — Verfassung und Volk bedingen sich gegenseitig. Alle Versuche, sprungweise das Eine über das Andere zu erheben, nicht allmählich und gegenseitig zu erziehen, sind unnatürlich; Anstrengungen über die Kräfte und Einsichten hinaus enden in Ohnmacht und Kraftlosigkeit. Sollen Hottentotten und Engländer dieselbe Verfassung haben? Wollen wir Kunstakademien unter die Mongolen versetzen? Erinnert nicht vieles in Rußland an politische Treibhäuser?

Fr. v. Raumer: Historischpolitische Briefe (1860).

Stacheldraht.

Ein boshafter Ausspruch. Chamfort, einer der geistreichsten französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, sagt: „Das Publikum hat das Recht, Dummheiten zu sagen, so wie die Minister das Recht haben, deren zu machen."

Poesie und Politik. Friedrich der Große an Voltaire: „Haben Sie Lust, die Poesie mit der Politik zu vertauschen? Die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden ist der Umstand, daß Staatsmänner wie Dichter der Spielball des Publikums und der Gegenstand der Witze ihrer Kollegen sind."

Diplomatie. Von allen Beschäftigungen wird schwerlich eine schlechter betrieben als heutigestags die Diplomatie. Wie viele unter den Älteren sind gesinnungslose Philister, wie viele unter den Jüngeren bloße Salonhelden! Rühmliche Ausnahmen natürlich immer abgerechnet. Bei dem unendlichen Einflusse, welchen die Personalzusammensetzung hier ausübt, wäre es belehrend, zu untersuchen, wieviel in der Geschichte des neueren Europa gerade auf Rechnung dieses Elementes fällt. Eine Grundreform der ganzen Organisation des diplomatischen Wesens wäre eines der dringendsten Bedürfnisse; freilich kann ein einzelner Staat hiermit nicht beginnen.

Joseph Maria von Radowitz (1840).

Völkerkunde.

Slaven in Italien. In dem äußersten Nordosten Italiens, in den Ausläufern der Julischen Alpen, leben etwa 40 000 Slovenen. Sie wohnen in den Bezirken Cividale, Tarcento, Moggio und San Pietro al Natisone der Landschaft Friaul (Provinz Udine). Von den genannten vier Bezirken, welche zusammen 16 Gemeinden umfassen, ist San Pietro al Natisone ausschließlich von Slovenen bewohnt, während sie in den anderen dreien mit Friaulern gemischt sind. Diese Slovenen haben sich in engen und nicht sehr tief eingeschnittenen Tälern, sowie auf den Abhängen der Julischen Alpen niedergelassen und führen hier ein stilles, fast patriarchalisches Leben. Im allgemeinen sind sie von hohem Wuchse, mit blauen oder grauen Augen. Fast alle besitzen ein kleines Stück Land, das sie in primitiver Weise bebauen; es gibt weder reiche Grundbesitzer, noch Proletarier. Ihre Dörfer kennzeichnen sich durch den Mangel an hübschen Häusern, an Villen und Gärten, die man sonst in Friaul überall findet. Ihr von Fremden fast nie besuchtes Gebiet erzeugt Mais, Weizen, Gerste, Roggen und Kartoffeln, ferner Gemüse und Früchte, namentlich echte Kastanien. Auch der Wein wächst ziemlich gut, ist aber nicht sehr feurig. Rindvieh ist in genügender Menge vorhanden, dagegen mangelt es an Kleinvieh. Die Industrie ist sehr unbedeutend und beschränkt sich auf einige Ziegeleien und Werkstätten.

Gedenktage.

Jakob Burckhardt. Am 25. Mai werden es hundert Jahre, daß der berühmte Gelehrte zu Basel geboren wurde. 1837—39 studierte er in seiner Vaterstadt Theologie und Geschichte. Sodann bildete er sich in Berlin weiter aus. Im Alter von 25 Jahren wurde er 1843 Professor für Kultur- und Kunstgeschichte an der Universität in Basel, wo er mit Unterbrechung bis zu seinem Ende verblieb (8. August 1897). Burckhardt gehörte zu den schöpferischen Gelehrten. Neben der politischen Seite der menschlichen Entwicklung betonte er nachdrücklich die Geistesgeschichte, der Theologe kam zur Geltung. Die Kunstgeschichte trat hinzu, sein „Cicerone, Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens" z. B. ist auch heute noch nicht veraltet. Sein bekanntestes Buch ist die „Kultur der Renaissance in Italien": hier zeigt sich der umfassende Historiker in seinem Glanze. Denn mit diesem Werk entdeckte er uns von neuem die Renaissance und wurde zugleich zum ersten berühmten Vertreter der neuen Kulturgeschichte. Was er unter dieser selbst verstand, sagt uns ein schönes Wort in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die besser etwa unter dem Titel „Leitfaden des geschichtlichen Denkens" herausgegeben wären: „Das Entfernte wird genähert; statt eines einzelnen Wissens um Curiosa entlegener Zeiten und Länder tritt das Postulat eines Totalbildes der Menschheit auf."

Zeiten und Völker Zeitschrift für Geschichte, Kulturgeschichte, Länder- und Völkerkunde

Madrid, die Stadt der Gegensätze.

Von Ernst Bütikofer.*)

Wenn ich mir meinen Aufenthalt in Madrid in die Erinnerung zurückträume, tritt ein grelles Farbenbild vor meine Augen. Die Farben sind ohne jede Harmonie. Ich höre Töne, vom weichen Sopran bis zum Baß, ohne Gleichklang, im ungleichen Takt. Ich sehe vor mir die Stadt der grellen Gegensätze!

Hohe Häuser, Villen, Paläste, Equipagen, Hofkaleschen und — arme Quartiere mit stallähnlichen Wohnungen — nein, sie sind noch schlimmer, denn hierzulande würde kein gewissenhafter Bauer sein Vieh in solchen Räumen unterbringen — Menschen, fast in Lumpen gekleidet, Armut an jeder Mauerritze, jedem Kleiderfetzen, jedem Gesichtszug!

Lange Berichte über glänzende Feste im Palast eines Titelträgers. Die Namensnennung all der aristokratischen Teilnehmer, der Gesandten, der Herzoge, Marquisen, Grafen, Barone und der politischen Größen ohne Titel, nimmt oft eine ganze Spalte ein. Und in der gleichen Zeitung — in der gleichen Nummer — hinten, auf der vierten Seite unter Polizeinachrichten die Mitteilung von einem Leichenfund mit der kurzen Bemerkung „parce que se murio de hambre" (der Tod scheint durch Verhungerung verursacht worden zu sein).

Prächtige Familiengrabmäler auf den Friedhöfen. Hunderttausende von Franken stecken in einem einzigen solchen Werk. Und auf dem gleichen Friedhof die Massengräber, wo die Leichen der Armen ohne Sang und Klang, sogar oft noch ohne Sarg, versenkt werden.

Mächtige Hitze im Sommer, große Kälte im Winter, und dabei gewaltige Temperaturschwankungen innerhalb des Zeitraums eines Tages.

*) Diese Skizze entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, eines Schweizer Ingenieurs, dem demnächst erscheinenden Werke: „Der Fisel in der Fremde. Erinnerungen eines Elektrotechnikers."

Freude und Fröhlichkeit, Tanz und Sang und Kastagnettengeklapper. Auf der andern Seite jammerndes Elend. Ich sehe die Frau vor mir, die Bettlerin, die ich eine Weile tagtäglich traf. An jeder Hand ein Kind, ein drittes unter dem Herzen.

Und doch herrscht Heiterkeit, Fröhlichkeit, Freude und Lachen vor. Steckt in der Madrider Atmosphäre. Erhebt sich über all die schrillen Gegensätze.

Und ich sehe über alle die grellen Kontraste hinweg, in das Helle, das Strahlende, das Neue, das Interessante, das Fesselnde, das Madrid dem begeisterten Neuling bot.

Ich sehe die junge Madriderin, in ihrer natürlichen angeborenen Grazie und Eleganz, die man auch beim geringsten Mädchen findet, bei uns aber sogar bei der Salondame vergebens sucht. Ich weide mich noch heute am Staunen, am Entzücken von frisch aus Deutschland angekommenen Bureaukollegen: „Bütikofer, diese Frauen, diese Haltung, dieser Gang, diese Anmut, das ist ja einfach zum Verrücktwerden. Ich hielte es nicht für möglich, wenn ich es nicht vor Augen hätte!"

Ich stehe in der Erinnerung wieder vor dem Riesengebäude der spanischen Bank, an einem Sonntagabend, und lasse das heimfahrende Publikum vom großen Stiergefecht an mir vorbeiziehen. Weide mich an den weißen Spitzenschleiern, die ein feuriges Gesicht und rote und gelbe Nelken umrahmten, an den teuren seidengestickten Manilatüchern, an den bunten Gewändern der Stierfechter, die vereinzelt unter der Menge auftauchten.

Ich sehe das bekannte Gesicht von Alfons XIII., mit dem Jagdhut, der Sportmütze, dem Admiralzweidecker, dem Generalhelm. Bunte Uniformen tauchen auf. Wagenauffahrten vor dem Schloß, ordenbesäte Brüste. Musikklänge mischen sich in die farbenreichen Gestalten des Hoflebens. Die Leibgarde des Königs zieht auf.

Noch heute lacht mir das Herz im Leibe, hüpft und springt, wenn ich an die Alabarderos zurückdenke. Die Hellebarde war die Waffe der Leibgarde. Alle Gardisten waren ehemalige Unteroffiziere. Alle waren von gleicher Größe. Alle hatten schwarze Haare. Alle trugen einen kurzen Bockbart. Wenn diese Truppe von zirka 200 Mann in Reih und Glied marschierte, die Hellebarden prachtvoll ausgerichtet, die Bockbärte in einer Reihe, konnte man jubeln, jawohl jubeln! Denn der Anblick war zu schön!

Madrid ist nicht Rom. Aber Kunst wie Geschichte haben immerhin mächtige Spuren zurückgelassen. Kunstverständige Herrscher haben die Schätze zu erhalten gewußt.

Im Pradomuseum erhielt ich den Schlüssel zur Welt des Pinsels. Murillo, Velasquez, Tizian, Rubens, Goya und Ribera sind mit je ungefähr vierzig Originalen vertreten. Raphael figuriert zehn-, Dürer sechzehnmal. Der Prado war für mich das Reich der Großen, der Tempel der Unsterblichen in der Malkunst. Saal für Saal durchwanderte ich. Bild für Bild prägte sich mir ein. Wie oft bin ich nicht während der zweistündigen Mittagspause ins Museum gegangen, um mich an meinen Lieblingen zu erfreuen!

Und in meiner Erinnerung tauchen auch akustische Genüsse auf. Menschliche Stimmen höre ich schreien vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die Zeitungen werden angepriesen, Lotteriebillette werden ausgerufen. In allen Straßen. Den ganzen Tag. Die Leute müssen Dampfmäuler haben! Und liebe bekannte Klänge mischen sich in das Geschrei: die Ouverture von „Dichter und Bauer". Von einer Blindenkapelle auf der Straße gespielt. Ein zwerghafter Mann, der einzige Stehende der Gesellschaft, hält den Sammelteller fast niemandem erfolglos hin. Diese Kapellen bilden übrigens eine ständige Erscheinung des Madrider Straßenlebens.

Und Madrids weitere Umgebung taucht auf: das stolze Toledo auf dem Berge als riesiges Museum spanischer Architekturgeschichte, der poesiereiche Schloßpark von Aranjuez, die stille, goldbeladene Königsgruft im Eskorial, wo ich wiederholt vor dem Sarge Karls V. stand. Traumverloren, weltvergessen, ein Stück Weltgeschichte an meinem geistigen Auge vorüberziehen lassend.

Da fällt mir gleich auch das einsame Grab Bazaines auf dem Madrider Friedhof ein. Stundenlang habe ich es einst gesucht. Vergebens. Erst der freundliche Friedhofwärter zeigte mir des großen Marschalls unscheinbare letzte Ruhestätte.

Die Kanäle in Rußland.

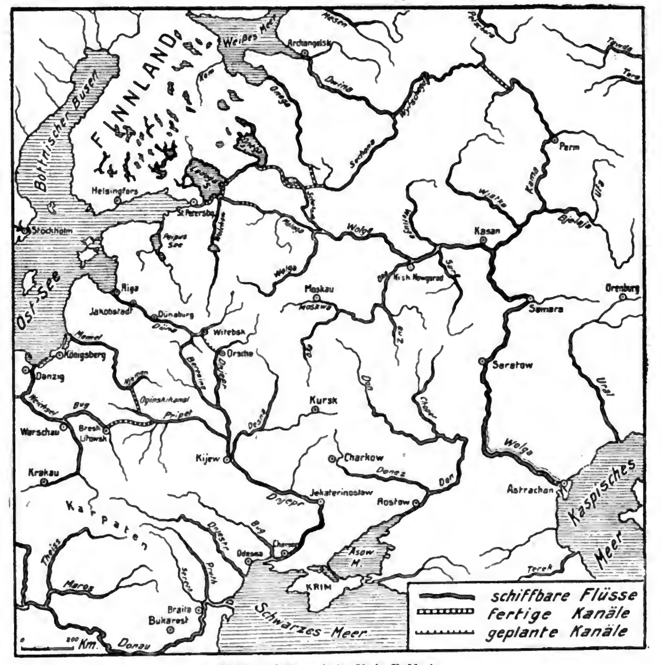
Vor dem Kriege stand Rußland, was die Ausdehnung seiner schiffbaren Flüsse und Kanäle anlangt, unbestritten in Europa an erster Stelle. Jedoch darf man nicht übersehen, daß die Entwicklung der Wasserstraßen in Rußland fast stillestand, während Deutschland durch zahlreiche kostspielige, aber auch lohnende Kanalbauten Frankreich überflügelte und an die zweite Stelle rückte. Die russische Regierung war vor allem — besonders unter dem Einflusse militärischer Erwägungen — darauf bedacht, die Eisenbahnen auszubauen. Die Schiffahrtverhältnisse hingegen verschlechterten sich von Jahr zu Jahr. Die Reichsduma mußte die Initiative ergreifen und veranlaßte das Verkehrsministerium ein Projekt auszuarbeiten über die Herstellung eines brauchbaren Wasserweges von der Ostsee zum Schwarzen Meer. Kurz vor Kriegsausbruch war das Projekt der Wasserstraße Riga—Cherson nahezu vollendet.

Da nunmehr die westlichen Gebiete Rußlands samt der Ukraine wirtschaftliche und politische Anlehnung an die Mittelmächte suchen und somit uns zur hilfreichen Mitarbeit bei dem Wiederaufbau des östlichen Wirtschaftslebens und des Handels verpflichten, haben wir von vornherein ein Hauptinteresse an der Schaffung günstiger Verkehrsverhältnisse in den uns benachbarten Ländern. Der Gedanke des Kanals Riga—Cherson darf und muß von uns übernommen werden. Im Altertum führte bereits ein belebter Handelsweg auf dem Dniepr aufwärts, zur Düna an die Ostsee, woher der Orient den kostbaren Bernsteinschmuck bezog. Nicht minder spielte im Mittelalter, im Zeitalter Kijews, diese Straße eine Rolle. Für uns bedeutet es für die Zeit der voraussichtlichen Schiffsraumnot nach dem Krieg eine gewaltige Ersparnis, wenn die südrussischen Zufuhren nicht von Odessa und Cherson durch das Schwarze Meer um Europa herum nach Hamburg und

Bremen, oder gar über Antwerpen und Amsterdam zu uns gelangen, sondern vielmehr quer durch das Land zu Schiff verfrachtet werden. Der geplante Weg soll von Riga die Düna aufwärts bis Witebsk, von hier durch den zu bauenden Kanal von 80 km Länge nach Orscha am Dniepr und sodann diesen Fluß abwärts über Kijew, Jekaterinoslaw nach Cherson führen. Abgesehen vom Kanalbau werden die notwendigen Flußregulierungen, besonders auf der stark fälligen und felsigen Strecke Riga—Jakobstadt und auf dem an Stromschnellen reichen Unterlauf des Dniepr, große Summen verschlingen, die sich jedoch durch Anlage von elektrischen Kraftwerken einigermaßen amortisieren lassen.

Die bestehenden Kanäle werden deshalb aber ihre Bedeutung nicht verlieren, sondern vielmehr zur Entlastung der Hauptverkehrsader beitragen. Der Pripet—Bug-Kanal führt über Brest-Litowsk, Warschau nach Danzig, stellt die Verbindung mit dem deutschen Kanalnetz her. Von Kijew zu Schiff nach Hamburg, später einmal, wenn der norddeutsche Mittellandkanal Wirklichkeit wird, bis an den Rhein! Durch den Oginskikanal, der den Pripet und Njemen verbindet, führt eine wichtige Wasserstraße nach Memel, welches neben dem geplanten Freihafen Riga ein Stapelplatz südrussischer Ausfuhrprodukte werden wird.

Volkswirtschaftlich brauchbar und bedeutsam werden diese Handelswege aber erst, wenn eine tüchtige Hand einen günstigen russisch-deutschen Zolltarif geschaffen hat.



Schiffbare Flüsse und Kanäle in Rußland.

Des Michels Stammbuch.

Die Österreicher sind als Einzelmenschen genau so gescheit und fach- und sachkundig als jemand von uns und kennen unsere wirtschaftlichen Dinge meist besser als wir die ihrigen. An Einzelheiten können wir oft eher von ihnen lernen, als sie von uns. Was ihnen fehlt, ist nur der preußisch-deutsche Wirtschaftsgeist als Massenerscheinung.

Fr. Naumann („Mitteleuropa").

Herrschen und Regieren.

Herders Stimme in unseren Tagen. In den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (1796) sagt Herder: „Sobald eine Nation allen andern das Meer verschließen, den Wind nehmen will, ihrer stolzen Habsucht wegen, so muß, je mehr die Einsicht ins Verhältnis der Völker gegeneinander zunimmt, der Unmut aller Nationen gegen eine Unterjocherin des freiesten Elementes, gegen die Räuberin jedes höchsten Gewinnes, die anmassende Besitzerin aller Schätze und Früchte der Erde erwachen."

Stacheldraht.

Die Bureaukratenschule. Wir haben ausgezeichnete, gewissenhafte, aufgeklärte Verwaltungsbeamte gehabt, bedeutende oder gar große Staatsmänner fehlen fast ganz. Die können in der Bureaukratenschule, wo man sich langsam hinaufdient, nicht gedeihen. Daß der Freiherr vom Stein aus dem reichsunmittelbaren Adel stammte und Bismarck der unbändigste Beamtenhasser war, ist symptomatisch.

„Junius" (Die neue Rundschau), April 1918.

Welche Diplomaten uns not tun, sagt uns Dr. B. Guttmann in seiner Broschüre „Oesterreich-Ungarn und der Völkerstreit" mit folgenden Worten:

Um aber eine neue Politik zu treiben, brauchen wir Gesandte und Konsuln, die Augen haben, zu sehen, was um sie her vorgeht, und Mut genug, ihre Ansicht gegenüber der Hartnäckigkeit und Trägheit der Zentralbureaukratie zur Geltung zu bringen.

Mit Phrasen, wie der von der Schädlichkeit der „geheimen" Diplomatie, ist freilich nicht weit zu kommen; gewisse Dinge wird man bei jeder Regierungsform im stillen abmachen müssen. Aber man muß Männer haben, um sie zu machen, nicht Puppen, die an Drähten tanzen.

Das Problem der Diplomatie ist in Zukunft dasselbe, wie das der Regierung überhaupt: Ersetzung des Beamten durch den Politiker, der Routine durch den Charakter. Der Titel Marquis soll, wie die Amerikaner zu Lafayette sagten, einem sonst tüchtigen Bewerber nicht schaden, auch nicht der Nachweis der guten Kinderstube, aber noch etwas mehr wird nötig sein.

Völkerkunde.

Aus dem Geistesleben der Ukraine. Kiew, die ehrwürdige Patriarchenstadt der Ukraine, bildete vom 10. bis ins 13. Jahrhundert den geistigen — und geistlichen Mittelpunkt nicht nur Kleinrußlands, sondern Rußlands überhaupt. Die „altbulgarische" oder „kirchenslawische" Sprache jener Zeit hat sich bis heute in der Kirche erhalten. Der Mongolensturm (1240) knickte jedoch allzufrüh die zarte Blüte der jugendlichen Kultur. Kiew sank in seiner Bedeutung und die politische wie geistige Führung Rußlands ging allmählich an den Norden, vor allem an Moskau, über. Seit dem Anschluß Südrußlands an Litauen und Polen im 14. Jahrhundert trat neben die politische auch die kulturelle und kirchliche Trennung vom Norden. Einflüsse des polnischen Adels, Roms und schließlich der Jesuiten bedingten die lateinisch-scholastische Bildung, die bis ins 18. Jahrhundert herrschte. Erst die Romantik lenkte den Blick des ukrainischen Geistes wieder auf Kleinrußland und dessen Vergangenheit. Sage und Geschichte verherrlichten die Glanztage ukrainischer Geisteskultur. Und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollends kam das ausgesprochen nationale Erwachen des ukrainischen Volkes und damit erstand eine kleinrussische Literatur. Taras Schewtschenko war der größte ukrainische Dichter. Freilich, auch er zog aus seiner Heimat nach dem Norden, nach Petersburg; doch gerade hier wurde er sich wohl erst ernstlich seines südrussischen Geblütes bewußt. In den heimatlichen Süden zurückgekehrt, nahm er an einer ukrainophilen Brüderschaft teil, was ihm die zwangsweise Einziehung zum Soldatendienst eintrug. Am meisten machte er sich als Volkssänger durch seine Gedichtsammlung „Kobzar" um seine Landsleute verdient. Allerdings schrieb er in großrussischer Sprache. Ein anderer südrussischer Dichter, Gogol, der aus dem Gouv. Poltawa stammte, wurde zwar im Norden heimisch, doch auch er verleugnete seine Herkunft nicht restlos. In seinem Novellenkranz „Mirgorod" zeichnete er so trefflich, fast wehmütig das bezaubernde Kosakenleben in seinen heimatlichen Steppen. Die volkstümlichste Wirkung erzielte die kleinrussische Dichterin Markowitsch durch ihre rührseligen Schilderungen des leibeigenen Volkes. Begreiflich ward allmählich die kleinrussische Literatur für die Petersburger Regierung ein Stein des Anstoßes und 1876 verbot ein Ukas des Zaren die Einfuhr, den Druck kleinrussischer Dichtungen und die Aufführung kleinrussischer Theaterstücke. Mit der nunmehrigen politischen Befreiung des Landes wird auch wieder eine selbständige kleinrussische Geisteskultur möglich werden.

Über dem Wohl des einzelnen steht das Wohl der Gesamtheit, das Wohl des Vaterlandes. Der Deutsche opfert sich ihm frei und edel.
Hindenburg.

Chronik des Krieges

vom 30. April bis 2. Juni 1918.

30. April. Die Franzosen laufen bei Dranouter vergeblich an. — Ein Durchbruchsversuch der Roten Garden bei Tavastenus wird vereitelt, die Festung Wiborg genommen. — Im Sperrgebiet um England werden 28 000 Tonnen versenkt. — Italienische Erkundungsvorstöße werden abgewiesen.

1. Mai. Deutsch-französisches Übereinkommen über den Gefangenenaustausch. — Lebhafter Artilleriekampf am Kemmelberg. — Besetzung von Sebastopol. — Im westlichen Mittelmeer schädigt ein deutsches Tauchboot den feindlichen Handelsverkehr um 26 000 Tonnen; auch ein englisches Kanonenboot wird vernichtet.

2. Mai. Feindliche Teilangriffe an der Avre. — Einmarsch deutscher Truppen in das Donezgebiet. — Anschwellende Kampfstätigkeit an der italienischen Front. — Die Türken brechen feindlichen Widerstand bei Elisabethpol und nehmen dabei 8000 Bolschewiki gefangen. Die Engländer erleiden östlich des Jordan eine empfindliche Niederlage und verlieren acht Geschütze.

3. Mai. Ein englischer Teilangriff bei Arras wird abgeschlagen. — Die Roten Garden in Finnland werden zwischen Lathi und Tavastenus eingekreist und vernichtend geschlagen; 20000 Gefangene, 50 Geschütze, 200 Maschinengewehre. — In der Irischen See fallen deutschen Tauchbooten 20 000 Registertonnen zum Opfer.

4. Mai. Französische Gegenangriffe am Kemmel und bei Bailleul scheitern unter schweren Verlusten.

5. Mai. Feindlicher Teilangriff bei Loker. Vorfeldkämpfe mit Amerikanern bei Blamont. — Vervollständigung der türkischen Erfolge am Jordan.

6. Mai. Feindliche Angriffe zwischen Ancre und Somme werden abgewiesen. — Deutsche Truppen in Mariepol werden durch russische Schiffe beschossen. — Die Bulgaren schlagen einen englischen Angriff am Doiransee ab. — Torpedierung eines französischen 1700-Tonnen-Dampfers.

7. Mai. Abschluß des Friedens mit Rumänien. Dieses tritt die Süd-Dobrudscha an Bulgarien, die Nord-Dobrudscha an den Vierbund ab und gesteht Österreich-Ungarn eine Grenzberichtigung zu. — Erfolglose feindliche Angriffe beiderseits der Straße Corbis—Bray. — In Finnland sind 7 englische Tauchboote vernichtet worden. Die Deutschen besetzen Sebastopol, wo der größte Teil der russischen Schwarze-Meer-Flotte vorgefunden wird.

8. Mai. Deutscher Sturmerfolg bei Dikkebusch. Feindlicher Fliegerangriff auf Zeebrügge. — Besetzung von Rostow. — Ein deutscher Tauchkreuzer versenkt bei den Azoren über 48 000 Tonnen, darunter einen italienischen Hilfskreuzer.

9. Mai. Abwehr feindlicher Angriffe im Kemmelgebiet. — Ein erneuter Sperrangriff englischer Seestreitkräfte gegen Ostende wird vollständig abgeschlagen. In der Irischen See fallen deutschen Tauchbooten 26 000 Registertonnen zum Opfer.

10. Mai. Erfolglose Angriffe der Engländer im Sommegebiet. Vorpostengefecht bei Apremont. — Vorfeldkämpfe bei Makoro. — Anerkennung des litauischen Staates durch Deutschland.

11. Mai. Fruchtlose Angriffstätigkeit des Feindes am Kemmel. — Wechselvolle Kämpfe mit den Italienern am Monte Corno.

12. Mai. Ein englischer Teilangriff bei Albert mißglückt. Im Luftkampfe verlor der Gegner im April 271 Flugzeuge und 15 Fesselballone, die Deutschen 123 Flugzeuge und 14 Fesselballone.

13. Mai. Die Engländer greifen bei Givenchy vergeblich an. — Ein deutsches Tauchboot vernichtet im Ärmelkanal 22 500 Tonnen feindlichen Schiffraums. — Die Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna und Großfürst Nicolai Nicolajewitsch fallen in der Krim in die Hände deutscher Truppen. — Ablehnung der Wahlrechtsvorlage durch das preußische Abgeordnetenhaus.

14. Mai. Örtliche Erfolge der Deutschen nördlich vom Kemmel und zwischen Ancre und Somme. Vergebliche Angriffe des Feindes auf dem westlichen Ufer der Avre. Deutsche Flieger bombardieren Calais und Dünkirchen. — Im westlichen Mittelmeer werden 33 000 t feindlichen Schiffraums vernichtet. Teile der amerikanischen Flotte erscheinen in den britischen Gewässern. — Ein italienischer Handstreich auf Pola mißglückt. Bei Kleinkämpfen am Monte Corno kommen die Italiener etwas vorwärts.

15. Mai. Ein feindlicher Vorstoß an der Avre wird abgewiesen. In zahlreichen Luftkämpfen werden 33 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — In Deutschland erweist sich eine vorübergehende Herabsetzung der Brotkopfmenge als notwendig.

16. Mai. Abwehr englischer Erkundungsvorstöße in Flandern. Ein englischer Monitor beschießt Ostende. Im Luftkampf werden 18 feindliche Flugzeuge und 1 Fesselballon erledigt. — Deutsche Tauchbootbeute im Mittelmeer: 25 000 Tonnen.

17. Mai: Erkundungsgefecht bei Lassigny. Der Feind verliert 16 Flugzeuge und 1 Fesselballon.

18. Mai. Vorpostengefecht westlich von Hulluch. — An der Westküste Englands werden 21 000 Tonnen feindlichen Schiffraums versenkt.

19. Mai. Heftige Kämpfe im Kemmelgebiet und am Südufer der Ancre. Deutscher Luftangriff auf London und Dover. — Die englische Regierung verhaftet die politischen Führer der Irländer.

20. Mai. Die deutsche Verteidigung am Kemmelberg erzielt einen vollen Erfolg gegen wütende Angriffe des Feindes. — Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten wiederum 21 000 Registertonnen zum Opfer. — Zahlreiche Vorpostengefechte an der italienischen Front.

21. Mai. Feindliche Teilangriffe im Kemmelgebiet scheitern. — Ein deutsches Bombengeschwader vernichtet das große französische Munitionslager bei Blargies. — April-Ergebnis des Tauchbootkrieges: 652 000 Tonnen. — Vorfeldkämpfe gegen die Italiener am Col del Rosso.

22. Mai. Deutsche Flieger bewerfen Paris mit Bomben und vernichten große Munitionslager bei Abbéville. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 22 000 Registertonnen gemeldet.

23. Mai. An der Westfront nur Artillerie- und Erkundungstätigkeit. — Die Österreicher und Ungarn behaupten ihre Stellungen an der Zugna Torta siegreich gegen starke italienische Angriffe. — Rückzugsbewegung der Engländer in Mesopotamien.

24. Mai. Feindliche Teilangriffe am Kemmel und bei Albert werden abgewiesen. — Versenkung eines englischen Hilfskreuzers. — Italienische Erkundungsvorstöße auf der Hochfläche von Asiago und an der unteren Piave mißglücken. Italienischer Fliegerangriff auf Feltre.

25. Mai. Glückliche Vorpostengefechte gegen die Belgier bei Dixmuiden und gegen die Engländer bei Bucquoy.

26. Mai. Die Österreicher und Ungarn werden im Tonalepaß von den Italienern zurückgedrängt. — Deutsche Tauchboote versenken im Sperrgebiet um Italien 27 000 Registertonnen und bei den Azoren einen englischen Truppentransportdampfer.

27. Mai. Deutsche Truppen erstürmen den Chemin des Dames in seiner ganzen Ausdehnung und werfen den Feind über die Aisne; 15 000 Gefangene. Erfolgreiche deutsche Vorstöße zwischen Voormezeele und Loker. Verschärfte Artillerietätigkeit in Flandern, an der Lys, Somme und Avre. Erneute Fernbeschießung von Paris. Glückliches Vorpostengefecht zwischen Maas und Mosel. — Im Atlantik geht ein deutscher Tauchkreuzer verloren. — Italienische Erfolge im Tonalepaß, wo ein Teil des eingebauten österr.-ungarischen Kriegsmaterials verloren geht. — Die deutsche Schutztruppe in Ostafrika hat sich abermals der drohenden Einkreisung entzogen.

28. Mai. Siegreiches Vordringen der Deutschen bis zur Vesle. Die Höhen nordöstlich von Soissons, westlich Ciry und bei Prouilly werden erobert, Fort Condé erstürmt, Braine und Fismes genommen. Weitere 10 000 Gefangene. — Im Mittelmeer fallen den deutschen Tauchbooten 20 000 Tonnen Schiffraum zum Opfer. — Die Italiener versuchen vergeblich, ihre Erfolge am Tonalepaß zu erweitern.

29. Mai. Weitere deutsche Erfolge zwischen Soissons und Reims. Soissons selbst und die Nordwestforts von Reims werden genommen. Große feindliche Lager und Flughäfen werden erobert und abermals 10 000 Gefangene gemacht. — Im Sperrgebiet um England werden 30 000 Tonnen feindlichen Schiffsraums vernichtet. — Italienische Erkundungsvorstöße am Prosenagletscher und an der unteren Piave werden abgeschlagen.

30. Mai. Die deutschen Truppen erreichen kämpfend die Marne. Die feindlichen Stellungen bei Arcy und Grand Rozoy werden durchstoßen, eingesetzte französische Reserven südlich Soissons vernichtend geschlagen. Die Gesamtbeute bei der deutschen Offensive beträgt jetzt 45 000 Gefangene und mehr als 400 Geschütze. — Ein italienischer Angriff auf Caposile wird abgewiesen.

31. Mai. Gute Fortschritte der deutschen Offensive auf der ganzen Front von Noyon bis Reims. Der Feind wird aus starken Stellungen südlich der Oise geworfen. Seine verzweifelten Gegenangriffe zwischen Soissons und Hortemes bleiben erfolglos. — Unter 20 000 neuerdings im Mittelmeer vernichteten Schiffstonnen befindet sich ein besetztes Truppentransportschiff.

1. Juni. Die Deutschen erobern Chateau Thierry und gewinnen Boden bei Noyon und am Ourcq-Flusse. Sie nehmen die ganze Besatzung des Forts Pompelle bei Reims gefangen, räumen das Werk aber dann wieder. — Ein großer amerikanischer Transportdampfer von 18 168 Tonnen wird torpediert. — Scharmützel an der Piave.

2. Juni. Vergeblicher Einsatz neuer französischer Reserven zwischen Oise und Marne. Einnahme von Chaudun. Eroberung der Höhen westlich Chateau Thierry. Feindliche Gegenangriffe an der Ourcq werden blutig abgewiesen. Abschuß von 31 feindlichen Flugzeugen. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 26 000 Registertonnen gemeldet. — Ein ital. Übergangsversuch über die untere Piave bei Fossalta wird vereitelt.

Fortsetzung der Chronik siehe S. 447.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in den Kolonien.

Die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika.

Von C. Hophan-Näfels.*) Mit 4 Abbildungen.

„Die Riesentaten der Ostafrikaner Helden" könnte die Überschrift lauten. Es sind Riesentaten, wie sie der heutige völkermordende Krieg nicht allzuviele in diesem heroischen Umfange gleich glanzvoll aufzuweisen hat. Vor dem



Abb. 1. Englische Artillerie auf dem Kriegspfad in Deutsch-Ostafrika. (Nach einer englischen Zeitschrift.)

Kriege war man nicht gut ausgerüstet, im Lande selber gab es nur geringe, oder besser gesagt, keine Möglichkeiten, sich nur die primitivsten Hilfsmittel zu schaffen und zu erzeugen. Ohne genügende Munition geht das Ringen gegen eine Übermacht im buchstäblichen Sinne des Wortes weiter, geht weiter, trotzdem der burische Überläufer Smuts großmäulig der Welt schon vor Jahr und Tag verkündet hat, daß dem Ostafrikanerhäuflein nur noch die bedingungslose Kapitulation verbleibe. Wahrscheinlich haben sich Smuts und mit ihm alle Engländer gewaltig verrechnet, verrechnet von Anfang an und verrechnet bis zum Ende der großen zähen Kämpfe.

Also wegen der „Gesundheit", die am Umbasluß bei Jassini größtenteils durch fliegende „blaue Bohnen" so gefährdet sei, mußte sich Vetter John Bull gen Mombassa zurückziehen. Es war nur zu bedauern, daß nach diesen so klug und mutig geführten Schlägen am 18. und 19. Januar 1916 keine weitere ausschlaggebende Verfolgung angefügt werden konnte. Die deutschen Truppen mußten, wohl oder weh, sich viel zu sehr verteilen, an viel zu vielen Stellen mußte der Kommandierende, Herr von Lettow-Vorbeck, immer wieder seine, durch gewaltige Eilmärsche ermüdeten Truppen an den gefährdetsten Punkten einer numerischen Übermacht in die Angriffslinien werfen.

Den großen schönen Fluß, den Rufiji, aufwärts hatte sich der kleine Dampfer „Königsberg" geflüchtet. Er war von großen englischen Kriegsschiffen weit verfolgt worden, die aber der geringen Tiefe wegen von ihm im Flusse ablassen mußten. Um nun diesen „gefährlichen

*) Es freut uns, auch einmal aus der Feder eines Schweizers einen Artikel über die Kämpfe in Deutsch-Ostafrika bringen zu können. Unsere Leser werden diese temperamentvollen Ausführungen sicher mit lebhafter Teilnahme lesen.

Kreuzer" sicher tot zu machen, mußten die Engländer wieder mit einer großen Anzahl Kriegsschiffen und viel Volk die deutsche Insel Maffia, die der vielarmigen Flußmündung gegenüber liegt, erobern, wobei sie sich von der Handvoll Askaris und den zwei Deutschen noch viele Verluste holten. Es war denn auch ein „großer Triumph", diese beiden Männer samt den Tanganesen als Gefangene melden zu können.

Das ganze Frühjahr 1915, bis in den Sommer hinein, unternahmen die Engländer nur kleinere Vorstöße von Norden und Nordwesten her, wobei sie bei Schirati und Bukoba kleine örtliche Erfolge erzielten, die sie meistens nicht einmal zu halten vermochten. Kühne Vorstöße



Abb. 2. Die Überwindung schwierigen Geländes mittels Lokomobilen.

der Deutschen griffen sogar weit über die englischen Grenzen hinüber und erfolgreiche Unterbrechungen der Ugandabahn wurden immer wieder durchgeführt. Am Kilimandjaroberge und zwischen Taveta und dem Paregebirge setzte immer wieder der vereinte Angriff der Engländer ein.

Die große Senkung zwischen dem Riesenberge mit seinem eisgekrönten Haupte und dem rötlichen fruchtbaren Paregebirge mußte dem Gegner als verlockendes Einfalltor nach den fruchtbaren Gefilden des Tschagalandes vorkommen, darum die immerwährenden Angriffe.

Im Sommer 1915 geschah dann die „große ruhmreiche Tat"; die „Königsberg" wurde durch 17 Schiffe mit einigen tausend Schuß endlich zum Sinken gebracht; immerhin, zum Leidwesen der Engländer, gelang es, einen Großteil der Geschütze und alle Munition an Land zu bringen. Die Engländer haben das bei Kondoa Irangi bitter verspüren müssen. Unterdessen bauten die Engländer die Bahn am Voifluß in der Richtung Taveta—Kilimandjaro weiter aus und trieben sie trotz vielfacher Störungen, an denen besonders einige Pflanzer des Nordens hervorragenden Anteil hatten, bis in die Nähe von Taveta vor. Auch die zu den Sodaseen geführte Bahn, die Magadibahn, wurde von den Deutschen unterbrochen, mußte aber schließlich doch den Engländern überlassen werden, die unaufhörlich Menschen und Kriegsmaterial vorschoben.

Die Belgier gingen vom Kongo aus stürmisch zu Werke, viele Eingeborenendörfer mußten daran glauben, denn gefährlich ist's mit den Askaris und ihren Wazunsugs von hüben Bekanntschaft zu machen. Leichter ging es schon, wehrlose Frauen und Nichtkämpfer verschiedenster deutschsprachiger Nationen erbarmungslos durch den wildesten Teil des belgischen Kongo unter unerhörter Mißachtung jeglichen Mitgefühls zu verschleppen und zu mißhandeln. Sie erhielten dann auch trotz überlegener Anzahl bei Kissenje am Kivusee beneidenswerte Hiebe, die sie durch die Berennung des Häufleins Askari in Karonge wieder gut zu machen suchten, wo sie sich nach langem Mühen und vielen Verlusten endlich einen kleinen dornigen Lorbeer holen konnten.

Den ganzen Herbst 1915 sammelten die Engländer in Südafrika Freiwillige, die sich hauptsächlich aus Buren rekrutierten. Wie ich aus erster Quelle mündlich erfahre, wurden den jungen Farmersöhnen, ähnlich wie in Südwestafrika, große Landstriche und viele ostafrikanische Herrlichkeiten versprochen; sie mußten sie nur zuerst holen. Die dummen Teufel merkten es ja nicht, daß sie erstens den Engländern die verhaßten Deutschen bekriegen helfen mußten und die böseste Arbeit zugewiesen erhielten, und daß sie mit ihrem Anhang aus Südafrika den echten Engländern drunten Platz machen sollten. Geschieht ihnen ganz recht, den Buren, ein „treues Volk" von fern mag das schon sein, wer aber einen näheren Einblick hat . . . .?

„Nun, Smuts, wird's schon menagern!" Ja, er hat's mänetschert's, aber wie! Bei dem ersten Versuch, nach Ostafrika hineinzugelangen, und zwar durch das so verlockend scheinende Tor am Kilimandjaro, erhielt er die erste Lektion. Seine Verluste betrugen „nur" 139

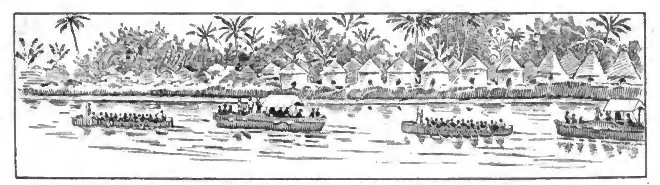


Abb. 3. Englische Kriegsboote, von mit Eingeborenen besetzten Ruderbooten geschleppt, passieren ein Dorf, dessen Einwohner an der Schlafkrankheit ausgestorben sind.

Mann, eine etwas enttäuschende Interpretation der Lehre des Spazierganges nach Deutsch-Ostafrika, wie sie (die Engländer-Buren) damals in Kapstadt meinem Bruder gegenüber meinten.

Solange Portugal noch annähernd sich neutral verhielt, ging die Benachrichtigung noch an; private Briefe kamen noch ordentlich und regelmäßig an, aber wie sich nun dieses kleine Raubstätlein auch der mächtigen Entente anschließen „mußte", war's mit den Briefen und Berichten bis auf wenige aus. Nun muß man sich einen Situationsplan aus den Meldungen der Gegner zurechtlegen und lesen, was sie nicht sagen, oder was sie mit den Worten verbergen wollen.

John Bull mußte aber gesehen haben, daß den Deutschen in Ostafrika trotz allem so nicht beizukommen war und daß die aufhorchenden Neger die Meinung vom großmächtigen England anfingen zu revidieren, denn nur für Sinnfälliges hat der Eingeborene Blick, dafür dann aber auch einen sehr richtigen, verblüffend zutreffenden. Und das konnte dem Kolonialreich England nicht passen, wenn sein Nimbus, als der Größte der Welt, in den Augen seiner schwarzen Sklaven verblich. Darum nun mit hundertfacher Übermacht heran an die Deutschen! Viele sagen mit 40 000 Mann, das stimmt zwar nicht, denn es gingen einzig an Buren und Südafrikanern mehr als das Doppelte nach Ostafrika ab, und wohl ebensoviel mögen es Inder und Schwarze gewesen sein, die der Engländer zum Dienste heranzog. Wenn sie drüben gar nichts anderes, als die Festhaltung dieser Kräfte, die sich auf weit über hunderttausend Mann schätzen lassen, heute sogar auf über zweihunderttausend Mann geschätzt werden müssen, erreicht hätten, so hätten die paar tausend Männer doch einen Riesendienst den Kämpfern in der Heimat erwiesen. Denn, die drüben liegen und drüben noch heute stehen müssen, die schießen hier keinen der Söhne der Heimat weg und helfen die unsinnig hohe Übermacht vermehren. —

Südwestafrika war erledigt, darum hinüber nach Deutsch-Ost! Und diese Losung mußten sie nun von Woche zu Woche, von Monat zu Monat mehr spüren. Entfernungen, die sich auf Hunderte von Kilometern und Tausende von Kilometern belaufen, zu Fuß zurücklegen, das heißt in Ostafrika kämpfen, Entfernungen von solcher Ausdehnung, daß dem Nicht-Afrikaner einfach keine Begriffe es vorzustellen vermögen. Diese unter der Glut der Tropensonne, unter dem Gefühl des Abgeschnittenseins, unter dem Gefühl einer Übermacht, die mit allem gerüstet ist, gegenüberzustehen, unter diesen Strapazen mit Sack und Pack von Grenze zu Grenze zu marschieren, zu kämpfen. Wären nur die schon lange auf dem Papier gestandenen Bahnen im Norden an den Viktoriasee und im Süden an den Njassasee gebaut gewesen, wäre nur eine kleine Querverbindung im Lande gewesen, ich glaube heute noch, daß dem Engländer die Wegnahme der Kolonie noch viel teurer gekommen und größte Gebiete zu halten gewesen wären, so aber kam es, wie es unabänderlich kommen mußte.

Die Belgier wollten ihr Verlangen nach Hieben befriedigen und holten sich solche in ausreichendem Maße wieder bei ihrem alten „lieben" Kissenji am Kivusee im Dezember 1915 und Januar 1916.

Nun wurde die Sache für die deutschen Verteidiger brenzlich, der Ring der beutegierigen Feinde zog sich immer enger und enger zusammen, ein Gürtel von über 100 000 Mann begann Ostafrika von allen Seiten zu bedrohen. Von Mozambique aus kam der mutige tapfere Portugiese mit über 10 000 Mann angerückt, vorläufig blieb er aber zufrieden, indem er sich nur bis an den Grenzfluß, den Rovuma, heranwagte.

Vom Kongo her rückten die Belgier mit vermehrten Geschützen, mit Maschinengewehren,

Askaris und viel Hilfsvolk an, von Südwesten aus Rodesien und Njassaland der Engländer, aus Nordwesten über den Viktoriasee und aus Norden an der ganzen Linie von Wanga bis zum Kilimandjaro der englische Ostafrikaner. Die deutsche Führung kannte nur zu gut die Macht des Feindes, war darum genötigt, in weiser Voraussicht einzelne Plätze aufzugeben, um nicht wertvollstes Material und die unersetzlichen Menschenkräfte abschneiden zu lassen.

Eine Sorge drückte schon früher die Ansiedler und wohl auch die Befehlshaber der Ostafrikaner: Wie werden sich die Eingeborenen verhalten, wenn sich das Waffenglück infolge der Umstände den Feinden zuwendete? Diese Sorge war eine der vielen, die die Deutschen treffen mußte, keine Munitionserneuerung möglich, Chinin und andere notwendige Medikamente fehlten und Ersatz war nicht möglich, Geschütze in unbedeutender Anzahl. Unter den Europäern viele, die gesundheitlich schon gelitten hatten, die Askaris allein konnten die Sache auch nicht halten, darum mußte mit den wenigen Europäern sehr haushälterisch umgegangen werden. Aber was vermag nicht guter Wille und vor allem treues Zusammenhalten? Deutsche und auch einige andere Ansiedler der Kolonie hatten sich um die deutsche Fahne geschart, einige Freiwillige waren schon gefallen, und nun kam der Hauptkampf. Malaria, Dysenterie, Rückfallfieber, Ruhr und wie sie alle heißen, die Gäste der tropischen Lande, mußten in den ungewohnten Scharen der Feinde schlimmer hausen als in den vorsichtigeren erfahrenen Kolonnen der Ostafrikaner. Und wirklich wurde das Land mit seinen Hemmnissen ein unschätzbarer Verbündeter der Verteidiger. Die weg- und wasserlosen Einöden, die Dornenfelder und die weiten undurchdringlichen Urwälder waren Festungen, die selbst das beste Artilleriefeuer nie zu überwinden vermochte. Anfangs 1916 erzwangen dann die Engländer durch die Senke am Kilimandjaro einen Einbruch, der sie zwar mehr als teuer zu stehen kam. Kilema mußte preisgegeben werden, handum folgte Moschi und kurz nachher Kahe, Taveta mußte wegen flankierender Bewegungen geräumt werden und ein Platz nach dem andern fiel in die Hände der Feinde. Das herrliche Kaffeeland Kilimandjaro und das wundervolle gesunde Hochland vom Meruberge mit Aruscha fielen nach harten Scharmützeln zum Opfer.

Der Usambarabahn entlang ging's ostwärts, Punkt um Punkt mußten die Engländer den Deutschen abringen, nicht etwa billig. Aber das Fazit der ganzen ungleichen Kämpfe war doch der Verlust der schönen helfenden Bahnlinie innerhalb einiger Zeit.

Durch die Steppenlandschaften von Usiome drang der Feind auf Kondoa Irangi ein, wo sich der Verteidiger festgesetzt hatte. Hier erhielt Herr John Bull die Gewißheit, daß dem deutschen Afrikaner kein Ding unmöglich ist. Hier wurden die sorglos mit ihren weittragenden Geschützen heranziehenden und sich verschanzenden Feinde durch die Schiffsgeschütze der „Königsberg" arg überrascht und ihr Geschützpark total zusammengeschossen. Auf einen frisch und sehr erfolgreich durchgeführten Angriff der Deutschen wußte der Feind kein besseres Mittel, als sich auf die Pferde zu werfen und dahin zurückzustreben, woher er vordem mit großen Hoffnungen gekommen. Schade, daß die Afrikaner keine Pferde hatten, den Engländern wäre Kondoa Irangi eine Niederlage erster Klasse geworden. Aber am Pferdemangel krankte sowieso unbedingt der ganze Verteidigungsplan.

Die Schiffsgeschütze der „Königsberg"! Für Nichteingeweihte nichts Besonderes, für den Afrikaner eine Tat, die heute noch in tiefes Erstaunen setzen muß. Über tausend Kilometer ohne Bespannung, ohne Wege, ohne Brücken diese Kolosse schleppen, die Munition tragen, denn Wagen und Wege sind unbekannte Begriffe, bergauf, bergab, über Schluchten, Flüße und Sümpfe und zur richtigen Zeit am richtigen Orte sein, zudem überall von allen Seiten bedrängt. Helden!

Unser schönes Tanga und das stille Pangani mußten kurz nachher fallen, nachdem das immergrüne waldüberzogene Usambara dem Feinde nach vielen Kämpfen zugefallen war. Somit war die ganze Nordbahn von Tanga bis Moschi im Besitze der Engländer, die sie sofort wieder zu flicken und in Betrieb zu setzen anfingen.

Nun hagelte es Schlag auf Schlag auf die Deutschen ein, von überall her begann der Druck unhaltbar zu werden. Die Verteidiger mußten sich viel zu weit auseinander treiben lassen, an viel zuviel Punkten griff die Übermacht des Feindes an, zu dessen militärischer Schande es gesagt werden muß, daß sie der Handvoll Askaris und der müden geschwächten Weißen nicht mit einigen schnellen Schlägen Meister werden konnten.

Ende Juli 1917 gingen die ersten berittenen Abteilungen in der Nähe von Kilimatinde an die Zentralbahn heran, somit den Transport durch die Bahn für die gegen die Belgier kämpfenden Truppen von Daressalam aus un-

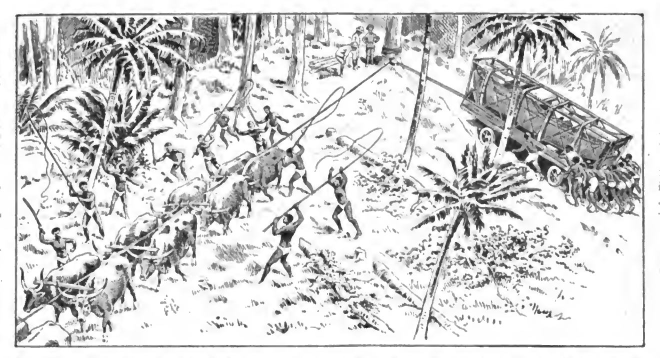


Abb. 4. Der Transport von Ruderbooten über ein ostafrikanisches Urwaldgebirge, ein Beispiel von den Schwierigkeiten der Kriegführung in der kolonialen Wildnis.

terbindend. Von Kilossa aus und weiter westlich mußten sich die Deutschen im August und September bis zum Rufijifluß und über denselben zurückziehen. Ohne weiteres fielen durch die Innenlage die Plätze an der Küste, die zwar mit „guten Forts" gesichert waren, wie die Engländer glauben machen wollten, in die Hände des Feindes. Mit Morogoro fiel auch das bedeutende Minengebiet in den Bergen südlich der alten Stadt Simbamweni dem Erbeuter zu. Von der Seeseite und vom Lande her wurden Daressalam, Bagomoio, Sadaani und, ausschließlich von der See her, Kilwa, Lindi und Mikineani besetzt.

Von den Seen her drängten solch starke feindliche Abteilungen auf die Deutschen ein, umgingen sie und ließen nicht locker, bis sie trotz vieler erfolgreicher Kämpfe eben doch zurückgehen mußten, wollten sie nicht riskieren, abgeschnitten und der Verteidigung verloren zu sein. Darum war es auch kein Wunder, wenn die Belgier bis Tabora vorzudringen versuchten; von Westen die Belgier und im Rücken die von Mpapua heraufkommenden Engländer, keine beneidenswerte Lage.

Nun kam die Gefahr der Abschneidung für größere Truppenteile in Sicht, als das siegreiche Gefecht bei Tabora wohl den Feind dezimierte, aber seine berittenen Abteilungen nicht aufzuhalten vermochte.

Durch das Hochland der Wanene zogen sich die deutschen Streiter zurück, nicht aber ohne dem Feinde, wo es immer angehen konnte, empfindliche Schläge versetzt zu haben. Von Südwesten gegen das Land der Wahene zogen unterdessen sich die Kräfte vom Njanzasee und Njassasee auf ihre Kameraden zurück, nachdem die Engländer Neu-Langenburg besetzt hatten. Diese südliche Abteilung und die von Norden von der Bahn her kommenden Feinde vereinigten sich, bevor es den westlichen Truppen gelungen war, bei ihren Kameraden im Mahengebezirk einzutreffen. Doch gelang es, dank der Landeskenntnis und der tapferen ungestümen Haltung dreier Kolonnen, durch den Ring der Feinde zu dringen; nur eine kleine Abteilung mußte sich gefangen geben, weil sie, zu weit ab von der Hauptmacht, belagert wurde.

Nun müssen wir aber der tapferen Soldateska der noch viel tapfereren Portugiesen gedenken, deren „Heldentaten" dürfen nicht übergangen werden. Unter großen Gefahren gingen die 10000 Mann über den Rovumafluß, brannten einige Negerdörfer nieder, raubten Vieh und töteten nutzlos und echt freiheitskämpferisch eine Anzahl am Kriege absolut unbeteiligter friedlicher Neger. Heldentaten, aber keine, die den „Helden" Lorbeeren einbrachten. Eine kleine deutsche Streifabteilung stellte die Räuber und verabreichte der Hauptmacht wohlsitzende Hiebe. Diese zog sich nach „ruhmreichem Kampfe" wieder über den Rovumafluß zurück, mußte aber den Schrecken erleben, daß diese unbezähmbaren Deutschen sogar geheiligten portugiesischen Boden zu betreten wagten. Als Beute mußten sie den Deutschen eine Unmenge wert-

vollstes Kriegsmaterial überlassen. Aus Mangel an genügend Kriegskräften mußten zwar die Deutschen das große besetzte Gebiet dort wieder liegen lassen, aber ja nicht etwa, weil die Freiheitskämpfer an dieser Räumung Anteil hatten.

Von allen Seiten drängen die Gegner auf das Häuschen im Bezirk Manenge ein, von Zeit zu Zeit erscheint eine wichtige Meldung, daß wieder zwei Askaris gefangen und ein Weißer gesehen worden sei, auch Heldentaten, aber mehr für Buben, als für Krieger, die die „Freiheit der kleinen Nationen" erobern wollen.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Rittmeister Freiherr von Richthofen.

Mit 1 Abb.

Der unerreichte Meister der Jagdflieger, Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen, ist am 21. April 1918 den Fliegertod gestorben. Er war auf dem Schlachtfelde an der Somme mit seiner Jagdstaffel weit über die englischen Linien vorgestoßen; dabei ging er ziemlich tief herunter und wurde von hinten durchs Herz geschossen. Er hatte noch die Geistesgegenwart besessen, seine Maschine auf den Abstieg einzustellen, und seine Kameraden hofften deshalb, daß der Fliegerheld unversehrt in englische Gefangenschaft geraten wäre. Diese Hoffnung hat sich leider nicht bestätigt; denn als die Engländer zu Richthofens Maschine kamen, war er bereits tot.

Manfred Freiherr von Richthofen wurde am 2. Mai 1892 als der älteste Sohn des Majors Freiherrn von Richthofen in Schweidnitz geboren. Kaum 20jährig trat er bei dem 1. westpreußischen Ulanenregiment in Militsch ein und wurde am 19. November 1912 zum Leutnant befördert. Im Juni 1915 wurde er zu den Fliegern kommandiert, und zwar hatte er den Vorzug, der Jagdstaffel Boelcke zugeteilt zu werden. Hier zeichnete er sich bald in so hervorragender Weise aus, daß er an Zahl der Luftsiege selbst seine berühmtesten Vorgänger übertraf. Es fehlte ihm denn auch nicht an Auszeichnungen. Er erhielt nicht nur den Orden „Pour le Mérite" und das Eiserne Kreuz 1. Klasse, sowie andere Orden, sondern er wurde auch nach kurzer Zeit zum Oberleutnant und bald darauf zum Rittmeister befördert. Seine Erfolge grenzten aber auch fast an das Unglaubliche. Wieder und immer wieder wurde sein Name in den Berichten der obersten Heeresleitung genannt. Noch am selben Tage, an dem er fallen sollte, meldete der amtliche Bericht, daß er an der Spitze seiner bewährten



Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen vor einem von ihm abgeschossenen englischen Großkampfflugzeug.

Jagdstaffel 11 seinen 79. und 80. Luftsieg errungen habe.

Über den Tod Richthofens berichtete der Korrespondent des „Daily Chronicle" bei der englischen Armee in Frankreich: „Das Geschwader des Rittmeisters Freiherrn von Richthofen, das aus ungefähr 30 Flugzeugen bestand, überflog am Sonntag die englischen Linien an der Somme. Nachdem Richthofen dort mit seinem Jagdgeschwader ein paar englische Flugzeuge vertrieben hatte, schwenkte er mit seiner Abteilung in nördlicher Richtung ab. In kurzer Zeit waren ungefähr 50 Flugzeuge miteinander im Gefecht verwickelt. Es war ein erbitterter Luftkampf, bei dem es unmöglich war, Freund und Feind zu unterscheiden. Plötzlich sah man Richthofens Maschine aus einer Höhe von ungefähr 150 Fuß in die Tiefe stürzen. Als später seine Leiche aufgefunden wurde, stellte es sich heraus, daß er einen Schuß in die Seite, dicht neben dem Herzen, davongetragen hatte."

Alle Deutschen waren stolz auf Richthofen, den unerreichten Fliegerheld, und deshalb wird sein Andenken im deutschen Volke unvergeßlich bleiben.

Der Kommandierende General der Luftstreitkräfte, v. Höppner, widmete Richthofen folgenden Nachruf: „Rittmeister Freiherr von Richthofen ist von der Verfolgung eines Gegners nicht zurückgekehrt. Er ist gefallen! Die Armee hat einen rastlosen und verehrten Kämpfer, die Jagdflieger haben ihren erfolgreichsten und beliebten Führer verloren. Er bleibt ein Held des deutschen Volkes, für das er kämpfte und für das er starb. Sein Tod ist eine tiefe Wunde für sein Geschwader und für die gesamten Luftstreitkräfte. Der Wille, durch den er siegte, mit dem er führte und den er vererbte, wird die Wunde heilen."

Die Mittel des Krieges.

Der Krieg in den Alpen.

Von Karl Müller, München. Mit 8 Abbildungen.

Der Alpenkrieg ist über alle Hindernisse Herr geworden, die die Natur hier dem Menschen entgegensetzt; für ihn gibt es keine Hemmungen und keinen Widerstand. Er hat mit den raffiniertesten Hilfsmitteln der modernen Technik, meist aber mit der einfachen Arbeitskraft unermüdlicher menschlicher Hände, unterstützt durch einfachste Werkzeuge, aber beseelt von ungeheurer Tatkraft, sich die steilsten Felszinnen wie die zerklüftetsten Gletscher unterworfen und dienstbar gemacht.

Jetzt, wo ich nach langen Wochen, seit ich an der Front weilte, diese Zeilen niederschreibe, erscheint mir das Gesehene noch wie ein Traum; ich habe mich in der Wirklichkeit noch nicht wieder ganz zurechtgefunden und das Wundersame noch gar nicht in mir verarbeitet. Zu staunen und mich zu verwundern habe ich aber nicht etwa erst in der Hochregion angefangen; schon im Tale hat man Veranlassung, sich an die Stirne zu greifen und zu fragen, ob man nicht träume. Da ist z. B. von der bekannten, als Sommerfrische sehr beliebten Südbahnstation Klausen in drei Monaten, und zwar Oktober bis Dezember, also teilweise in ungünstiger Jahreszeit, eine Eisenbahn in eines unserer meistbesuchten Alpentäler, in das Grödnertal, fast 30 Kilometer lang trassiert und gebaut worden, die eine Steigung von rund 1000 Meter zu überwältigen hat. In Friedenszeiten hatte man sich über die Linienführung und Kostendeckung jahrelang nicht einigen können und nun läuft der Zug in engen Windungen über kühne Brücken, durch zahlreiche Tunnels und Galerien munter dahin. Und diese Brücken und Viadukte sind nicht etwa behelfsweise aus Holz gezimmert, alles ist solid für den späteren Verkehr gebaut, mit reizenden, schmucken Stationshäuschen.

Keine 50 Kilometer weiter führt eine andere Bergbahn von Neumarkt über einen hohen Paß in das Fleimser Tal, das bisher nur mit Fuhr-



Abb. 1. Aufstieg zu einem österr.-ungar. Abschnittskommando an der Hochgebirgsfront.

werk zu erreichen war. Auf einer dritten neuerbauten Bahn fuhr ich durch das bisher vom Touristenstrom noch wenig berührte Gailtal, während der Donner der Geschütze von den Bergen widerhallte und feindliche Flieger ihre Bomben in die blühenden Felder warfen. Doch nicht bloß Eisenbahnen hat die gebieterische Kriegsnotwendigkeit förmlich hervorgezaubert; verlassene Bergwerke wurden wieder in Betrieb gesetzt und z. B. in einem solchen ein viele Kilometer langer Stollen ausgebaut, der die Anlage einer hohen Bergbahn oder das Befahren einer langen Paßstraße überflüssig macht. Eine elektrische Bahn versorgt durch den Stollen eine Armee mit Mannschaft und allem Material, indes zur Täuschung des Italieners auf der Landstraße Fuhrwerke und Menschen verkehren. Er läßt sich auch täuschen, schießt mit Eifer, besonders in der Nacht, große Löcher in die Straße, die dann von den Unserigen zur Aufrechterhaltung der Täuschung wieder ausgebessert werden.

Und wie viele Fahrstraßen sind nicht erst in der kurzen Zeit seit der Kriegserklärung gebaut

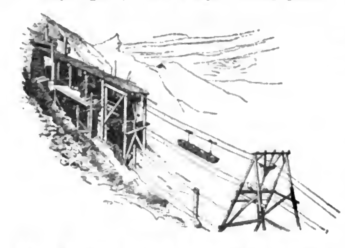


Abb. 2. Drahtseilbahnstation mit Wagen auf der Fahrt.

worden durch hochstämmige dichte Wälder, im engen Tal dem reißenden Bach entlang, steile Berghalden hinan und zuletzt Meter für Meter aus dem Fels gesprengt bis in die Gletscherregion! Aber auch hier allenthalben keine Notbauten, sondern alles gründlich und gewissenhaft ausgeführt, die Böschungen sogar nach Bedarf betoniert. Während wir mit dem Kraftwagen die scheinbar endlosen Windungen hinaufsausen, bewundere ich im Vorbeifahren bald einen stilvollen, in Stein gehauenen Brunnen, an dem sich Mensch und Tier laben können, bald ein Marterl zu Ehren Gefallener oder von der Lawine Begrabener, dann wieder Erinnerungstafeln an einen ausgezeichneten Heerführer, an den Straßenbau selbst usw., alle Werke, wenn auch einfach, doch gediegen und künstlerisch ausgeführt.

Poetisch stimmungsvoll sind auch einzelne Friedhöfe angelegt. So fand z. B. der Friedhof in der Seisera seinen Platz an einem sanft ansteigenden bewaldeten Hang; schöne gärtnerische Anlagen, Verzierungen aus verschiedenfarbigem Gestein schmücken die Bodenflächen, das Ganze ist gekrönt von einer romanischen Kapelle, bei der ebenso wie bei der Umfriedung der Baumeister in der glücklichsten Weise das Steinmaterial und die braunen, nicht entrindeten Fichtenstämme zu einem eigenartigen architektonischen Werke zusammenschloß. Wie nahe beieinander wohnen im Krieg die Gegensätze! Eindringlich predigt so ein riesiger Friedhof die Schrecken des Krieges, und doch befindet sich oft hart daneben ein großes Lager, in dem sich das Soldatenleben mit seiner Unruhe abspielt, fröhlicher Gesang aus der Mannschaftsmesse dringt und dröhnend die Kegelkugel über die Bahn rollt. Wohl die höchstgelegene Kegelbahn dürfte sie auf dem Stilfser Joch sein, auf der sich die wackeren Tiroler in ihren Ruhestunden vergnügen, während die Schweizer Milizen neidisch vom Balkon des Hotels „Dreisprachenspitze“ ihnen zuschauen.

Viel staunenswerter als die neuen Bahnstrecken und Fahrstraßen, die bis an die Zungen der Gletscher reichen, ist aber das ausgedehnte Netz von Karrenwegen und Fußsteigen, das den Frontstellungen entlang läuft. Wir wissen ja alle, welche Summe von Zeit, Geld und Arbeitskraft die Anlage eines Steiges kostet. Und wieviel Tausende von Steigen sind nun da gebaut worden, darunter nicht wenige von rein hochtouristischer Art! Kühne Strickleitern, bis 200 Sprossen zählend, führen bisher unersteigliche Wände hinauf, herabbaumelnde Seile, Handgriffe, Geländer und dergleichen dienen zur Sicherung. Nachahmenswerte neue Kunstgriffe sind angewendet, um den Fels begehbar zu machen, und zwar nicht etwa bloß für geübte Bergsteiger, sondern für Träger, die aus der Ebene kommen und nie ihren Fuß in dergleichen Gelände gesetzt haben. Es ist im höchsten Grade anerkennenswert, mit welcher Schnelligkeit sich diese Leute, unter denen viele alte Landstürmler sind, den ungewohnten Verhältnissen angepaßt haben und lernten, schwer bepackt mit unbequemer Last in dunkler Nacht, bei strömendem Regen, ja selbst im eisigen Schneesturm die Höhen zu erklimmen. Der Bergkundige will es kaum glauben, wenn er hört, welche Felsensteige da auch im Winter begehbar gehalten werden, und nur der Bergsteiger oder Alpenbewohner kann ermessen, wieviel Arbeit dies erfordert.

Über Gletscherspalten sind sichere Laufbrücken mit Geländer gelegt, Schneestangen weisen bei Neuschnee den Weg, dem Steig entlang läuft in Griffhöhe ein Seil, um sich daran bei starkem Sturm halten und in der Dunkelheit den Weg weitertasten zu können. Zu manchen Stellungen sind auch eigene Sommer- und Winterwege gebaut.

Wie aber im Tal unten neben der von Kolonnen belebten Landstraße die Eisenbahn oder eine Feldbahn den Hauptteil der Lasten befördert, so sehen wir auch in der Hochregion überall Schwebebahnen (Seilbahnen genannt), oft zwei nebeneinander laufend, bald elektrisch, bald mit Handbetrieb, in Tätigkeit. Viele gehen Tag und Nacht mit nur zweistündiger Unterbrechung. Eine Fahrt befördert eine Ladung von 600 kg. Von der Kühnheit und Mannigfaltigkeit der Bahnen macht man sich keine Vorstellung; oft sind sie ohne Stützen mit ungeheuer langer Spannung frei durch die Luft geführt, oft fast senkrecht die steile Felswand hinan; oft viele Kilometer lang über die ewigen Eisfelder führend, enden sie bisweilen mitten in einem steilen Gletscher. Wegen der Bewegung des Gletschers müssen die Stützen von

Zeit zu Zeit wieder verschoben, gerade gerichtet oder vollständig erneuert werden. Sehr oft ließ sich nicht von der unteren Station im Tal die Bahn in einer Linie zu dem gewünschten Höhepunkt führen und so sehen wir z. B. eine solche Schwebebahn vom Tal aus die rechtsseitige Berglehne hinaufgeführt; oben muß alles in einer neuen Station umgeladen werden, um dann das Tal luftig zu überqueren. Drüben ist eine weitere Station, der sich manchesmal noch mehrere anschließen. Von einzigartiger Schönheit ist so eine Fahrt in dem schmalen Kasten frei in der Luft mit dem herrlichen Tiefblick bisweilen Hunderte von Metern hinab, mit der Aussicht ringsum. Unvergeßlich bleibt mir der Blick auf ein ungeheures Lawinenbett, senkrecht von oben, so daß man den Gang der Lawine in allen Phasen der Zerstörung deutlich ablesen konnte. Ängstlichen Gemütern ist die Benützung einer solchen Bahn natürlich nicht zu empfehlen; abgesehen von der Möglichkeit ernsterer Unfälle, muß man stets damit rechnen, daß es einmal eine Störung gibt und man in dem schwanken Fahrzeug mehrere Stunden und auch länger auf offener Strecke, also zwischen Himmel und Erde, zubringen muß. Wenn dann ein italienischer Flieger „des Weges" kommt, ist es ihm natürlich ein besonderes Vergnügen, ein paar Bombengrüße auf den einsamen Gefangenen hinabzuwerfen. Die schmalen, nur zum Transport von Gegenständen bestimmten Kästen, in denen man sitzt, sind häufig wegen der Fliegergefahr mit Tannen- oder Laubzweigen maskiert. Statt des Kastens fand ich auch ein aus dicken Seilen gefertigtes, grobmaschiges Netz in Verwendung; man steigt hinein, läßt die Füße durch die Maschen nach unten baumeln, irgendwo schaut der Kopf heraus und die nach oben sich spitz zusammenziehenden Maschen schnüren Oberkörper und Arme natürlich lieblich zusammen.

Außer diesen Schwebebahnen gibt es noch andere Arten von Bahnen. So sah ich eine nach bergmännischer Art gebaute, sogenannte Bremsbergbahn. Hier laufen die Kästen auf Rädern oder auf einem einfachen Holzgeleise, das den ganzen Berghang hinaufgeführt ist, teils unmittelbar auf dem Boden, teils auf Holzgerüsten ziemlich hoch über ihm. Die Bahn wird mittels Gegengewichts betrieben; der zu Tal gehende Wagen wird mit Schutt oder Steinen, ja sogar mit Eis aus dem naheliegenden Gletscher, das in den Lazaretten und Messen (Kasinos) im Tal zur Sommerszeit hochwillkommen ist, so schwer beladen, daß er den anderen Wagen bergaufwärts zieht. So braucht man keine Betriebskraft. Auf der Bremsbergbahn, die ich einmal benützte (die Personenbeförderung ist aus begreiflichen Gründen grundsätzlich verboten), war die Linienführung stellenweise so steil, daß der kastenartige Wagen oft fast in einem Winkel von 70° fuhr. Man lag flach auf dem Rücken, vielmehr stand fast senkrecht in dem Kasten, die Füße fest gegen die untere Wand gestemmt und sich mit den Händen gegen das Hinausstürzen sichernd. Solch eine Bahn führte auf einen Berg in Kärnten von ungefähr 2300 Meter Höhe. Aber auch so mancher stolze, eisgepanzerter 3000er mußte sein Haupt unter das Joch der Schwebebahn beugen; gerade im Gletschergebiet fand ich diese Bahnen sehr verbreitet; eine bekannte Berggruppe weist deren 34 auf! Diese Bahnen bedeuten aber nicht bloß eine ungeheure Ersparnis an Arbeitskräften, d. h. Trägern und Tragtieren, sondern auch an Zeit für den Transport. So gelangte ich in der Seilbahn von dem bekannten Wallfahrtskirchlein Heilige Drei Brunnen, ungefähr 1500 Meter hoch gelegen, in 26 Minuten auf die Höhe des Stilfser Jochs (2800 Meter); dabei mußte noch auf einer Zwischenstation umgestiegen werden. Die Anlage solcher Bahnen und neuer Fahrstraßen ermöglicht es, daß z. B. ein in einer Höhe von 3300 Meter schwer Verwundeter mittels Tragbahre oder Schlitten, Seilbahn und Kraftwagen in zwei Stunden bis auf den Operationstisch eines großen Lazaretts im Tale befördert werden kann. Man muß sich aber vergegenwärtigen, was das heißen will, in Höhen von über 3000 m stundenweit über Gletscher die Materialien für den Aufzug, die schweren Drahtseile, die vollständige Maschinerie, den elektrischen Motor und das Baumaterial für die Baracke, in die das Ganze eingebaut wird, hinaufzuschaffen. Die Zug- und Drahtseile müssen täglich peinlich geprüft werden.

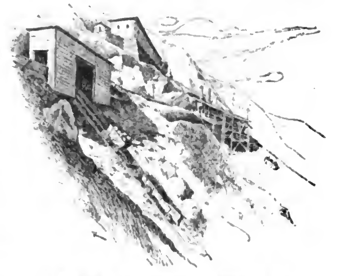


Abb. 8. Bremsbergbahn auf Schienen und Drahtseilbahn mit Bahnhof.

Ähnlich staunenswert sind die Telephonleitungen, die — selbstverständlich — überall in die höchsten und entlegensten Stellungen gehen. Zur Sicherung gegen Steinschlag und andere Beschädigungen sind sie aber häufig nicht als oberirdische Leitungen gebaut, sondern, wo es erforderlich ist, in die Erde, d. h. in den eigens gesprengten Fels eingebaut, sogar in das Eis eingegraben. Anderseits ist eine oberirdische Leitung manchmal sehr einfach zu legen. Sah ich doch ein 1100 Meter langes Kabel frei in der Luft über eine Felswand in das Tal heruntergespannt.

Noch manche andere technische Leistung wäre zu erwähnen, doch ich will lieber nun von rein militärischen Beobachtungen sprechen. Kein Kenner des Gebirges wird wohl annehmen, daß auch die Alpenfront in der gleichen Weise wie die Westfront eine einzige ununterbrochene Schützengrabenlinie bildet. Aber ich als Laie war doch höchst erstaunt zu sehen, in welch großen Längenausdehnungen sich auch im Hochgebirge die Stellungen erstrecken oder aneinanderreihen. Im allgemeinen genügt

es ja wohl, wenn die beherrschenden Punkte als gute Stellungen ausgebaut sind, und das ist in wirklich staunenswerter Weise überall geschehen. Da gibt es keine Rücksicht, ob nun der Schützengraben, der Geschützstand usw. in den harten Fels oder in brüchiges, morsches Gestein, ja selbst in das blanke Eis der Gletscher eingegraben werden muß. Ich sah eine Stellung vom Gipfel bis ins Tal hinab in den Fels gesprengt, durchgehends dann noch mit Balken, Steinen und darübergelegten Tannenzweigen granatensicher eingedeckt oder verkleidet. Die Stellung lief auf der Südseite den Kamm des Berges entlang, stets etwas unterhalb des Grates. Es war aber nicht bloß der schmale Schützengraben ausgehauen, da waren Höhlen, Kavernen benannt, ausgesprengt für Geschütze, Munitionskammern, Aufenthaltsräume für kleine Wachen usw. Von Zeit zu Zeit sind Tunnels unter dem Grat auf die Nordseite des Berges hinübergeführt, die als Zugänge zu den Stellungen dienen und durch die alles Notwendige, Munition, Essen usw., herübergetragen wird, durch die sich aber auch im Falle eines Alarms im Nu ein Strom von Kriegern aus den Unterkunftsräumen auf der Nordseite ergießt. Dort findet sich eine ganze Kolonie zahlreicher Baracken für Offiziere und Mannschaften, Messen, Küchen, Hilfsstationen, Werkstätten, Munitionskammern und anderer Magazine, Telephonstellen und Radiostation, Seilbahnhof und manche andere Gebäulichkeiten. Je nach den örtlichen oder militärischen Verhältnissen sind alle Gebäude wie Schwalbennester an die Felsen geklebt oder auch vollständig „kaverniert", d. h. in den gesprengten Fels eingebaut.

Wie malerisch bietet sich eine größere Stellung auf einem steilen Dolomitenfels mit ihren Mauern und Schießscharten, in unsagbar mühsamer Arbeit dem Gestein abgetrotzt, dem Auge dar! Einst weilte ich nach einer langen nächtlichen Geröllwanderung in einer Kaverne, die innen sauber mit Holz getäfelt und mit Bildern geschmückt war. Trauliches elektrisches Licht, dampfender Kaffeekessel und herzliche Aufnahme! Nach einer kleinen Atzung lud mich der Kommandant ein, sein Geschütz zu besehen. Auf einem schmalen Band gelangten wir auf die andere Seite des Turmes. Dort sah ich eine steile Felsnadel aus der gähnenden Tiefe vor uns aufragen, und erst als mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, gewahrte ich überrascht, daß zu ihr eine zierliche, 30 m lange Hängebrücke hinüberführte. Drüben gähnte uns die schwarze Öffnung eines Tunnels entgegen. Wir durchschritten ihn und gelangten in eine stattliche Kaverne, die ein prächtiges Geschütz (das über die Hängebrücke geschafft worden war!) birgt. Nur eine kleine Öffnung in der Felswand war für die Rohrmündung geschaffen, aus der nun so oft Tod und Verderben hinausgesandt wurde. Oben auf der höchsten Zinne, nur einem Kletterer erreichbar, hatte sich der Leutnant ein Sonnenbad eingerichtet und auf einer schmalen Felskanzel ein reizendes Miniatursommerhäuschen. Meine Feder ist nicht imstande, das Überraschende dieser und vieler ähnlicher Anlagen sinnfällig genug zu schildern.

Höchst eigenartig ist so ein Postenstand auf einsamer Felskanzel, die nur wenigen Menschen Platz bietet. Das Schilderhaus ist aus Steinen erbaut; eine aus losen Felstrümmern aufgebaute wuchtige Steinmauer schützt den Mann vor dem Sturz in die Tiefe sowie vor dem Gesehenwerden, und ihre Stücke dienen gleichzeitig als Geschosse gegen den sich anschleichenden Feind. Es wird gar nicht mehr für nötig erachtet, eigene Steinlawinen, die auf Holzgestellen ruhen, aufzubauen, es genügt auch, wenn die Blöcke und Broden einzeln mit der Hand abgelassen werden und im Sturz in kleine, aber immer noch gefährliche Stücke zerschellen. Ein Alarmsignal führt von dem Schilderhaus in die Wachstube, und damit die Leute ja rasch zur Stelle sind (bei Nebel kann es sich um Minuten handeln), führt von dort bis zu dem Posten ein 1½ m breiter schöner Pfad, durchaus in die fast senkrechte Felswand eingesprengt, und an der Bergseite läuft ein Seil als Wegweiser in Dunkelheit oder Nebel. Immer und immer wieder staunte ich, wenn ich solche Anlagen sah und ermaß, wie unendlich viel Arbeit sie erfordert hatten. Bisweilen sah ich ja kräftige elektrische Bohrmaschinen an der Arbeit; aber weitaus die meisten der Pfade und Treppen, Tunnels und Kavernen sind durch handgebohrte Sprengschüsse freigelegt worden, noch dazu fast durchwegs von Leuten, die niemals ein Steinmetzwerkzeug in der Hand gehabt und nie mit Sprengmitteln umgegangen waren. Und wer von uns kann sich wohl eine richtige Vorstellung davon machen, welche Mühe und Arbeit das Hinaufschaffen der Geschütze in Stellungen von 3000 bis 4000 m kostete? Da nützen keine Pferde, keine Ochsen, keine Tragtiere — nur die Menschen sind imstande, mit vereinten Kräften die Hindernisse der Natur zu überwinden. Ein Beispiel: 80 Mann mußten zusammenhelfen, um einen 30,5-cm-Mörser auf Bergeshöhe zu bringen; das Geschütz war auf einem Schlitten befestigt, der mit Kufenflächen von 6 m² ausgestattet war. Ein Gegenstück: je drei Leute, oft bejahrte Landsturmleute, mußten auf ihren Schultern 6 m lange, kantige Balken in steilen Windungen durch Wald und Latschen über die schotterigen Kare und zuletzt über holperigen Schnee stundenweit zur Stellung tragen. Welche Geschicklichkeit und Kraft erfordert jede Wendung des Zickzackweges, besonders im Wald! Der mittlere Mann muß die ganze Last allein auf den Schultern tragen, die beiden anderen können ihm nur wenig helfen, damit der Balken die Drehung macht, ohne von seinen Schultern zu fallen, und erst, wenn er wieder die Stellung in der neuen Wegrichtung erlangt hat, springen sie unter und helfen weiter tragen. Tausende und aber Tausende von Balken und Brettern mußten so Stück für Stück auf die zahllosen Höhenstellungen geschafft werden, um aus ihnen alle die Baracken und anderen Bauten zu erstellen. Haben sich auch die Leute oben die vollständige Einrichtung selbst aus den Bohlen und Brettern gezimmert, so müssen doch noch eine Unmenge anderer Sachen an Ort und Stelle gebracht werden: Geräte, militärische Instrumente, Werkzeuge, Gebrauchsgegenstände, Geschirr, Decken usw., Munition, Getränke sowie die Lebensmittel für den täglichen Verbrauch und endlich im Herbst der gesamte Wintervorrat. Um welche Mengen es sich dabei handelt, möge aus folgenden Angaben ersehen werden: Der fast 3000 m hohe Wischberg in den Julischen Alpen war im Winter von 3 Offizieren (2 Artilleristen und einem Infanteristen) und 12 Mann ständig besetzt. Solange es ging,

wurden bis in den tiefen Winter hinein die täglichen Lebensmittel und Getränke hinaufbefördert. Vorsorglich wurde aber im Herbst doch der gesamte Winterproviant auf 180 Tage, als Notproviant berechnet, hinaufgetragen. Bei der Zusammenstellung dieses Proviants hatte der alpine Referent bei dem höheren Kommando, ein bekannter, um die Erschließung der Julischen Alpen höchst verdienter Alpinist, den originellen Gesichtspunkt aufgestellt: „Versorgung wie für eine arktische Expedition, aber doch so, daß das Ganze einem feinen Delikatessengeschäft gleicht!" Dieser Proviant nun setzte sich folgendermaßen zusammen: 5400 Portionen Kaffee, 1350 Fleischkonserven, 203 kg Gefrierfleisch, 51 kg Selchfleisch und Würste, 340 Portionen Pasteten und Sulzkonserven, 54 kg Fett, 135 kg Speck, 378 kg Hülsenfrüchte, 340 kg Kartoffeln, 68 kg Gemüsekonserven, 20 kg Dörrgemüse, 14 kg Dörrzwiebeln, 2700 Maggiwürfel, 96 kg Mehl, 68 kg Salz, 1½ kg Pfeffer, 1½ kg Paprika, 5 kg Senf, 3 kg Suppengrün, 772 Büchsen Sardinen, 1227 Obstkonserven, 16 kg Preiselbeeren, 20 kg Obstkäse (Quitten-Marmelade), 297 kg Zucker, 1080 kg Zwieback (statt Brot), 7 hl Wein, 2700 Flaschen Mineralwasser, 270 kg Fruchtsaft, 324 l Rum, 2700 Dosen kondensierte Milch, 9 kg Tee, 54 l Essig. Dazu kamen noch 44 327 Zigaretten, 614 Zigarren, 1227 Pakete Rauchtabak, 2700 Schachteln Zündhölzer, 1500 Kerzen, 200 l Petroleum, 20 l Spiritus, 50 m³ (21 000 kg) Holz, 3000 kg Holzkohlen, 3000 kg Koks, 16 kg Seife und 386 Pakete Gebrauchspapier. Des weiteren eine Unmenge Gebrauchsgegenstände, Geräte, Decken und Kleider, Waffen und endlich die ungeheuer schweren Traglasten von Munition mit über 1000 Schuß Granaten, über 10 000 Schuß Infanteriemunition, Handgranaten, Leuchtraketen usw. Man vergegenwärtige sich, daß diese Mengen nur für eine sehr kleine Besatzung auf dem Gipfel



Abb. 4. Wache auf einem Felsturm in 2900 m Höhe.

eines Berges, der noch verschiedene andere Stellungen aufweist, benötigt wurden, und wieviele Gipfel der ganzen Front entlang besetzt sind!

Die aufgeführten Vorräte wurden von der Eisenbahnstation zunächst mit Lastauto auf der Landstraße befördert, dann mit Tragtier auf 1000 m Höhe gebracht, hierauf mit elektrischer Seilbahn auf 1500 m und von hier mit viermaligem Umladen auf Handbetriebsseilbahnen auf 2350 m geschafft, von wo aus sie dann durch Träger in mehrstündiger Wanderung ans Ziel gelangten. 30 Mann gingen täglich zweimal auf den Gipfel, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, da der Weg vom Feinde eingesehen war und daher auch beschossen wurde.

Der Gipfel ist mit einer 7-cm-Gebirgskanone bewehrt; sie kam zerlegt hinauf, der schwerste Teil,

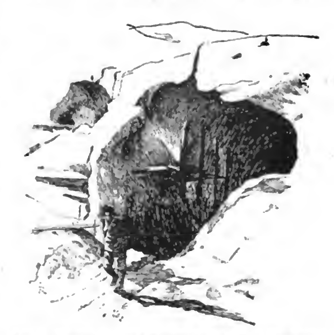


Abb. 5. Eingang zu einem Gletscherstollen auf der Marmolata.

das Rohr, wiegt 115 kg. Auf der Spitze des Berges befindet sich zum Schutz gegen die Blitzgefahr ein Faradaysches Netz, die Baracken sind vollständig in Fels kaverniert, ihre Bedachung ist wegen des Blitzes vorsorglich mit Blech eingedeckt, das Blitzkabel ist bis in das Tal hinab gelegt, ungefähr 3000 m lang. Die Telephonleitung, sog. Gebirgskabel, 15 Drähte mit Gummi und Teerumhüllung isoliert, ist durchgehends in den gesprengten Fels oder in die Erde eingegraben; eine Reserveleitung überwältigt eine 600 m hohe Wand durch einen 900 m langen Draht in einer Spannung. Im Frühjahr und Sommer wird diese Leitung alle 4—5 Tage durch Lawinen und Steinschlag beschädigt, unverdrossen wird sie aber immer wieder, trotz aller Unbilden der Witterung, Lawinengefahr usw., von den Leuten hergestellt. Die Telephonleitung ist ja in einem schneereichen Winter die einzige Verbindung mit der Außenwelt; man rechnet im günstigsten Falle, daß die Leute zwei Monate vollständig abgeschnitten sind. Sie müssen darum auch mit allem vorgesehen sein; ich bewunderte eine vollständige Feldschmiede und Schreinerwerkstätte, Radiostation, Krankenstube, Waschküche, Selchkammer, photographische Dunkelkammer, kleine Bibliothek usw. Ich bedauere, daß mir der Raum nicht gestattet, zu schildern, wie gemütlich und behaglich sich die drei Offiziere das enge Stübchen ausgestattet haben, in dem sie essen und schlafen, arbeiten und sich aufhalten, so lange sie nicht im Freien weilen. Als seltener Gast wurde ich mit ganz besonderer Herzlichkeit aufgenommen, wozu vielleicht auch der Umstand beigetragen haben mag, daß ich unter Führung des hervorragend berggewandten Leutnants Klug den Gipfel auf einer teilweise neuen, äußerst schwierigen und langen Route in oft sehr aus-

gesetzter Kletterei bestiegen hatte; ich werde wohl der einzige Zivilist sein, dem eine neue Tour unmittelbar an der Front beschieden war. Übrigens kann ich nicht genug rühmen, wie herzlich ich auch sonst überall, auch von Offizieren, die dem Alpinismus bis dahin fremd gegenüber gestanden waren, aufgenommen wurde. Voll Stolz empfand ich auch, wie in mir der Deutsche geehrt wurde. In einer Offiziersmesse machte ich z. B. nach längerer Wanderung eine mir zu Ehren veranstaltete 4-Uhr-Jause mit. Als der Wagen vorfuhr, verabschiedete ich mich, und gerade, als ich durch die Haustüre in die freie Berglandschaft hinaustrat, intonierte draußen die eigens zusammengerufene Bataillonsmusik „Die Wacht am Rhein". Ich schäme mich nicht, zu sagen, daß ich die Tränen der Freude, des Stolzes und der

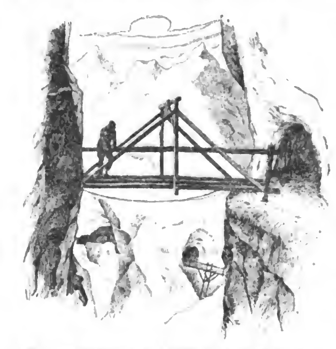


Abb. 6. Überbrückung von Felsspalten und Stellungszugänge im Marmolata-Gletscher.

Rührung zurückhalten mußte. Daß ich auch viele Lobsprüche auf den Alpenverein zu hören bekam, besonders auch wegen der so freigebig gespendeten Karten und Ausrüstungsgegenstände, sei nebenher erwähnt.

Den wackeren Alpenkämpfern blieb es auch vorbehalten, noch eine neue Welt in den Alpen zu erschließen: das Innere der Gletscher. Klingt es nicht verwunderlich, wenn ich erzähle, daß ich tief im Bauche eines Gletschers, in einer geschmackvoll mit Fichtenholz getäfelten, behaglich ausgestatteten Messe beim fröhlichen Mahle saß? Ein handgeschmiedeter Deckenleuchter spendete glänzende elektrische Beleuchtung, Bilder und harzig duftende Fichtengirlanden schmückten den traulichen Raum, der Kachelofen brummte anheimelnd und eine treffliche Speisenfolge sowie eine lustige Tafelrunde vollendeten die Illusion, irgendwo auf der weiten Erdoberfläche bei lieben Freunden abends zu Gaste zu sein. Auch das traute Schlafgemach eines beurlaubten Stabsoffiziers, das mir zum Übernachten eingeräumt wurde, ließ nichts vermissen, was man von einer zivilisierten Schlafstätte verlangt. Ich konnte es mir nicht versagen, noch im Bette eine Zigarre zu rauchen und als Schlafmittel die neueste Zeitung beim hellen Lichte der elektrischen Stehlampe auf dem Nachttische durchzusehen, nur um dieses eigenartige Nachtquartier voll auszukosten. Ein empfindlicher Mensch könnte sich wohl keine ruhigere Schlafstätte ausdenken als so ein Zimmerchen, viele, viele Meter unter der Oberfläche eines Gletschers, durch dessen dicke Eismauern aber auch nicht der kleinste Laut der Außenwelt, sei es menschliche Unruhe oder das Rauschen eines Baches oder des Windes, durchdringen kann. Und doch wurde ich zu meinem Erstaunen in der Nacht durch ein merkwürdiges Geräusch gestört. Die gefräßigen Ratten, die den Soldaten in den minierten Unterständen an der Westfront so viel Ärger bereiten, sie sind ihnen auch in die Gletscher gefolgt und knabberten nun an dem Gebälk, aus dem unser Häuschen gezimmert war.

Der erste Gletscher, in dem ich übernachtete, der Marmolatagletscher, ist ungefähr 4 km breit und 1½ km lang. Diese Eismassen sind nun wie ein großes Bergwerk von unzähligen Stollen durchzogen, deren gesamte Ausdehnung auf fast 15000 m geschätzt wird. Höhlen sind aus dem Eis gesprengt, manchmal unter Benützung einer bauchigen Gletscherspalte, und in diese Höhlen hat man die Baracken wie Holzkisten, mit flachen Dächern, eingebaut und mit allem Notwendigen, wie besonders Ofen, ausgestattet. Der Rauch wird durch hölzerne Kamine zu einer Gletscherspalte oder einem Auswurfschacht abgeleitet. Die Stollen selbst sind in der Form des persischen Kielbogens gerade so breit ausgebohrt, daß zwei Leute sich ausweichen können. Alle paar Monate müssen sie wieder erweitert werden, weil die Bewegung des Gletschers sie seitlich verschiebt, so daß sie nicht mehr passierbar sind. Stundenlang konnte ich sie aufrecht durchwandern; ich hatte aber auch lange Strecken zu passieren, in denen man kaum in der Kniebeuge durchkam. Je nach der Temperatur geht man auf gekörntem oder glashartem Eis, oder man muß auch durch Wasserlachen patschen. Am Rande des Bodens läuft auch eine eigene Rinne für das abfließende Wasser. Der Wand entlang sind oft Seile geführt, an denen sich die Träger halten und sich in der Dunkelheit vorwärtstasten. Außerdem findet man Telephondrähte, elektrische Licht- und Kraftleitung; letztere ermöglicht den Betrieb von Bohrmaschinen, Ventilatoren usw. An Kreuzungen, an denen Licht brennt oder das Tageslicht einfällt, sind Wegweiser angebracht, genau wie im Schützengrabensystem der anderen Fronten. Die Stollen selbst laufen teils eben, teils in sanftem Gefälle, bisweilen Hunderte von harten Eisstufen aufwärts, ja sogar in Form von Wendeltreppen. Sie durchschneiden herrliche Gletscherspalten, zu denen das Blau des Himmels und der goldene Sonnenschein hereinlachen, überqueren andere, die sich zu prächtigen Höhlen erweitern, mittelst Laufbrücken oder durchziehen wilde Grotten, die mit Stalaktiten und Stalagmiten aus Eis, Vorhängen und feinen Spitzenschleiern, kühnen Nadeln und merkwürdig geformten Blöcken, Kulissen und Soffitten wie von Künstlerhand ausgeschmückt sind. In einer solchen Grotte war ein kleiner See, in dem sich die ganze Zauberwelt spiegelte, und in prächtigen, gefrorenen Kaskaden stürzte ein zu Eis gewordener

Wasserfall in die ruhige, tote Flut. Und nun dazu ein wunderbares Farbenspiel vom wasserklaren, harten Eis bis zu allen Schattierungen und Opalisierungen in Grün und Blau; je nachdem das Tageslicht irgendwo hereinschimmerte, die Azetylenlampe, elektrisches Licht oder rote Fackeln uns als Leuchtmittel dienten, änderte sich das Bild.

Und in dieser phantastischen, unbeschreiblich eigenartigen Welt hausen und schaffen nun die Krieger ganz wie in jeder anderen Stellung. Der militärische Dienst, ihr sonstiges Leben und Treiben spielt sich ab wie überall. Auf einer Wanderung durch die Stollen kommt man zu Kavernen für Geschütze, Maschinengewehre, Minenwerfer mit Unterständen für Sturmtrupps usw. Die Sandsäcke sind mit Eisbrocken gefüllt, an den Ausgucken sind Stahlschilde in das Eis eingelassen. Mein Erstaunen über die militärische Ausnützung der Gletscher erreichte den Höhepunkt, als ich in einer Eisnische einen Soldaten, in dicken Pelz gehüllt, mit Strohpantoffeln ausgerüstet, bequem auf einem Stuhl sitzend, neben sich die Thermosflasche voll Tee, unbewaffnet, erblickte. In demselben Gletscher hausen nämlich auch die Italiener auf die gleiche Weise wie die Unseren und treiben ihre Stollen gegen unsere Stellungen. Um eine Überrumpelung zu verhindern, sind Horchposten aufgestellt, die mittelst Läutwerk sofort die Mannschaft alarmieren können.

Der Horchposten hat es natürlich in mancher Beziehung besser als die Mannschaft, die im Freien in den ins Eis gehauenen offenen Schützengräben, Wind und Wetter preisgegeben, den Feind beobachten muß, der bisweilen nur 50 m gegenüber in seinem Graben lauert. Drahtverhaue, in das Eis eingelassen, sind hüben und drüben zur Abwehr wie in der Ebene angebracht.

Nach der Schilderung des fröhlichen Mahles und des schönen Nachtquartiers könnte der Eindruck entstehen, als ob die Eismänner da oben ein recht schönes Leben hätten. Aber dem ist nicht so. Schon der durch die örtlichen Verhältnisse bedingte Mangel an Bewegungsfreiheit trifft viele empfindlich; das ständige Leben in der Kälte und in den luftarmen Stollen führt zu Erkrankungen; die Unterkünfte sind auch nicht alle so glänzend wie die oben geschilderte Stellung, an der seit langem gebaut und verbessert worden war. Ich verweilte in einer solchen Gletscherstellung der Ortlergruppe in etwa 3300 m Höhe. Da hatte der einzige Leutnant ein winziges Stübchen, in dem gerade Bett, Tisch, Stuhl und Ofen Platz haben. Es wird gewohnt und gekocht in der Stube. Der Tabaksqualm findet keinen Abzug, hie und da raucht auch der Ofen. Richtiges Lüften ist unmöglich. Ewiger Winter, ewige Dunkelheit, Eis und wieder Eis ist die immerwährende Umgebung. Und das erscheint mir als das Härteste und Schwerste, um nicht zu sagen Entsetzlichste an diesen Stellungen. Mag in allen anderen der Mann in noch so schlimmen Verhältnissen, verschlammten Unterständen usw. verweilen, bedroht durch Trommelfeuer ohnegleichen — nach einigen Tagen bezieht er wieder eine Ruhestellung, freut sich in Muße am blauen Himmel und der Sonne, kann alle vorhergegangenen Schrecken des Daseins auf einige Tage vergessen und kleine, aber schöne Bequemlichkeiten, wie Bad, Kino, Soldatenheim und sonstige Vergnügen genießen, kurzum, er ist wieder einige Zeit Mensch! Aber für die da droben im Gletscher gibt es nur eine angenehme Unterbrechung ihres Höhlenlebens, das ist der seltene, spärliche Urlaub!

Und was wollen die Schrecken des Winters erst besagen in solchen Höhenstellungen, in denen die Leute unter Umständen wochenlang in den dumpfen Baracken hausen müssen, ohne das Tageslicht zu sehen. Jeder Hochtourist kann sich ausmalen, welche Entsagung dazu gehört, zwei Winter da oben zubringen zu müssen.

Von den Gefahren des Winters muß ich eine besonders erwähnen: die Lawinengefahr. Was der „weiße Tod“ an Opfern verschlingt, geht in



Abb. 7. Unterirdischer Gang zu österr.-ungar. Stellungen auf der Marmolata.

das Ungeheuerliche. Es ist das Vielfache dessen, was sein Bruder, der „rote Tod“, im Schützengraben oder im ehrlichen Kampfe dahinrafft. Und erst wenn die Zahlen hierüber einmal zusammengestellt und veröffentlicht werden, wird man eine gerechte Würdigung für alle Helden an der Alpenfront finden, die sich nicht abschrecken ließen durch diese ungeheuren Verluste und ihren Dienst Winter für Winter versahen, mochten auch noch so viele gute Kameraden um sie herum von der Lawine dahingerafft werden. Ganz besonders haben die Trägerkolonnen unter diesem Schrecknis dar Natur zu leiden. Aber es sind auch Lawinen über Stellungen dahingegangen und haben ganze Abteilungen von Soldaten verschüttet, von denen nur ein Bruchteil gerettet werden konnte.

Und trotzdem wurde die Front zweieinhalb Jahre lang gegen eine so große Übermacht gehalten! Die glänzenden Leistungen einzelner Patrouillen, die in voller Ausrüstung alpine Tou-



Abb. 8. Oesterr.-ungar. Drahtseilstation und Unterkünfte im Tiroler Hochgebirge.

ren ersten Ranges ausführten und manches hochalpine Problem lösten, würden einen stattlichen Band füllen, nicht minder die vielen übrigen Unternehmungen ganzer Abteilungen wie einzelner, die Mut, Tatkraft, Ausdauer und alpines Können im höchsten Grade erforderten. Unverdrossen und fröhlich waren sie alle, wo ich hinkam, trotz des harten Dienstes, trotz der schweren Arbeit. Mitten im Granatfeuer hörte ich sie wiederholt ihre heimischen Lieder singen, unbekümmert, ob nicht der nächste Augenblick ihnen den Tod bringt. Wir können alle viel zu wenig würdigen, wie groß das Heldentum dieser Männer ist, seien sie nun als Kämpfer, Geschützmannschaft oder Posten, als Arbeiter oder Träger in harter, an Frondienst erinnernder Pflichterfüllung tätig, wie bewundernswert ihr treues Ausharren, wie groß ihre Aufopferung. Nicht genug Bewunderung und Anerkennung können wir allen diesen Braven zollen, und als Reichsdeutscher möchte ich das ganz besonders aussprechen. Vielleicht darf ich auch noch beifügen, daß ich im höchsten Grade überrascht war von der tadellosen Ordnung, verbunden mit Manneszucht und glänzender freiwilliger Aufopferung, die ich überall fand und die mich zwang, meine gute Meinung von den k. u. k. Truppen noch weit höher zu schrauben. Viel zu wenig wird ja bei uns im Reiche beachtet, wie sehr der ganze Dienst in diesem Heere durch die Vielsprachigkeit und das Nationalitätengemisch erschwert ist, und immer wieder mußte ich staunen, wie gut sich die Söhne der Pußta und der Moldau oder sonstiger weit entlegener Gaue der habsburgischen Monarchie dem Vaterlande zuliebe in den harten, gefährlichen Kampf mit dem Gebirge gefunden haben. Darum begleiten meine herzlichsten Glückwünsche alle diese Helden auf ihrem glänzenden Siegeszuge in die venezianische Ebene. Möge ihnen bald der schönste Lohn beschieden sein: der Triumph über den eidbrüchigen König und sein falsches Volk, ein guter Frieden und glückliche Heimkehr zu ihren Lieben!

Österreich-Ungarns Kampf um seine Adriaküste.

Von R. Fieling.

Für Österreich-Ungarn, wie für jede Großmacht, ist der Zugang zur See eine Lebensbedingung. Während im Weltkriege die Donaumonarchie auf Tod und Leben mit den Russen kämpfen mußte, wurde ihr zugleich der wichtige Kampf um ihre Küste aufgezwungen.

Von zwei Seiten griff der Feind an:

1. Im Süden bedrohte a) Montenegro, unterstützt durch starke Flottenkräfte der Allierten, hauptsächlich den wichtigen Kriegshafen Cattaro. Die französisch-montenegrinischen Batterien auf dem 1759 m hohen Lovzen, der Cattaro beherrscht, wurden von österreichisch-ungarischen Linienschiffen und den Forts von Cataro niedergekämpft und mußten im Spätherbst 1914 ihr Feuer einstellen. Französische Flottenangriffe auf die Küstenwerke am Eingange in die Bocche di Cattaro waren erfolglos.

Die französische Basis Antivari wurde von leichten Seestreitkräften mehrmals wirkungsvoll beschossen. — Ein italienischer Versuch, in der kleinen Insel Pelagosa einen Stützpunkt gegen die süddalmatinische Küste zu gewinnen, scheiterte, da k. u. k. Torpedofahrzeuge und Seeflugzeuge die dort errichteten Anlagen schwer schädigten und so zur Räumung der Insel zwangen. Ein italienischer Seeangriff auf die Bahn Ragusa—Cattaro endete mit Versenkung des italienischen Panzerkreuzers „Garibaldi" durch ein k. u. k. U-Boot. Ein anderes U-Boot vernichtete in der Otrantostraße den französischen Panzerkreuzer „Gambetta". — Anfang 1916 zerstörten österr.-ungarische Linienschiffe von Cattaro, Trodo und dem Adriahafen Traste aus im Verein mit Landgeschützen die inzwischen wieder errichteten Lovzenbefestigangen von neuem, worauf Truppen der Armee Köveß den wichtigen Berg stürmten. Bald darauf streckte Montenegro, von der Armee Köveß bezwungen, die Waffen.

b) Schon vorher war auf dem Balkan ein neuer Feind aufgetreten. Eine italienische Armee begann Ende 1915 nach Albanien überzusetzen.

Ihr Übergang wurde erfolgreich gestört durch wagemutige Vorstöße von Kreuzern und Zerstörern, die eine große Anzahl von Transportschiffen versenkten und die Batterien von Durazzo niederkämpften. Auch durch U-Boote und Minen erlitten die Italiener Verluste. Die Armee Köveß drang nach Montenegros Eroberung in Albanien ein, nahm Durazzo und warf die Italiener bis vor Valona zurück. Dieser Hafen war das Ziel wirksamer Seeflugzeugangriffe, die riesige Brände und Explosionen hervorriefen.

1916 und 1917 machten Kreuzer und Zerstörer mit Seeflugzeugen kühne Vorstöße sogar in die Otrantostraße. Dabei und durch U-Bootsangriffe wurden Zerstörer, U-Boote, Seeflugzeuge, Transportdampfer nach Valona und besonders viele Bewachungsdampfer der ital.-franz.-engl. Flotte vernichtet.

2. Größer war die Gefahr, die im Norden drohte.

Dort griff der Großteil des italienischen Heeres die Isonzofront an, um nach Triest durchzubrechen. Triest, seit 1382 österreichisch, der bedeutendste Hafen der Monarchie, mußte um jeden Preis gehalten werden. 1915 und 1916 wurden 9 Isonzoschlachten geschlagen. Unter schwersten Verlusten vermochten die Italiener Görz zu nehmen und auf dem Karst geringe Fortschritte zu machen. Ein Durchbruch gelang ihnen nicht. Ungleich gewaltiger als die ersten 9 war die 10. Isonzoschlacht (Mai—Juni 1917), an der auch englische Artillerie und englische Monitore mitwirkten. Sie endete mit einem glänzenden österreich.-ungarischen Siege. — Die im August 1917 entbrennende 11. Schlacht stellte alles Frühere in den Schatten, sie war Italiens größte Anstrengung. Unter dem Schutze von Tausenden ital.-engl. Geschütze, begleitet von Hunderten von Flugzeugen, traten 48 italienische Divisionen zu beispiellosem Stoße an. Aus den erbitterten Großkämpfen ging die heldenmütige österr.-ungar. Armee Boroevic abermals siegreich hervor. Allein die 10. und 11. Schlacht kosteten den Angreifer 450000(!) Mann. — Die Isonzoschlachten waren bis jetzt wohl die beste militärische Leistung der Donaumonarchie. Sie schützten das bedrohte Triest und legten den Grund zu der im Oktober 1917 einsetzenden deutsch-österr.-ungar. Offensive, die Triest endgültig sicherte und den Feind an die Piave zurückwarf. Angriff der ital.-franz. Luft- und der ital.-engl. Seestreitkräfte auf die istrische Küste, auf Triest und Fiume wurden in der Hauptsache von k. u. k. Seeflugzeugen und Küstenbatterien abgewiesen. — Auch im Angriff leistete die k. u. k. Marine hier gute Dienste. Seefluggeschwader griffen in die Kämpfe ein und störten die rückwärtigen Verbindungen. Leichte Seestreitkräfte gingen (bei der deutsch-österr.-ungar. Offensive!) gegen die Sdobbatterien und Grado vor, säuberten das Lagunengebiet an der Isonzo- und Tagliamentomündung. Panzerschiffe beschossen mit Erfolg die Batterien an der Piavemündung. — Ferner wurde die italienische Kampfkraft untergraben durch zahlreiche andere Angriffe auf die italienische Ostküste vom Tagliamento bis Otranto, die von Flottenteilen und Seefluggeschwadern ausgeführt wurden. Dabei wurden Hafenanlagen, Magazine, Arsenale, Kasernen, Luftschiff- und Flugzeughallen, Werften, Küstenbatterien zerstört oder beschädigt. Die an der Adria entlang führende wichtige Bahn wurde mehrfach lahmgelegt durch Vernichtung von Brükken, Bahnhöfen und rollendem Material. Die italienische Industrie wurde getroffen durch Zerstörung vieler Fabrikanlagen. —

So hat Österreich-Ungarn den Kampf um seine Küste siegreich ausgefochten. — Im Süden hat es erst Cattaro mit Erfolg verteidigt, dann die Offensive ergriffen, Montenegro zu Boden geworfen, die Front bis vor Valona vorgetragen und dadurch Dalmatien endgültig gesichert. — Im Norden hat es die furchtbaren 11 Isonzoschlachten ruhm- und siegreich geschlagen, dann mit deutscher Hilfe den Feind an die Piave zurückgeworfen und dadurch Triest und Istrien endgültig gesichert. — Österreich-Ungarn hat damit von neuem seine zähe Lebenskraft bewiesen.

Die Gefechtsmasten der Kriegsschiffe.

Von Albert Schmidt.

Die Masten eines Schiffes, auch eines solchen für kriegerische Zwecke, hatten ursprünglich lediglich die Bestimmung, die Befestigung der Segel, also der Fortbewegungsmittel, zu ermöglichen. Aber der Schritt zu einer weiteren Zweckbestimmung des einen oder anderen der auf dem Schiff meist in drei- oder vierfacher Anzahl vorhandenen Masten war nur ein kleiner. Namentlich seitdem man dazu übergegangen, hoch oben an den Masten sogenannte „Mastkörbe“ (runde Plattformen mit abschließendem Gittergeländer) anzubringen zur Aufnahme eines Beobachters für die nähere und weitere Umgebung des Schiffes, war die Grundlage gegeben, denselben Mastkorb und damit zugleich auch den Mast selber weiteren Zwecken dienstbar zu machen. Geschah dies schon bei reinen Handelsschiffen infolge der ausgedehnten Seeräubergefahren, in gewissen Zeiten zu Abwehr- und Verteidigungsmaßnahmen, indem man einige Armbrust- oder Büchsenschützen in den Mastkorb beorderte, um das Deck eines Seeräuber- oder feindlichen Schiffes beschießen zu können, wieviel mehr erst bei ausgesprochenen Kriegsschiffen, zu deren Beschaffung die seefahrenden Nationen ja schon frühzeitig schreiten mußten. Solchermaßen war aber auch schon die Urform des besonderen Gefechtsmastes geschaffen und es bedurfte nur des Fortschreitens der Zeit und des Wandels der Dinge, um den Ausbau des Gefechtsmastes, insbesondere auf den Kriegsschiffen, herbeizuführen.

Als dann im 19. Jahrhundert die auch in der Schiffahrt steigend zur Anwendung kommende Dampfkraft die Segel mehr und mehr von den Schiffen verdrängte, blieben nur noch der vordere und der hintere Mast bestehen, um nur noch gelegentlich, bei Havarien der Dampfmaschinen, mit Segeln besetzt zu werden, dafür aber um so mehr als Gefechts- und Signal-

masten zu dienen. Beim heutigen Stand der Maschinentechnik und bei der ganzen Art der maschinellen Einrichtung der Schiffe, besonders der Kriegsschiffe, sind die noch vorhandenen Masten lediglich Gefechts- und Signalzwecken dienstbar gemacht, außerdem haben sie die Antennen der drahtlosen Telegraphie zu tragen.

Über den Wert der Gefechtsmasten gehen die Meinungen der Fachleute auch heute noch ziemlich auseinander, und es dürfte wohl erst der Abschluß des Weltkrieges ein endgültiges Urteil über diese Frage ermöglichen. Die Schuld an der Meinungsverschiedenheit liegt in der Art des Ausbaues, den der Gefechtsmast im Lauf der Zeit bei den einzelnen Marinen gefunden hat, wozu wiederum die Entwicklung der Kampfmittel, insbesondere der Schiffsartillerie, die unmittelbare Ursache gab. So traten zunächst in Konsequenz der wachsenden Größe der Schiffe und ihrer Konstruktion aus Eisen und Stahl an die Stelle der hölzernen die eisernen Masten. Und an die Stelle der ursprünglich einzelnen Gewehrschützen traten bald schon kleine Kanonen, die aber auch mit der Zeit durch größere ersetzt wurden, zumal auch die Gefechtsentfernungen wuchsen. Heute finden wir den Gefechtsmast eines Kriegsschiffes nicht nur mit Maschinengewehren, sondern auch mit schon recht ansehnlichen Schnellfeuergeschützen bestückt. Diese fortwährende Steigerung brachte es mit sich, daß die Masten immer mehr an Umfang zunahmen, bis sie teilweise, so namentlich bei den Franzosen, sich zu kleinen Burgen entwickelt hatten.

Bei diesem Entwicklungsgang war es kein Wunder, daß der Gefechtsmast dem Gegner ein immer besser sichtbares Ziel für seine Artillerie bot und daß er sich bemühte, diese ihm besonders gefahrdrohende Stelle des feindlichen Schiffes in erster Linie unschädlich zu machen. Einzelne Marinen, z. B. die japanische, haben deshalb auch bald wieder auf den Gefechtsmast im vorerwähnten Sinn verzichtet und sind zu den früheren einfachen Masten zurückgekehrt, die nur dem Signaldienst und der Funkentelegraphie dienen. In der Mehrzahl der Kriegsmarinen aber sind die Gefechtsmasten noch vorhanden und genießen Heimatrecht, man bemüht sich indes neuerdings mit mehr oder minder Aussicht auf Erfolg, ihnen Konstruktionen zu geben, die der Zerstörung durch feindliche Geschosse Hindernisse entgegenstellen. So hat beispielsweise die amerikanische Marine die sog. Gittermasten eingeführt, während die englische zu dreibeinigen Masten überging. Beide Arten haben jedoch bis jetzt noch keine wirklich ernste Probe ihrer Vollkommenheit ablegen können. Man sieht aber aus dem Gesagten schon, wie sehr sich auch auf diesem Gebiet die Gegensätze berühren.

In der deutschen Kriegsmarine besteht der Gefechtsmast aus drei Teilen, zunächst dem zylinderförmigen Untermast mit einem Durchmesser von etwa 3—4 Meter und einer Höhe von etwa 15 Meter. Daran schließt sich dann der Obermast mit einem Durchmesser von etwa 3/4 Meter. Seine Fortsetzung bildet die sog. Stenge, die insonderheit die Rahe für die Signalgebung und die Antenne für die Funkentelegraphie zu tragen hat. Das Innere des Untermastes, der ganz aus Stahlplatten zusammengesetzt ist, birgt zwei Wendeltreppen, von denen die eine für den Aufstieg, die andere für den Abstieg bestimmt ist. Diese Wendeltreppen führen zum Mastkorb, marinetechnisch Gefechtsmars genannt. In diesem Gefechtsmars sind die kleinkalibrigen Schnellfeuergeschütze und mehrere Maschinengewehre aufgestellt. Auch der Obermast ist hohl und seinen Abschluß bildet eine Plattform, auf der die elektrischen Scheinwerfer ihren Standort haben. Die Stenge mit der Rahe dient, wie schon erwähnt, in erster Linie dem Signaldienst, der einesteils durch Flaggen, andernteils durch Lichter vermittelt wird. Die großen Scheinwerfer haben die Aufgabe, bei Nacht dafür zu sorgen, daß der Gegner sich nicht an das Schiff heranschleichen kann. Mit den Schnellfeuergeschützen und den Maschinengewehren gilt es in der Hauptsache, Torpedobootsangriffe abzuschlagen.

Es wurde bereits gesagt, daß der Gefechtsmast mit besonderer Vorliebe das Ziel des Gegners ist. Dieser Umstand wiegt die Vorteile, die der Gefechtsmast dem Kriegsschiff bietet, zu einem erheblichen Teil wieder auf. Deshalb sind auch Kriegsmarinen anderer Nationen dazu übergegangen, die von der deutschen Marine wesentlich abweichenden Konstruktionen einzuführen. Insbesondere glauben die Amerikaner mit ihren Gittermasten eine besonders vorteilhafte Konstruktion gefunden zu haben. Diese Gittermasten sehen einem großen Flechtwerk sehr ähnlich, da sie aus lauter einzelnen Stahlröhren bestehen, die unter sich durch Eisenringe zusammengehalten werden. Der Eindruck des Flechtwerks wird noch erhöht durch die Kreuzungen, mit denen die Stahlrohre zueinander gestellt sind. Es mag außer allem Zweifel sein, daß diese Konstruktionsart eine große Festigkeit aufweist und daß auch bei einer Beschießung das Geschoß, ohne Schaden anzurichten, durch die Maschen dieses Gitterwerkes hindurchfährt. Auch

ist vielleicht zuzugeben, daß selbst bei Verletzungen zu einem erheblichen Teil der Mast als solcher immer noch nicht so gefährdet ist, wie bei unserer Konstruktion. Immerhin ist zu sagen, daß eben die Probe auf das Exempel noch aussteht und es sich erst bei einer Seeschlacht zeigen müßte, inwieweit diese Theorien der Praxis standhalten.

Eigenartig in ihrer Konstruktion sind auch die dreibeinigen Gefechtsmasten der englischen Schlachtflotte. Man hat diese Art gewählt, um ebenfalls eine größere Sicherheit gegenüber den geschlossenen Gefechtsmasten herbeizuführen. Die Bauart ist so gehalten, daß selbst, wenn zwei der Beine weggeschossen würden, das dritte immer noch imstande wäre, den Mast bezw. die auf ihm angebrachte Plattform, mit Geschützen, Scheinwerfern usw. zu tragen. Auch hier ist zu sagen, daß bisher noch zu wenig Erfahrungen aus der Praxis vorliegen, um mit aller Bestimmtheit sagen zu können, England habe die allein richtige Konstruktion herausgefunden. Insbesondere muß darauf hingewiesen werden, daß nur der Untermast dreiteilig ist, eine Verletzung des Obermastes also demnach von erheblichem Schaden für das Schiff sein kann. Wenn also überhaupt der Gefechtsmast beibehalten werden will, so dürfte schon die amerikanische Art vorzuziehen sein, sofern sich nicht in der Praxis noch erweist, daß alle Konstruktionen neben Vorteilen auch ganz erhebliche Nachteile besitzen. Unsere deutsche Kriegsmarine war bisher noch immer die, welche in bezug auf Bauart der Schiffe allen anderen Marinen sich überlegen gezeigt hat, und es ist vielleicht der Zeitpunkt gar nicht mehr fern, wo man auch hinsichtlich des Gefechtsmastes das deutsche Muster als das beste und vorteilhafteste wird bezeichnen müssen.

Fortsetzung der Chronik des Krieges vom 3.–19. Juni 1918.

3. Juni. Die Deutschen machen nach zähem feindlichen Widerstand neue Fortschritte südwestlich von Soissons. Starke französische Gegenangriffe beiderseits der Ourcq werden gebrochen. — An der Westküste Englands werden 29 000 Registertonnen versenkt. — Die Türken melden aus Tripolis beträchtliche Erfolge gegen die Italiener.

4. Juni. Erweiterung der deutschen Erfolge auf dem Südufer der Aisne westlich von Soissons. Die feindlichen Stellungen bei Dommiers werden erobert.

5. Juni. Erfolgreiche Kämpfe bei Pontoise, an der Aisne und im Savièresgrund. Die Gesamtbeute der neuen deutschen Offensive an der Aisne beträgt 55 000 Gefangene, mehr als 650 Geschütze und weit über 2000 Maschinengewehre. — Deutsche Tauchboote erscheinen an der amerikanischen Küste und entwickeln daselbst eine rege Tätigkeit. Im Kanal werden 28 000 Registertonnen vernichtet.

6. Juni. Örtliche Kämpfe bei Chateau Thierry und an der Avre endigen zugunsten der deutschen Waffen. Glückliches Vorpostengefecht am Kemmel. — Tauchbootbeute im Mittelmeer: 20 000 Tonnen. — Auflebende Gefechtstätigkeit an der italienischen Front.

7. Juni. Starke englisch-französisch-amerikanische Gegenangriffe an der Ardre bringen dem Feinde unbedeutenden Geländegewinn. — Deutsche Tauchboote vernichten ein liberianisches Kriegsfahrzeug und versenken bei den Azoren 22 000 Registertonnen.

8. Juni. Ein Angriff der Amerikaner bei Chateau Thierry wird blutig abgeschlagen. Ebenso scheitern feindliche Teilvorstöße bei Ypern, am Südufer der Aisne und südlich der Ourcq. Glückliches Vorpostengefecht bei Cutry. — Rege Erkundungstätigkeit an der italienischen Front. Erbitterte Kämpfe am Monte Pertica enden mit dem Rückzug der Italiener. — Auch die mazedonische Front gerät in Bewegung. — Englische Diktatur an der Murmanküste.

9. Juni. Die Deutschen gehen südwestlich von Noyon zum Angriff über, nehmen Mortemer und Orvillers, erstürmen die Höhen von Cutry und machen 8000 Gefangene. Im Luftkampf werden 37 feindliche Flugzeuge und 6 Fesselballone erledigt. — Österr.-ungar. Fliegerangriff auf Treviso. — Im sibirischen Grenzgebiet empören sich tschechisch-slowakische Truppen gegen die Sowjetregierung.

10. Juni. Erfolgreiche Fortführung der deutschen Offensive südwestlich Noyon. Der Übergang über die Matz wird erzwungen. Ein feindlicher Angriff zwischen Ancre und Somme wird durch Gegenstoß zum Scheitern gebracht. — Mehrere italienische Erkundungsvorstöße mißlingen. — In Albanien gehen die Franzosen zum Angriff über. Wechselvolle Gefechte zwischen Griechen und Bulgaren an der mazedonischen Front. — Die Engländer treten westlich des Jordans den Vormarsch an, werden aber zurückgeschlagen. — Im Mittelmeer fallen den deutschen Tauchbooten 26 000 Registertonnen zum Opfer.

11. Juni. Die Deutschen behaupten sich südwestlich Noyon siegreich gegen heftige französische Gegenangriffe und erzielen im Nachstoß weiteren Geländegewinn. — Anhaltende Artilleriekämpfe an der italienischen Front. — Gefechte bei Koros in Albanien. — Bei einem Seetreffen in der Adria geht der österr.-ungar. Schlachtkreuzer „Szent István" durch Torpedoschuß verloren.

12. Juni. Die Franzosen verbluten sich in er-

neuten starken Gegenangriffen südwestlich Noyon; die Gefangenenzahl ist auf 15 000 gestiegen. Auch bei Chateau Thierry rennt der Feind vergeblich an. Dagegen hat ein deutscher Teilvorstoß nördlich der Aisne vollen Erfolg und bringt weitere 1500 Gefangene ein. — Im Mittelmeer werden 22000 Registertonnen versenkt. — Das Vordringen der Franzosen in Albanien wird auf der Linie Mamia—Sinaprente zum Stehen gebracht.

13. **Juni.** Die Deutschen dringen in den Wald von Villers Cotterets ein und weisen feindliche Angriffe südwestlich Ypern und südwestlich Noyon ab. Bei den Luftkämpfen im Mai haben die Deutschen an der Westfront 180 Flugzeuge und 28 Fesselballone verloren, die Gegner 413 Flugzeuge und 23 Fesselballone. — Deutsche Tauchbootbeute bei den Azoren: 25 000 Registertonnen. — Feindlicher Luftangriff auf Cattaro. Französische Schlappe am Devoli in Albanien.

14. **Juni.** Feindliche Gegenangriffe im Walde von Villers Cotterets werden zum Scheitern gebracht. — Bolschewikibanden, die in Stärke von 10 000 Mann gegen Taganrog marschieren, werden von deutschen Truppen aufgerieben. — Aus dem Sperrgebiet um England wird die Versenkung von 20 000 Registertonnen gemeldet, aus dem Atlantik die von 28 000 Tonnen, worunter ein großer amerikanischer Truppentransportdampfer. — Heftiges Artillerieduell an der italienischen Front. — In Albanien werden die Franzosen bei Sinaprente abgewiesen. — Vorfrieden zwischen Großrußland und der Ukraine.

15. **Juni.** Feindliche Teilangriffe nördlich von Bethune und südlich der Aisne sowie im Walde von Villers Cotterets mißglücken. — Beginn einer großen österr.-ungar. Offensive gegen Italien. Die k. u. k. Truppen erzwingen den Übergang über die untere und mittlere Piave und erstürmen den Ostrand des Montellomassivs; 10 000 Gefangene, 50 Geschütze. Ebenso hat ihr erster Anlauf beiderseits der Brenta und auf der Hochfläche von Asiago Erfolg und bringt weitere 6000 Gefangene ein. Dann geht aber unter dem starken Druck sofort einsetzender feindlicher Gegenangriffe ein großer Teil des eroberten Geländes wieder verloren. Auch im Tonalepaß behaupten sich die Italiener, während im Adamellogebiet die Österreicher und Ungarn im Vorteil bleiben. — Neuerliche Angriffe der Franzosen im Devolital (Albanien) mißglücken. — Japanische Truppenlandung in China.

16. **Juni.** An der Westfront nur Vorfeldgefechte. — Im Mittelmeer werden 22 000 Registertonnen versenkt. — Die Österreicher und Ungarn machen trotz starker feindlicher Gegenwirkung westlich der Piave und am Montello Fortschritte; weitere 5000 Gefangene. —Die deutsche Schutztruppe in Ostafrika vereitelt neue Einkreisungsversuche des Feindes.

17. **Juni.** Feindliche Teilvorstöße südwestlich Albert, nördlich der Aisne und bei Chateau Thierry bleiben ergebnislos. — In der Schlacht in Venetien erstreiten die Österreicher und Ungarn weiteren Raumgewinn und erreichen den Kanal Fosetta; 9000 Gefangene, 23 Geschütze. — Rücktritt des bulgarischen Kabinetts Radoslawow wegen der Dobrudschafrage; Malinow übernimmt die Regierung. — Sturz der Bolschewikiregierung in Westsibirien. Bürgerkrieg in Baku. — Eröffnung des rumänischen Parlaments.

18. **Juni.** Gefechte bei Bethune, Dommiers, Montgobent und Chateau Thierry. Im Luftkampf werden 23 feindliche Flugzeuge und 3 Fesselballone abgeschossen. — Im Mittelmeer wird feindlicher Schiffraum im Ausmaße von 24 500 Tonnen vernichtet. — Fortgang der Schlacht in Venetien, die auf dem Südflügel zugunsten der Österreicher und Ungarn verläuft, während auf dem Nordflügel der Kampf unentschieden hin und her wogt. — In Wien muß die Brotration um die Hälfte verkürzt werden. — Chinesisch-japanische Militärkonvention.

19. **Juni.** Verschärfte Artillerietätigkeit an der flandrischen Front. Feindliche Teilvorstöße bei Chateau Thierry und Ornes werden abgewiesen. Amerikanische Schlappe bei Seicheprey. Die Gesamtbeute der drei deutschen Offensivmonate beträgt 212 000 Gefangene, 2800 Geschütze und 8000 Maschinengewehre. — Zähe Gegenangriffe der Italiener am Fosettakanal, an der Bahn Oderso—Treviso, im Montellogebiet und auf der Hochfläche von Asiago haben keinen Erfolg.

Bildertafeln.

Montenegrinische Vorstellung auf dem Lowzen. (Zu unserer Bildertafel.) Das gewaltige Bergmassiv des Lowzen, der Stolz des Montenegriners, eine natürliche Festung, die man für uneinnehmbar hielt, solange sie nicht von den österr.-ungar. Truppen im Sturm genommen war, zeigt dieses Bild in seiner großartigen Wildheit. Man vermag aus ihm die Schwierigkeit zu erkennen, die seine Erstürmung dem Angreifer bietet und die Kühnheit zu ermessen, die dazu gehört, die hier im Felsgestein errichteten Stellungen mit stürmender Hand zu nehmen.

Österreich.-ungar. Haubitzen auf dem Marsch im Gebiet des Lowzen. (Zu unserer Bildertafel.) Leichter Schnee bedeckt die Hänge und Mulden des Lowzen-Massivs und läßt seine Wuchtigkeit voll zur Geltung kommen. Auf der hochgelegenen, unwegsamen Gebirgsstraße hält eine Batterie schwerer österreich.-ungar. Gebirgshaubitzen, um nach dem anstrengenden Marsch durch die Unwirtlichkeit des Gebirges kurz zu verschnaufen, ehe sie weiter in das Land der Schwarzen Berge vordringt, neuem Kampf und Sieg entgegen.

